



YOGIS

Verborgene Weisheit Indiens

von PAUL BRUNTON

WOLFGANG KRÜGER VERLAG

«YOGIS»

Ein Europäer machte sich auf, Indien zu sehen; nicht das Indien der Reisebeschreibungen, sondern das Land der uralten, geheimnisvollen Weisheit, das sich dem Blick westlicher Neugier verbirgt. Dieser Mann, Paul Brunton, blieb nicht an der Oberfläche stecken; an den landläufigen Fakiren mit ihren Kunststücken ging er vorbei, unermüdlich forschte er weiter, und er fand den Weg zu den wirklichen Yogis, Männern voll geheimnisvoller Kräfte und großer, wunderbarer Erkenntnisse. Er sah sie in ihrer Einsamkeit, wie sie in Dschungeln und Berghöhlen wohnen, ihr ganzes Leben mit körperlichen und geistigen Übungen hinbringen und immer tiefer eindringen in das Reich geheimer Mächte. Wunderbare und merkwürdige Dinge geschehen, Gesetze der Natur scheinen überwunden; doch das Größte ist die Harmonie und Abgeklärtheit, die diese heiligen Männer erfüllt. Brunton sah Indien mit dem klaren und nüchternen Blick des Europäers, aber diese Weisheit nahm ihn gefangen. Sie zog ihn in ihren Bann, bis er selbst Yogi wurde und ganz in Indien blieb. Sein Bericht ist eine Botschaft, sachlich, wahrhaft und zugleich geheimnisvoll und unergründlich, die uns Europäern den Weg zu einer noch lebendigen, uralten Wissenschaft zeigt und uns etwas vermittelt von der abgeklärten Weisheit und dem inneren Reichtum, deren wir so sehr bedürfen. «Dieses Buch enthält die Essenz des Heiligen Indien», sagt Sir Francis Younghusband in seinem Vorwort. «Brunton berichtet, wie er durch das Innere Indiens wandert und das Vertrauen der Fakire und Yogis gewinnt. Das Buch ist ausgezeichnet: es hat Leben, Farbe und Bewegtheit, und Europäer, die etwas von der östlichen Weisheit, vom Yoga und seiner Ausübung erfahren wollen, finden von der ersten bis zur letzten Seite Wissenswertes.»

Die Times/London

Unendlich sympathisch berührt die immer lebendige, kritische Wachheit Bruntons. Seine Einsichten sind stets einfach, still und erhaben, und, wie immer das Beste im Geistigen dieser Welt, dogmenlos tolerant, kraftvoll und gütig.

Tageblatt/Heidelberg



Sri Shankara, das geistliche Oberhaupt Süd-Indiens

PAUL BRUNTON

YOGIS

VERBORGENE WEISHEIT
INDIENS

Mit 20 Bildern

WKV

WOLFGANG KRÜGER VERLAG
HAMBURG

Übertragen von Margret v. Bismarck

Titel des englischen Originals: A Search in Secret India



Neuausgabe

Entwurf des Schutzumschlages von Klaus Richter, des Einbandes von Kurt Tillessen

Copyright 1937 by Wolfgang Krüger Verlag, Berlin

Printed in Germany · Satz und Druck Poeschel & Schulz-Schomburgk, Eschwege/Werra

INHALT

	Seite
Vorwort von Sir Francis Younghusband	7
1. Verbeugung vor dem Leser	9
2. Vorspiel	17
3. Der Magier aus Ägypten	29
4. Ich beegne einem Messias	42
5. Der Einsiedler vom Flusse Adyar	66
6. Yoga besiegt den Tod	89
7. Der Weise, der nie spricht	109
8. Beim geistlichen Oberhaupt Süd-Indiens	122
9. Der Berg des «Heiligen Feuers»	138
10. Unter Gauklern und heiligen Männern	166
11. Der Wundertäter von Benares	188
12. Es steht in den Sternen geschrieben	205
13. Der Garten des Herrn	225
14. Im Hauptquartier des parsischen Messias	256
15. Seltsame Begegnung	267
16. Die Einsiedelei im Dschungel	279
17. Vergessene Wahrheiten	300
Lebensdaten des Verfassers	319

Vorwort

«Heiliges Indien» könnte man dieses Buch auch nennen. Denn es ist ein Suchen nach jenem Indien, das nur deshalb geheimnisvoll ist, weil es so heilig ist. Die heiligsten Dinge im Leben werden nicht öffentlich verkündet; der sichere Instinkt der menschlichen Seele läßt sie verborgen bleiben in den innersten Tiefen, zu denen nur wenige Zugang finden – vielleicht niemand, und gerott nur, wer geistig sich bemüht.

Und mit dem Lande ist es wie mit dem Menschen: die heiligsten Dinge hält ein Land geheim. Für einen Fremden wird es nicht leicht sein, zu entdecken, was für England das Heiligste ist. So ist es auch mit Indien: der heiligste Teil Indiens ist auch der verborgenste.

Geheime Dinge zu entdecken, erfordert eifriges Suchen; aber wer sucht, der wird finden, und wer mit ganzem Herzen und dem festen Willen, zu finden, sucht, der wird auch das Verborgene entdecken.

Brunton hat diesen Willen, und so erreichte er sein Ziel, wie groß auch die Schwierigkeiten waren. Denn in Indien, wie auch andermwärts, gibt es viel unechte Geistigkeit, durch die man sich mühsam hindurcharbeiten muß, um die Wahrheit zu finden. Es gibt eine Unzahl von geistigen Akrobaten und Schlangemenschen, durch die der Sucher nach reiner Geistigkeit sich seinen Weg bahnen muß. Diese Menschen haben ihre Körper- und Gehirnmuskeln so geübt, daß sie außerordentliches leisten; sie haben durch ständige Übung in der Konzentration eine fast vollständige Kontrolle ihrer Gehirnfunktionen erreicht, und viele von ihnen besitzen das, was man okkulte Kräfte nennt.

Diese Leute sind in ihrer Art sehr bemerkenswert und verdienen wohl eine Untersuchung durch Psychologen. Aber sie sind nicht das Wesentliche, nicht die Quellen, aus denen das Geistige entspringt.

Sie sind nicht das verborgene, heilige Indien, das Brunton suchte. Er sah, beobachtete und beschrieb sie; aber er

ging über sie hinweg. Was er suchte, war edelste, reinste Geistigkeit, und er hat sie gefunden.

Fernab von den Stätten der Menschen, tief in den Dschungeln oder im Himalajagebirge, wohin die heiligsten Männer Indiens immer wieder zurückkehren, fand Brunton die wahre Verkörperung alles dessen, was Indien am heiligsten gilt. Der Maharishi – der große Weise – hat Brunton am stärksten beeinflusst. Aber er ist nicht der Einzige; hier und dort in Indien dürften wohl noch andere dieser Art – nicht viele, sondern sehr, sehr wenige – zu finden sein. Sie verkörpern den wahren Genius Indiens, und durch sie offenbart sich der mächtige Genius des Weltalls.

Und deshalb gehören sie zu dem, was auf dieser Erde am meisten suchenswert ist. In diesem Buche nun finden wir das Ergebnis solchen Suchens.

FRANCIS YOUNGHUSBAND

Sir Francis Younghusband ist Präsident der Königl. Geographischen Gesellschaft zu London; als Generalmajor der britischen Armee in Indien Kommandant der britischen militärischen Expedition nach Tibet, durch die er berühmt geworden ist.

1. Kapitel

VERBEUGUNG VOR DEM LESER

In dem vergilbten Buch des indischen Lebens gibt es eine dunkle Stelle, die ich für den westlichen Leser zu erhellen versucht habe. Früher brachten die Indiefahrer viele unheimliche Geschichten über indische Fakire mit nach Hause, aber selbst heute noch wissen die Reisenden viel Merkwürdiges über sie zu berichten. Was ist wahr an den Erzählungen, die wir dann und wann über die Yogis oder Fakire hören? Was ist wahr an den Gerüchten über eine in Indien noch lebendige uralte Wissenschaft, durch die allen, die sich mit ihr beschäftigen, außergewöhnliche Kräfte zuteil werden?

Um diesen Fragen auf den Grund zu gehen, machte ich eine lange Reise, über die ich in diesem Buche zusammenfassend berichte. Zusammenfassen mußte ich, da die unerbittlichen Erfordernisse von Raum und Zeit mich dazu zwangen, nur über einen Yogi zu berichten, wo ich mehrere gesehen hatte. Ich wählte deshalb für dieses Buch solche aus, die mich am meisten fesselten und die auch den europäischen Leser interessieren würden. Man machte mich während meines Aufenthaltes in Indien oft auf sogenannte heilige Männer aufmerksam, denen tiefe Weisheiten und geheimnisvolle Kräfte zugeschrieben wurden. Ich reiste zu ihnen, durch sengend heiße Tage und schlaflose Nächte –, nur um 'sklavisch am Buchstaben hängende Stümper oder geldgierige Zauberer und Gaukler vorzufinden. Sie zu beschreiben wäre wertlos für den Leser und unerfreulich für mich; ich erzähle lieber gar nicht erst, wieviel Zeit ich für sie verschwendete.

Es war mir aber außerdem vergönnt, ein unbekanntes, nur von wenigen Menschen erlebtes Indien zu sehen, ein Indien, das dem Durchschnittsmenschen schwer verständlich ist. Nur ein verschwindend kleiner Bruchteil

der in Indien lebenden Engländer hat sich bisher mit der Erforschung dieser Dinge abgegeben, und nur wenige sind tief genug eingedrungen, um darüber etwas berichten zu können. Der Weiße lernt die Yogis, wenn überhaupt, dann nur sehr unvollkommen kennen, und auch nicht gerade die besten. Im Ursprungslande der Yogis gibt es heute nur noch eine Handvoll, sie sind sehr selten geworden, pflegen ihr Wissen vor der Welt zu verbergen und sich nach außen hin als Dummköpfe zu geben. In Indien, Tibet und China entledigen sie sich des westlichen Reisenden, der sie in ihrer Stille aufstöbert, indem sie die wohlinstudierte Rolle eines unbedeutenden, törichten Menschen spielen. Vielleicht paßt auf sie Emersons Wort 'Groß sein heißt mißverstanden sein' – ich weiß es nicht. Die meisten Yogis leben als Einsiedler, die sich nie unter die Menge mischen, und selbst wenn man ihnen begegnet, gehen sie erst nach längerer Bekanntschaft aus sich heraus. Deshalb ist im Westen bisher wenig über ihre seltsame Lebensform geschrieben worden, und dieses Wenige ist recht oberflächlich.

Berichte indischer Schriftsteller gibt es zur Genüge; sie müssen aber mit Vorsicht gelesen werden, da die Orientalen leider oft Gerücht und Tatsache unbedenklich durcheinander werfen. Als Quellen sind solche Berichte deshalb nicht sonderlich wertvoll. Als mir dies nach üblen Erfahrungen am eigenen Leibe erst klargeworden war, dankte ich meinem Schöpfer für die wissenschaftliche Schulung, die der Westen mir vermittelt, und für das Bedürfnis nach rechten Tatsachen, das der Journalistenberuf mich gelehrt hatte. Im Orient steckt hinter jedem Aberglauben irgendeine kleine Wahrheit, aber nur der schärfste Spürsinn weiß diese kleine Wahrheit wirklich zu entdecken. Deshalb mußte ich überall die Augen offen halten. Als es sich herumsprach, daß ich mich für Philosophie, aber ebenso auch für das Mystische und Geheimnisvolle interessierte, überhäufte man mich mit prächtig ausgeschmückten, dabei im Grunde dürftigen Berichten. Ich hätte gut meine Zeit damit hin-

bringen können, diese Menschen zu lehren, daß die Wahrheit auf eigenen Füßen stehen kann, ohne umzufallen, aber ich hatte anderes zu tun. Ich freue mich aber, daß ich mir meine Kenntnisse über die Wundertaten des Ostens aus erster Hand selbst besorgte. Ich mußte durch ein Gewirr von Aberglauben und uralten Vorurteilen vordringen bis zu jenen Wahrheiten, die selbst bei einer gewissenhaften Nachprüfung noch bestehen bleiben. Ich darf mir schmeicheln, daß mir dies nie gelungen wäre, wenn in meiner Natur nicht zwei Eigenschaften nebeneinander wohnten: Skepsis und seelisches Einfühlungsvermögen, die einander sonst auszuschließen pflegen.

Ich habe dies Buch 'Verborgene Weisheit Indiens' genannt, weil es von einem Indien handelt, das sich seit Jahrtausenden vor spähenden Augen verborgen und so abgeschlossen hat, daß heute nur noch einige in schnellem Verfall begriffene Reste vorhanden sind. Es mag als selbstsüchtig erscheinen, daß die Yogis ihre Erkenntnisse so geheim gehalten haben; das ist auch der Grund für ihr allmähliches Verschwinden. Tausende von Engländern leben in Indien, Hunderte besuchen alljährlich das Land, aber nur wenige wissen etwas über diese Dinge, die eines Tages wertvoller für die Welt sein werden als alle Perlen und Edelsteine Indiens. Wenige haben sich die Mühe gemacht, die abseits vom Wege lebenden Yogis aufzusuchen; nicht einer unter tausend Engländern würde es über sich gewinnen, sich vor einem halbnackten braunen Mann in einer einsamen Höhle oder in einem mit Schülern angefüllten Raum niederzuwerfen.

Trotzdem aber trifft den in Indien als Soldat, Beamter oder Kaufmann lebenden und reisenden Engländer kein Tadel, weil er zu stolz ist, auf der Matte neben einem Yogi zu kauern. Abgesehen davon, daß er das englische Prestige aufrecht erhalten muß – was zweifellos sehr wichtig ist –, sind die sogenannten Heiligen meist eher abstoßend als anziehend. Man versäumt eben nicht viel,

wenn man solchen Menschen aus dem Wege geht. Und doch ist es ein Jammer, daß der Engländer nach mehrjährigem Aufenthalt das Land verläßt, ohne im geringsten zu ahnen, was im Kopf eines indischen Weisen vorgeht.

Ich bin in der Lage, dieses Buch zu schreiben, weil ich meinen Stolz darein setzte, die Völker Hindustans kennenzulernen, weil ich ihnen Verständnis und Zuneigung entgegenbrachte, frei von kleinlichen Vorurteilen war und den Wert eines Charakters ohne Rücksicht auf die Farbe der Haut zu erkennen vermochte, nicht zuletzt aber, weil ich mein ganzes Leben lang die Wahrheit gesucht hatte und bereit war, jede Wahrheit anzuerkennen. Ich bahnte mir meinen Weg durch eine Menge abergläubischer Narren und anmaßender Fakire, um zu Füßen der wirklich weisen Männer zu sitzen und von ihnen die Lehre des indischen Yoga zu hören. In manch einer weltabgeschiedenen Einsiedelei kauerte ich, umgeben von fremden Gesichtern, während fremde Laute an mein Ohr drangen. Die besten Yogis leben in der Stille, zu ihnen ging ich und lauschte demütig ihren Orakelsprüchen. Stundenlang unterhielt ich mich mit den Brahmanen in Benares über die uralten Fragen der Philosophie und des Glaubens, die den Menschen quälen und beunruhigen, seit er denken gelernt hat. Hie und da suchte ich Zerstreuung bei Zauberern und Gauklern und hatte dabei die merkwürdigsten Erlebnisse.

★

Ich wollte an Ort und Stelle mit eigenen Augen sehen, wie die Yogis von heute leben. Ich durfte mich rühmen, daß meine journalistische Schulung mich dazu befähigte, das, was ich suchte, auf dem schnellsten Wege zu finden. Die am Redaktionstisch mit dem Bleistift in der Hand verbrachten Jahre hatten mich so kritisch gemacht, daß ich die Spreu vom Weizen trennen konnte. Die Tatsache, daß mein Beruf mich mit Männern und Frauen jeder Art in Berührung gebracht hatte – ich kannte den abgerisse-

nen Bettler und den reichen Millionär –, sollte mir helfen, meinen Weg unter den vielfältigen Völkern und Rassen Indiens auf der Suche nach den Yogis zu finden. Auch hatte ich von jeher ein Innenleben geführt, das von meinem äußeren Dasein völlig unabhängig war. In meiner freien Zeit hatte ich in alten Folianten gelesen oder mich mit irgendwelchen Unterströmungen der Psychologie beschäftigt. Ich hatte Dinge zu erforschen gesucht, die von jeher in tiefes Dunkel gehüllt waren. Dazu kam, daß alles Orientalische mich schon immer unwiderstehlich angezogen hatte. Bereits vor meiner ersten Reise hatte der Orient die Fühler nach mir ausgestreckt und mich dazu getrieben, Asiens heilige Bücher, die Auslegungen der gelehrten Brahmanen und die Aufzeichnungen der Weisen zu lesen, soweit ich mir englische Übersetzungen beschaffen konnte.

Beide Seiten meines Wesens waren gleich wichtig. Niemals machte ich den Fehler, dem kritischen und unbeflüßbaren wissenschaftlichen Forschungstrieb untreu zu werden, um die morgenländischen Wege zur Ergründung der Lebensgeheimnisse zu beschreiten. Es wäre ja sonst für mich unmöglich gewesen, Menschen und Orte aufzusuchen, die der Durchschnittsengländer meiden würde. Ohne mein streng wissenschaftliches Vorgehen hätte ich mich, wie so viele Inder, in der Wildnis des Aberglaubens verirrt. Es ist nicht leicht, Eigenschaften in sich zu vereinigen, die einander im allgemeinen widersprechen, ich habe mich aber bemüht, beiden gerecht zu werden.

Ich leugne nicht, daß der Westen vom heutigen Indien wenig lernen kann, möchte aber behaupten, daß wir viel von den indischen Weisen der Vergangenheit und von den wenigen, die heute noch leben, lernen können. Der weiße Reisende, der die größten Städte und die historischen Stätten aufsucht und dann, entsetzt über Indiens Rückständigkeit, wieder nach Hause fährt, hat mit seiner Geringschätzung zweifellos recht. Eines Tages aber werden klügere Reisende kommen, die nicht die ab-

bröckelnden Ruinen nutzloser Tempel oder die Marmorpaläste längst verstorbener Fürsten, sondern die lebenden Weisen aufsuchen, um von ihnen Dinge zu erfahren, die auf unseren Universitäten nicht gelehrt werden.

Sind diese Inder nur Nichtstuer, die in der tropischen Sonne faulenzten? Haben sie nichts getan, nichts erdacht, was für die Welt bedeutsam ist? Der Reisende, der hier nur äußere Verkommenheit und geistige Schlawheit sieht, ist nicht sonderlich weit gekommen. Wenn er den Indern statt der Verachtung rücksichtsvolles Verständnis entgegenbrächte, würden sich ihm verschlossene Lippen und verschlossene Türen öffnen.

Es ist wahr, daß Indien Jahrhunderte lang geschlafen hat, es ist wahr, daß es heute noch Millionen indischer Bauern gibt, die ebenso ungebildet sind und denselben kindlichen Aberglauben, dieselbe kindliche Frömmigkeit besitzen wie die englischen Bauern des 14. Jahrhunderts. Es ist ferner wahr, daß die Brahmanen die Jahre mit nutzlosen dogmatischen Haarspaltereien dahinbringen und, ähnlich unseren mittelalterlichen Scholastikern, hauchdünne metaphysische Gewebe spinnen. Und doch leben noch kleine und kostbare Reste einer alten Kultur in dem, was man zusammenfassend Yoga nennt. Diese Lehre hat der Menschheit auf ihre Art ebensoviel Segen gespendet wie die westlichen Wissenschaften. Yoga kann unsere Körper zurückführen zu den natürlichen, ursprünglich für sie bestimmten Lebensbedingungen und kann uns wiederschenken, was die heutige Zivilisation am dringendsten braucht: Abgeklärtheit und inneren Reichtum. Ich gebe zu, daß von dieser Weisheit im heutigen Indien wenig zu verspüren ist, sie gehört der Vergangenheit an. Die Erkenntnisse des Yoga finden heute kaum Widerhall. Vielleicht ist die ängstlich beobachtete Zurückgezogenheit der Weisen daran schuld, daß diese uralte Wissenschaft keine Verbreitung fand – ich weiß es nicht.

Sicherlich ist es kein Fehler, den Blick unserer westlichen

Mitmenschen nach Osten zu lenken. Es soll keine neue Religion dadurch gewonnen werden; es sollen aber einige wenige Überbleibsel einer alten Weisheit gezeigt werden. Jene allzu Klugen, die in der Philosophie Asiens keinen für den Westen brauchbaren Gedanken entdecken können, beweisen damit nur ihre eigene Leere. Wer sich den Ideen und Gedanken des Orients verschließt, wird überhaupt keine Wahrheiten finden und nie seelische Erkenntnisse haben. Wer aber in den alten Lehren des Orients nach einer kostbaren und fremdartigen Weisheit sucht, wird nicht enttäuscht werden.

Ich fuhr in den Osten, um die Yogis und ihr geheimes Wissen aufzustöbern. Auch der Gedanke an innere Erleuchtung, an ein Leben in Gott, beseelte mich, war aber nicht ausschlaggebend. Ich wanderte an Indiens Flüssen, an den still dahinfließenden graugrünen Wogen des heiligen Ganges, am breiten Jumna, am male-rischen Godavari. Ich streifte durch das ganze Land. Indien nahm mich willig auf, und die wenigen noch lebenden Weisen öffneten dem Fremdling gastlich ihre Türen.

Es ist noch nicht allzu lange her, daß ich unter denen lebte, die Gott nur als eine Ausgeburt der menschlichen Einbildung betrachten, die innere Erkenntnisse für Schall und Rauch halten und eine gerechte Vorsehung als Fabrikware für kindliche Idealisten ansehen. Auch ich hatte nie viel übrig für Menschen, die religiöse Paradiese aufbauen, in denen sie einen herumführen mit einer Miene, als seien sie von Gott eingesetzte Grundstücksmakler. Ich verachtete von jeher die fanatischen Bemühungen kritikloser Theoretiker. Wenn ich heute über manche Dinge anders denke, so möge man überzeugt sein, daß es mit gutem Grunde geschieht. Ich habe keins der östlichen Glaubensbekenntnisse übernommen; die wichtigsten von ihnen kannte ich schon von meinen eifrigen Studien her. Neu für mich war das Erlebnis des Göttlichen. Das klingt vielleicht recht unwichtig und

scheint auf den ersten Blick meine ganz persönliche Sache zu sein. Ich betrachte dies aber als eine sehr bedeutende Errungenschaft, denn ich bin ein Kind unserer Zeit, die knappe Tatsachen und kühl abwägende Vernunft hochschätzt und für religiöse Dinge keine Begeisterung aufbringt. Ich gewann meinen Glauben so wieder, wie ihn nur der Zweifler wiedergewinnen kann: nicht durch Überredungskünste, sondern durch überwältigende Erlebnisse. Mein Denken wandelte sich grundlegend unter dem Einfluß eines schlichten Einsiedlers aus dem Dschungel, der sechs Jahre lang in einer Berghöhle gehaust hatte. Einen Hochschulgrad würde er wohl nicht erringen können, trotzdem schäme ich mich nicht, in den letzten Kapiteln dieses Buches zu schildern, wie tief ich in der Schuld dieses Mannes bin. Das nach inneren Erkenntnissen ringende geheimnisvolle Indien lebt trotz aller politischen Agitation, durch die es heute in den Hintergrund gedrängt wird. Ich habe mich bemüht, hier eine möglichst wahrheitsgetreue Schilderung einiger weiser Männer zu geben, die eine Kraft und Abgeklärtheit besaßen, nach der wir geringeren Sterblichen sehnsüchtig streben.

Auch andere wunderbare und rätselhafte Begebenheiten habe ich in diesem Buch niedergelegt. Sie erscheinen mir heute fast unglaublich hier in der schlichten englischen Landschaft, während ich diesen Bericht meiner Schreibmaschine anvertraue. Ich bin sogar erstaunt über meine Kühnheit, dies einer Welt von Zweiflern vorzulegen. Ich glaube aber, daß der gegenwärtig herrschende Materialismus nicht für alle Zeit bleiben wird. Schon trifft man Anzeichen dafür, daß sich das Denken ändern wird. An Wunder aber glaube ich wie die meisten Menschen meiner Generation nicht. Ich glaube jedoch, daß unsere Kenntnis der Gesetze der Natur unvollständig ist. Erst wenn die Vorhut der Gelehrten, die in unerforschte Gebiete vordringt, mehr von diesen Gesetzen weiß, werden wir Dinge tun können, die ans Wunderbare grenzen.

2. Kapitel

VORSPIEL

Der Erdkundelehrer nimmt einen langen, schwankenden Zeigestock und geht zu der großen Landkarte, die vor der gelangweilten Klasse hängt. Er zeigt auf einen dreieckigen roten Fleck, der sich zum Äquator hin erstreckt. Er will noch einmal versuchen, die erlahmende Aufmerksamkeit der Schüler zu wecken. Er spricht mit schleppender Stimme, sein Gesicht sieht aus, als ob er große Offenbarungen zu machen hätte. «Man hat Indien den strahlendsten Edelstein in der englischen Krone genannt.»

Bei diesen Worten fährt ein in tiefe Träume versunkener Knabe plötzlich hoch, von weither kehren seine Gedanken zurück in die schlichte, aus Backstein erbaute Schule. Beim Hören oder Lesen des Wortes ‚Indien‘ ist ihm jedesmal, als ob das Fremdartige, Unbekannte ihn erregend und geheimnisvoll lockte. Immer wieder zieht ihn dieses Wort unwiderstehlich an.

Der Mathematiklehrer wähnt den Jungen bei einer Algebraaufgabe und weiß nicht, daß er das Pult für ganz andere Zwecke benutzt. Hinter geschickt aufgebauten Büchern zeichnet er eifrig Köpfe mit Turbanen, dunkelhäutige Gesichter, flache Dschunken, von denen Gewürzsäcke auf große Schiffe verladen werden.

Die Kinderjahre vergehen, aber die Liebe zu Indien, ja, zu ganz Asien, bleibt bestehen.

Dann und wann faßt der Knabe den abenteuerlichen Plan, dorthin zu ziehen. Er will von Hause fortlaufen und zur See gehen. Mit ein wenig Unternehmungsgeist würde es ihm schon gelingen, so glaubt er, Indien zu sehen. Daraus wird zwar nichts, aber er hält vor seinen Kameraden große Reden, bis einer von ihnen von seiner knabenhaften Begeisterung angesteckt wird.

Heimlich beraten sie sich, sie wollen eine abenteuer-

liche Wanderung quer durch Europa, Kleinasien und Arabien bis nach Aden machen. Sie hoffen dort die Bekanntschaft eines freundlichen und mitfühlenden Kapitäns zu machen, der sie an Bord seines Schiffes nehmen würde. Eine Woche später würden sie dann bereits mit der Entdeckung Indiens beginnen können.

Die Vorbereitungen gehen nur langsam vorwärts. Es wird Geld gespart, sie tragen heimlich zusammen, was ein Entdecker nach ihrer Ansicht unbedingt braucht. Landkarten und Reiseführer werden genau studiert, und beim Anblick der bunten Bilder und hübschen Photographien werden sie von einer fieberhaften Wanderlust ergriffen. Endlich ist es so weit: der Tag, da sie die Heimat verlassen wollen, steht fest.

Hätten sie doch von ihrer damaligen jugendlichen Tatkraft und ihrem Optimismus etwas aufsparen können! Es ist ein schwarzer Tag, als der Vormund des anderen Jungen die Vorbereitungen entdeckt und ihm ein Geständnis entlockt, um mit fester Hand dazwischenzufahren. Es läßt sich nicht schildern, was sie leiden. Widerstrebend müssen sie ihren großen Plan aufgeben.

Nie aber verläßt den Knaben die Sehnsucht nach Indien. Als er zum Manne gereift ist, fesseln ihn ernste Pflichten, und die Sehnsucht nach Indien muß im Hintergrund bleiben.

Jahre vergehen, bis er unerwartet einem Manne begegnet, der diese alte Sehnsucht wieder erweckt. Das Gesicht des Fremdlings ist dunkel, er trägt einen Turban und kommt aus dem sonnendurchglühten Hindustan.

☆

Ich suche mir den Tag ins Gedächtnis zurückzurufen, da ich ihn zum ersten Male sah. Der Herbst geht zur Neige, es ist neblig, eine scharfe Kälte dringt durch meine Kleider.

Ich betrete ein hellerleuchtetes Café, um mich zu wärmen. Eine Tasse heißen Tees, die sonst stets ihre gute

Wirkung hat, frischt mich heute nicht auf. Ich kann dem Gefühl der Schwere in mir nicht entrinnen.

Die Ruhelosigkeit treibt mich aus dem Café auf die Straße. Ich wandere ziellos unbekannte Wege und stehe auf einmal vor einem kleinen Buchladen, den ich gut kenne. Das Haus ist alt, und auch die Bücher darin sind alt. Der Inhaber des Ladens ist ein merkwürdiger Mensch, ein Überbleibsel aus einem früheren Jahrhundert. Unsere schnelle Zeit hat wenig Verwendung für ihn, und er nicht für sie. Er verkauft seltene Drucke und frühe Ausgaben; seine Bücher handeln von seltsamen, dunklen Dingen. Er weiß erstaunlich viel über die Grenzgebiete des Wissens und über abseitige Dinge. Von Zeit zu Zeit suche ich den Laden auf, um mich mit dem alten Mann zu unterhalten.

Ich trete ein, grüße und blättere in alten Kalblederbänden und vergilbten Folianten. Ein altes Buch fesselt mich, ich betrachte es genauer. Der bebrillte Buchhändler bemerkt mein Interesse und beginnt über den Inhalt des Buches zu sprechen. Es handelt von der Seelenwanderung. Der alte Mann führt die Unterhaltung, er spricht ununterbrochen und ist über das Für und Wider dieser eigenartigen Lehre offenbar besser unterrichtet als der Verfasser des Buches. Er führt ständig die Klassiker im Munde, die über die Seelenwanderung geschrieben haben.

Plötzlich höre ich, daß sich im Hintergrund des kleinen Ladens jemand bewegt und erblicke eine hohe Gestalt im Dunkel eines kleinen rückwärtigen Raumes, der die kostbarsten Bücher beherbergt. Der Fremde ist ein Inder, er kommt in würdevoller Haltung auf uns zu und bleibt vor dem Buchhändler stehen.

«Mein Freund», sagt er leise, «verzeihen Sie meine Einmischung. Ich hörte unwillkürlich Ihre Unterhaltung, deren Thema mich außerordentlich anzieht. Sie zitierten die Klassiker, die angeblich als die ersten die Idee einer ständigen Wiedergeburt des Menschen auf Erden vertreten. Die klugen griechischen Philosophen, weisen Afri-

kaner und frühen Kirchenväter wußten gewiß viel darüber. Wo aber, glauben Sie, kommt diese Idee her?»

Er macht eine kleine Pause, ohne aber eine Antwort abzuwarten. Lächelnd fährt er fort: «Erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß Sie zum ersten Male in Indien der Idee einer Seelenwanderung begegnen können. Diese Lehre ist in meinem Volke von altersher bekannt.»

Das Gesicht des Sprechenden zieht mich an; es ist ungewöhnlich und würde einem unter hundert Indern auffallen. Gebändigte Kraft scheint in ihm zu ruhen. Er hat durchdringende Augen, ein kräftiges Kinn, eine schöne, hohe Stirn. Seine Haut ist dunkler als die des Durchschnitts-Inders. Er trägt einen sehr schönen Turban, der vorne mit einem blitzenden Edelstein geschmückt ist. Im übrigen ist er europäisch gekleidet.

Seine etwas lehrhafte Bemerkung mißfällt dem Alten hinter dem Ladentisch; er möchte heftig widersprechen.

«Wie wäre das möglich», sagt er zweifelnd, «da doch die östlichen Mittelmeerstädte in vorchristlicher Zeit bereits Brennpunkte geistigen und kulturellen Lebens waren? Lebten nicht die größten Geister des Altertums innerhalb des Raumes, der zwischen Athen und Alexandria liegt? Ihre Ideen drangen nach Süden und Osten vor und erreichten schließlich auch Indien.»

Der Inder lächelt nachsichtig.

«Keineswegs», antwortet er. «In Wirklichkeit war es umgekehrt.»

«Sie wollen also allen Ernstes behaupten, daß der fortschrittliche Westen seine Philosophie aus dem trägen Osten bezogen hat? Nein, nein!» erwidert der Buchhändler heftig.

«Warum nicht? Lesen Sie Ihren Apulejus, lassen Sie sich erzählen, daß Pythagoras nach Indien kam und von den Brahmanen unterwiesen wurde. Wollen Sie bitte nicht vergessen, daß er nach seiner Rückkehr nach Europa die Lehre der Seelenwanderung verbreitete. Das ist nur ein Beispiel, ich könnte viele andere finden. Ihr Wort über den trägen Osten macht mich lächeln. Vor Jahrtausenden

grübelten unsere Weisen bereits über die tiefsten Probleme, von deren Vorhandensein Ihre Landsleute damals nichts ahnten.»

Er schweigt, sieht uns durchdringend an und wartet auf die Wirkung seiner Worte. Der alte Buchhändler scheint etwas verwirrt, ich sah ihn noch nie so eingeschüchtert und sichtlich beeindruckt durch das größere Wissen des anderen.

Ich habe still zugehört und sage nichts dazu. Es entsteht eine längere Gesprächspause. Dann wendet der Inder sich kurz um und begibt sich wieder in das kleine Hinterzimmer, aus dem er wenige Minuten später mit einem wertvollen Buch in der Hand wieder heraustritt. Er bezahlt das Buch und will gehen. Ich blicke ihm nach. Er wendet sich noch einmal um und kommt auf mich zu, zieht eine kleine Mappe aus der Tasche und entnimmt ihr eine Besuchskarte.

«Würde es Ihnen wohl Freude machen, unser Gespräch bei mir fortzusetzen?» fragt er leise lächelnd. Ich bin erstaunt, sage aber hocheifrig zu. Er reicht mir die Karte und bittet mich zum Abendessen.

Gegen Abend mache ich mich auf den Weg, um das Haus des Fremden zu suchen. Das ist gar nicht so leicht, da ein unangenehmer, dichter Nebel über den Straßen hängt. Plötzlich ragt ein großer Torweg vor mir auf, zwei helle Wandlaternen leuchten wie zur Begrüßung. Dann stehe ich in einem großen Zimmer, das mit fremdartigen Möbeln und farbenfrohen Stoffen einem morgenländischen Palast zu entstammen scheint. Die Türe schließt sich, ich habe den trüben, grauen Westen hinter mir gelassen. Das Zimmer ist mit indischen und chinesischen Gegenständen ausgestattet. Rot, Schwarz, Gold sind die vorherrschenden Farben. An den Wänden sieht man gewirkte Tapeten mit reichen, chinesischen Drachenornamenten. Aus allen Ecken grinsen wilde, geschnitzte Drachenköpfe. Zu beiden Seiten der Türe hängen zwei seidene Mandarinenmäntel. Der Parkettfußboden ist mit kühn gemusterten indischen Teppichen bedeckt, in denen

der Fuß tief einsinkt. Vor dem Kamin liegt ein riesiges Tigerfell.

In einer Ecke steht ein kleiner Lacktisch, der einen schwarzen Ebenholzschrein mit goldenen Falttürchen trägt; in der Nische sehe ich eine indische Gottheit. Vielleicht ist es ein Buddha, denn das Gesicht ist ruhevoll und unergründlich, die unbewegten Augen blicken still zur Nase hinunter.

Der Gastgeber begrüßt mich herzlich. Er trägt einen tadellosen schwarzen Anzug. Dieser Mann, denke ich, würde in jeder Gesellschaft vornehm aussehen. Wenige Minuten später sitzen wir bei Tisch. Einige wunderbare Gerichte werden aufgetragen, und ich lerne zum erstenmal den Curry kennen und schätzen. Der Diener in weißer Jacke und Hose, mit goldener Schärpe und blendend weißem Turban, sieht sehr malerisch aus.

Beim schwarzen Kaffee erzählt mir mein Gastgeber ein wenig über sich. Er ist weit gereist und scheint recht wohlhabend zu sein. Er gibt lebhaft Schilderungen von China, wo er ein Jahr lang lebte, von Japan, dem er eine große Zukunft voraussagt, von Amerika und Europa. Das Merkwürdigste aber ist, daß er einst in einem christlichen Kloster in Syrien ganz zurückgezogen gelebt hat.

Als wir uns die Zigarette anzünden, kommt er auf die Unterhaltung im Buchladen zu sprechen, ich merke aber, daß er lieber über etwas anderes mit mir reden möchte. Bald ist er bei der alten indischen Philosophie angelangt.

«Einige Lehren unserer Weisen haben den Westen bereits erreicht», sagt er mit Nachdruck. «In den meisten Fällen aber hat man sie mißverstanden, gelegentlich sogar verfälscht. Es ist aber nicht meine Aufgabe, mich darüber zu beklagen. Was ist heute Indien? Heute ist das Land nicht mehr der Spiegel seiner einstigen hohen Kultur, heute hat es alle Größe eingebüßt. Das ist traurig, sehr traurig. Die Massen halten heute noch fest an einigen wenigen Idealen und sind verstrickt in pseudo-

religiöse Bindungen und unkluge, überlebte Gebräuche.»
«Wie kam es zu diesem Verfall?» frage ich.

Der Gastgeber schweigt, langsam verstreicht eine Minute. Ich beobachte ihn, seine Augen werden schmal, jetzt sind sie nur noch halb offen. Dann bricht er das Schweigen.

«Ach, mein Freund! Einst gab es in meiner Heimat große Seher, die in die Geheimnisse unseres Lebens eindringen konnten. Der Fürst und auch der einfache Mann suchten ihren Rat. Unter ihrem geistigen Einfluß wuchs Indien empor. Wo sind sie heute? Zwei oder drei mögen noch da sein, unbekannt, abseits vom Strom des Lebens. Als sich jene großen Seher, die wir ‚Rischi‘ nennen, von der Welt zurückzogen, begann auch unser Verfall.»

Tief sinkt sein Kopf auf die Brust, bei diesen letzten Worten ist ein klagender Ton in seine Stimme gekommen. Er scheint weit fort zu sein, seine Seele ist in traurige Gedanken gehüllt.

Lautlos tritt der Diener ein und geht zu dem kleinen Lacktisch. Er zündet eine Räucherkerze an, ein feiner blauer Rauch steigt zur Decke. Es duftet angenehm nach morgenländischem Weihrauch.

Jetzt hebt der Gastgeber den Kopf und sieht mich an.
«Sagte ich Ihnen, daß noch zwei oder drei von ihnen leben?» fragt er mit einem sonderbaren Ton in der Stimme. «Ich kannte einen großen Weisen, über den ich nur selten mit anderen Menschen spreche. Er war mir Vater, Lehrer und Freund und besaß die Weisheit eines Gottes. Ich liebte ihn wie meinen Vater. Wenn ich das große Glück hatte, bei ihm zu sein, war das Leben gut. So groß war seine Wirkung auf mich. Ich, der ich mich der Kunst ergeben und die Schönheit zum Ideal erhoben hatte, lernte von ihm, auch in den Kranken, Elenden und Verstümmelten Gott zu erkennen, in Menschen, von denen ich mich bis zu der Zeit voller Abscheu abgewandt hatte. Er lebte fern von den Städten in einem Wald als Einsiedler; durch Zufall stieß ich dort auf ihn. Ich besuchte ihn dann öfter und blieb bei ihm so lange wie

möglich. Er lehrte mich vieles. Ein Mensch wie er könnte jedem Lande Größe geben.»

«Warum wirkt er nicht im Dienste Indiens in der Öffentlichkeit?» frage ich geradeheraus.

Der Inder schüttelt den Kopf.

«Es ist schwer für uns, einen so ungewöhnlichen Menschen zu verstehen, für Sie als Westländer doppelt schwer. Wahrscheinlich würde er antworten, daß man auch im stillen, auf telepathischem Wege, geistige Wirkungen erzielen kann, daß auch aus der Ferne unsichtbare, aber nicht unwirksame Einflüsse ausgeübt werden können. Er würde antworten, daß eine sterbende Gesellschaft ihr Schicksal hinnehmen muß, bis die Zeit ihrer Erlösung gekommen ist.»

Ich gestehe ihm, daß seine Antwort mich verwirrt.

«Das, mein Freund», erwidert er, «hatte ich erwartet.»

Nach diesem merkwürdigen Abend besuche ich den Inder häufiger. Eines Abends nimmt die Unterhaltung eine für mein späteres Leben bedeutsame Wendung. Der Inder spricht über eine merkwürdige Klasse von Menschen, nämlich über die Yogis. Für mich hat das Wort eine recht unklare Bedeutung. Ich fand es gelegentlich in Büchern, aber es bedeutete jedesmal etwas anderes. Als mein Freund jetzt dies Wort ausspricht, unterbreche ich ihn und bitte um Aufklärung.

«Das will ich Ihnen gerne erklären», antwortet er. «Ich kann Ihnen aber kaum erschöpfend sagen, was ein Yogi ist. Fragen Sie ein Dutzend meiner Landsleute, und Sie werden ein Dutzend verschiedene Erklärungen hören. Es gibt zum Beispiel Tausende von umherziehenden Bettlern, die sich so nennen. Sie überschwemmen die Dörfer und kommen in Scharen zu den religiösen Festen. Viele von ihnen sind nichts weiter als Faulenzer und Vagabunden, die meisten sind völlig ungebildet und haben keine Ahnung von Ursprung und Inhalt des Yoga; dabei treiben sie unter diesem Namen ihr Unwesen.»

Er hält inne und streift die Asche von seiner Zigarette.

«Wenn Sie aber nach Rischikesch zu Füßen des großen

Himalaja gehen, finden Sie eine ganz andere Art von Yogis. Sie leben in bescheidenen Hütten oder Höhlen, essen wenig und beten ständig zu Gott. Die Religion ist ihr Lebenszweck und beschäftigt ihren Geist bei Tag und bei Nacht. Die meisten von ihnen sind gute Menschen, die in heiligen Büchern lesen und Gebete summen. Auch sie nennen sich Yogis. Was aber haben sie gemein mit den Bettlern, die das unwissende Volk ausplündern? Sie sehen, der Begriff Yogi ist sehr dehnbar. Außer den eben beschriebenen Arten von Yogis gibt es dann noch ein Mittelding, das beider Eigenschaften vereinigt.»

«Und dennoch wird viel über die geheimnisvollen Kräfte der Yogis erzählt», sage ich.

Er lacht. «Ja! Hören Sie nun aber eine weitere Auslegung des Wortes Yogi. Weit weg von den Städten gibt es in der Einsamkeit des Dschungels oder in Berghöhlen seltsame Menschen, die ihr ganzes Leben mit bestimmten Übungen hinbringen, durch die sie wunderbare Kräfte zu erlangen hoffen. Manche von ihnen scheuen und verachten das Wort Religion, andere wieder sind von tiefer Frömmigkeit. Allen gemeinsam aber ist das Bestreben, der Natur die Herrschaft über unsichtbare, geheime Mächte abzurufen. Sie sehen, daß in Indien noch heute eine Tradition des Geheimnisvollen und Okkulten besteht; es gibt noch immer Berichte über Männer, die Wundertaten vollbringen können. Auch diese Leute nennen sich Yogis.»

«Haben Sie solche Menschen je gesehen? Glauben Sie an diese Tradition?» frage ich in aller Unschuld.

Er schweigt, offenbar denkt er über die Antwort nach.

«Sehen Sie», sagt er leise und hält mir etwas hin, das er unter dem Kragen hervorgezogen hat. «Ich bin Brahmane, und dies ist meine geweihte Schnur. Jahrtausende strengster Absonderung haben in meiner Kaste gewisse Eigenschaften ausgebildet die auch durch eine westliche Erziehung und durch Reisen nach Europa nicht auszurotten sind. Der Glaube an eine höhere Macht, der Glaube an das Vorhandensein übernatürlicher Kräfte, der Glaube an eine geistige Höherentwicklung des Menschen

– alles dies ist mir als einem Brahmanen angeboren. Selbst wenn ich wollte, könnte ich dies in mir nicht ausröten, es ist, wenn es darauf ankommt, stärker als alle Vernunft. Obgleich ich an den Prinzipien und Methoden Ihrer modernen Wissenschaft nicht zweifle, kann ich Ihnen keine andere Antwort geben als: ich glaube!»

Einige Augenblicke sieht er mich aufmerksam an und fährt dann fort:

«Ja, ich bin solchen Männern begegnet. Ein-, zwei-, ja dreimal. Man trifft sie nicht leicht. Das war früher wohl einfacher, aber heute sind sie fast verschwunden.»

«Aber es gibt sie noch?»

«Höchstwahrscheinlich, aber sie zu finden ist schwer. Dazu bedarf es langen Suchens.»

«War Ihr Lehrer einer von ihnen?»

«Nein, er war mehr. Sagte ich Ihnen nicht, daß er ein ‚Rischi‘ war?»

Das muß er mir erklären, ich verstehe ihn nicht.

«Mehr als die Yogis sind die Rischis», erwidert er. «Übertragen Sie Darwins Lehre auf den menschlichen Charakter, nehmen Sie dazu die Lehre der Brahmanen von einer geistigen Höherentwicklung. Demnach stellen die Rischis die höchste Form des menschlichen Daseins dar. Sie können sich auf diese Weise ihre Größe annähernd vorstellen.»

«Vollbringt auch ein Rischi die Wunder, von denen man spricht?»

«Gewiß! Nur vollbringt er sie nicht um ihrer selbst willen wie so viele wundertätige Yogis. Derartige Kräfte bilden sich in ihm ganz von selbst auf Grund äußerster Willensanspannung und geistiger Konzentration. Aber sie sind nicht sein Lebenszweck, es kommt sogar vor, daß er sie verachtet und nur wenig anwendet. Sein größtes Bestreben bleibt es, innerlich jenen göttlichen Wesen ähnlich zu werden, deren berühmteste Verkörperungen für den Orient Buddha, für den Okzident Christus waren.»

«Aber Christus tat Wunder.»

«Ja. Glauben Sie aber, daß er sie aus eitler Ruhmsucht

tat? Nein! Er wollte den Seelen der schlichten Menschen helfen, indem er ihren Glauben erweckte.»

«Wenn es Rischis in Indien gäbe, würden die Menschen ihnen in Scharen zuströmen?»

«Zweifellos. Vorher aber müßten die Rischis in der Öffentlichkeit erscheinen und verkünden, wer sie sind. Das aber ist bis heute nur in seltenen Ausnahmefällen geschehen. Sie leben lieber fern von der Welt. Diejenigen unter ihnen, die öffentlich wirken wollen, erscheinen einmal für kurze Zeit und verschwinden wieder.»

Ich sage, daß diese Männer ihren Mitmenschen doch wenig nützen, wenn sie sich an unzugänglichen Orten verbergen. Der Inder lächelt nachsichtig.

«Das paßt zu jenem Ausspruch des Westens: ‚Der Schein trügt‘. Die Welt aber kann über diese Menschen nicht urteilen, ohne sie zu kennen. Verzeihen Sie, daß ich das sage. Ich erwähnte, daß die Rischis zeitweise in Städten leben und unter Menschen gehen. In alten Zeiten, als dies häufiger vorkam, drangen ihre Weisheit, ihre Macht und ihre Kenntnisse ins Volk ein, und ihr Einfluß war nicht wegzuleugnen. Sogar Maharadschas schmäheten es nicht, den großen Weisen ehrerbietig zu huldigen und sie um Rat zu fragen. Trotzdem aber wirken die Rischis am liebsten in der Stille.»

«Ich möchte gerne einen Rischi kennenlernen», murmele ich vor mich hin. «Einem echten Yogi möchte ich begegnen.»

«Der Wunsch wird eines Tages in Erfüllung gehen», versichert er mir.

«Woher wissen Sie das?» frage ich etwas verblüfft.

«Ich wußte es beim ersten Male, als ich Sie sah. Ich wußte es instinktiv, unabhängig von äußeren Einflüssen. Mein Meister hat mich gelehrt, dies feine Gefühl in mir auszubilden; ich darf ihm heute blind vertrauen.»

«Ein moderner Sokrates, den sein Dämon leitet», sage ich halb im Scherz. «Wann, glauben Sie, wird sich Ihre Prophezeiung bewahrheiten?»

Er zuckt die Achseln.

«Ich bin kein Prophet, kann Ihnen also nichts Genaues sagen.»

Ich dringe nicht weiter in ihn, vermute aber, daß er mehr sagen könnte, wenn er wollte. Ich denke über alles nach und mache einen Vorschlag:

«Eines Tages werden Sie in Ihre Heimat zurückkehren. Könnten wir nicht zusammen reisen, falls ich bis dahin mit allem hier fertig bin? Könnten Sie mir nicht helfen, solche Männer zu finden?»

«Nein, mein Freund. Gehen Sie allein. Es ist besser, wenn Sie aus eigener Kraft solche Männer finden.»

«Es wird schwer sein für einen Ausländer», klage ich.

«Ja, sehr schwer. Aber gehen Sie allein. Sie werden sehen, daß ich recht hatte.»

☆

Nun weiß ich, daß der große Tag kommen wird, da ich im sonnendurchglühten Orient an Land gehe. Wenn es in Indien einst große Weise wie die Rischis gab, – wie mein indischer Freund glaubt – auch heute noch einige von ihnen leben, wird sich die Mühe des Suchens lohnen. Ich werde etwas von ihrer Weisheit lernen. Aber auch wenn ich sie nicht finde, wird meine Reise nicht vergeblich sein, denn ich fühle mich lebhaft angezogen von den rätselhaften Yogis mit ihrer Zauberei, ihren geheimnisvollen Übungen und ihrem eigenartigen Leben. Ich will auf bekannten Pfaden wandeln. Bei der ersten sich bietenden Gelegenheit will ich ein Schiff nach Indien besteigen.

Aber die Zeit und meine äußeren Lebensumstände sind meiner Reise nicht günstig. Ich muß tun, was das Leben von mir unmittelbar verlangt, und muß warten. Lange Zeit verwirklicht sich meine Orientreise nicht. Aber eines schönen Tages lande ich doch am Alexandra-Dock in Bombay. Das bunte Leben der orientalischen Stadt umbrandet mich, und das fremdartige asiatische Sprachgemisch dringt an mein Ohr.

3. Kapitel

DER MAGIER AUS ÄGYPTEN

Es ist eine einzigartige und vielleicht bedeutsame Tatsache, daß Fortuna mich aufsucht, noch ehe ich mit meinen Nachforschungen anfangen kann. Ich habe mir noch nicht einmal wie jeder Tourist die Sehenswürdigkeiten Bombays angesehen. Was ich von der Stadt weiß, könnte ich bequem auf eine Postkarte schreiben. Meine Koffer bleiben mit Ausnahme eines einzigen noch unberührt. Ich tue zunächst nichts, als mich mit dem Hotel Majestic vertraut zu machen, das mir von einer Schiffsbekannntschaft als das beste in der Stadt gerühmt worden war. Dabei mache ich eine aufregende Entdeckung: unter den Hotelgästen befindet sich ein Mitglied der Bruderschaft der Magier, ein Kenner dunkler Zaubersprüche, – kurz, ein leibhaftiger wundertätiger Mann.

Es handelt sich, wohlbemerkt, nicht um einen Gaukler, der sich und die Theaterbesitzer bereichert, indem er ein armes, gequältes Publikum in Verwirrung versetzt. Nein! Dieser Mann leitet sich her von den mittelalterlichen Hexenmeistern. Er lebt in ständigem Verkehr mit geheimnisvollen Wesen, die, dem Auge des gewöhnlichen Sterblichen unsichtbar, ihm aber ganz vertraut sind. So jedenfalls heißt es von ihm. Die Hotelangestellten werfen ihm ängstliche Blicke zu und sprechen von ihm nur im Flüsterton. Wenn er vorübergeht, stockt unwillkürlich jede Unterhaltung zwischen den Gästen, und in ihre Augen kommt ein unsicherer, fragender Ausdruck. Er geht aber nicht aus sich heraus und speist gewöhnlich ganz allein.

Das Merkwürdigste an ihm aber ist, daß er weder Europäer noch Inder ist. Er kommt vom Nil, er ist ein ägyptischer Magier.

Es fällt mir nicht leicht, Mahmud Beys äußere Erscheinung in Einklang zu bringen mit den dunklen Gewalten,

die man ihm zuschreibt. Ich erwarte einen Mann mit ernstem Antlitz und schlankem Körper. Statt dessen sehe ich einen breitschultrigen, gut gebauten Herrn mit hübschem, freundlichem Gesicht; er hat den schnellen Gang eines Mannes der Tat. Statt eines weißen Gewandes oder weiten, wallenden Umhangs trägt er flotte, gutsitzende Anzüge. Er könnte einer der hübschen Franzosen sein, die man allabendlich in den besseren Restaurants von Paris antreffen kann.

Über alles das denke ich während des ganzen Tages nach. Am anderen Morgen wache ich mit einem festen Entschluß auf: ich muß Mahmud Bey sofort interviewen. Ich will über ihn schreiben, wie meine Kollegen von der Presse sagen würden.

Ich schreibe einige Worte auf die Rückseite einer Besuchskarte, in deren rechte Ecke ich dann ganz klein ein symbolisches Zeichen male. Dadurch gebe ich zu erkennen, daß ich mit den allgemeinen Grundlagen seiner geheimnisvollen Kunst nicht unbekannt bin. Ich hoffe, daß mir dies zu einem Interview verhilft. Ich lasse die Karte zusammen mit einer Silberrupie in die Hand eines geschmeidigen Dieners gleiten und schicke ihn auf das Zimmer des Magiers.

Fünf Minuten später ist die Antwort da: «Mahmud Bey möchte den Herrn sogleich empfangen. Er frühstückt gerade und bittet Sie, sein Gast zu sein.»

Dieser erste Erfolg ermutigt mich. Der Diener führt mich nach oben. Mahmud Bey sitzt vor einem Tisch mit Tee, Toast und Marmelade. Der Ägypter steht zu meiner Begrüßung nicht auf, er deutet auf einen Stuhl ihm gegenüber und sagt mit fester, volltönender Stimme:

«Nehmen Sie bitte Platz! Verzeihen Sie, aber ich gebe niemandem die Hand.»

Er trägt einen lockeren, grauen Morgenrock. Eine Mähne braunen Haares bedeckt seinen Kopf, eine Locke hängt ihm in die Stirn. Weiß leuchten die Zähne, als er mit gewinnendem Lächeln fragt:

«Wollen Sie mit mir frühstücken?»

Ich bedanke mich. Als der Tee eingegossen ist, berichte ich ihm, welche furchterregende Dinge man sich von ihm im Hotel erzählt, berichte ihm, daß ich es mir erst sehr überlegt habe, ehe ich mich ihm zu nähern wagte. Er lacht herzlich und hebt wie abwehrend ein wenig die Hand, sagt aber nichts.

Nach einer Pause fragt er: «Schreiben Sie für eine Zeitung?»

«Nein. Ich bin in privater Sache nach Indien gekommen, um einige mehr abseitige Dinge zu erforschen, über die ich später vielleicht schreiben will.»

«Werden Sie lange hierbleiben?»

«Das hängt von den Umständen ab. Ich habe mir keine Grenze gesetzt», antworte ich und habe das merkwürdige Gefühl, daß hier der Interviewer selbst interviewt wird. Seine nächsten Worte aber beruhigen mich.

«Auch ich bin zu längerem Besuch hier, auf ein, vielleicht auch zwei Jahre. Von hier gehe ich in den Fernen Osten. Ich möchte die Welt sehen und dann nach Ägypten zurückkehren, wenn es Allah gefällt.»

Der Diener tritt ein und räumt den Tisch ab. Ich finde es an der Zeit, einen Schritt weiter zu kommen.

«Ist es wahr, daß Sie magische Kräfte besitzen?» frage ich geradeheraus.

Ruhig und selbstsicher antwortet er: «Ja! Allah, der Allmächtige, hat mir solche Kräfte verliehen.»

Ich zögere. Seine dunkelgrauen Augen sehen mich durchdringend an.

«Sicherlich möchten Sie, daß ich sie Ihnen vorführe?» fragt er unvermittelt.

Er hat meinen Wunsch richtig erraten. Ich nicke zustimmend.

«Gut, haben Sie Bleistift und Papier bei sich?»

Eilfertig suche ich in meinen Taschen nach meinem Notizbuch, reiße ein Blatt heraus und zücke den Bleistift.

«Gut», sagt er. «Bitte schreiben Sie eine Frage auf das Blatt.» Mit diesen Worten steht er auf und setzt sich an ein Tischchen in der Fensternische, wobei er mir halb den

Rücken zuwendet. Er blickt hinunter auf die Straße. Die Entfernung zwischen uns beträgt mehrere Fuß.

«Welcher Art soll die Frage sein?» erkundige ich mich.

«Was Sie wollen», antwortet er unverzüglich.

Verschiedenes geht mir durch den Sinn. Nach einigem Nachdenken schreibe ich schließlich folgendes: ‚Wo wohnte ich vor vier Jahren?‘

«Falten Sie bitte das Papier zu einem winzigen Viereck zusammen», fordert er mich auf. «So klein wie möglich.»

Ich gehorche. Dann schiebt er seinen Stuhl wieder an den Tisch und sitzt mir gegenüber.

«Nehmen Sie bitte Papier und Bleistift fest in die rechte Hand.»

Ich packe die beiden Gegenstände. Der Ägypter schließt die Augen, er scheint aufs äußerste konzentriert. Dann öffnen sich die schweren Lider, ruhig sehen mich die grauen Augen an. Gelassen sagt er:

«Hieß Ihre Frage: ‚Wo wohnte ich vor vier Jahren?‘»

Verwundert erwidere ich: «Sie haben recht.» Ein erstaunliches Beispiel von Gedankenlesen!

«Falten Sie das Papier auseinander», bittet er.

Ich lege das Stückchen Papier auf den Tisch und falte es ganz langsam auseinander, bis es flach, in seiner ursprünglichen Größe, vor mir liegt.

«Untersuchen Sie es!» befiehlt er.

Ich tue, was er sagt und entdecke etwas Überraschendes. Eine unsichtbare Hand hat mit Bleistift den Namen der Stadt aufgeschrieben, in der ich vor vier Jahren wohnte. Die Antwort steht unmittelbar unter der Frage.

Mahmud Bey lächelt triumphierend.

«Da ist die Antwort. Stimmt es?»

Ich nicke verblüfft, ich bin ganz verwirrt. Das Ganze ist kaum zu glauben. Ich bitte ihn, das Kunststück zu wiederholen. Bereitwillig stimmt er zu und geht zum Fenster, während ich eine neue Frage niederschreibe. Es kann ihm auf diese Weise niemand nachsagen, daß er nah genug sitzt, um das Geschriebene lesen zu können. Zudem



Der große Tempel von Amunachala und der Berg des «Heiligen Feuers»



Mehar Baba, der «Neue Messias»

beobachte ich ihn genau und sehe, daß seine Augen von dem bunten Treiben auf der Straße gefesselt sind.

Wieder falte ich das Papier zusammen und presse es fest gegen den Bleistift in der rechten Hand. Er kommt an den Tisch zurück, versinkt abermals in tiefe Konzentration. Seine Augen sind fest geschlossen. Dann sagt er:

«Ihre zweite Frage lautet: „Welche Zeitung gab ich vor zwei Jahren heraus?“

Es stimmt. Wieder Gedankenlesen, sage ich mir.

Abermals fordert er mich auf, das kleine Papier auseinanderzufalten. Ich streiche es glatt. Meine erstaunten Augen lesen den Namen der fraglichen Zeitung, er ist mit Bleistift geschrieben, die Buchstaben sind plump.

Hexerei? Ich verwerfe den Gedanken auf der Stelle. Papier und Bleistift stammten aus meiner eigenen Tasche, die Fragen waren nicht überlegt, und Mahmud Bey hatte vorsichtshalber eine mehrere Fuß messende Entfernung zwischen uns gelegt. Außerdem war das Ganze im hellen Morgenlicht vor sich gegangen.

Hypnose? Damit habe ich mich früher beschäftigt und merke sofort, wenn eine unstatthafte Beeinflussung dieser Art versucht wird, weiß mich außerdem dagegen zu schützen. Die auf rätselhafte Weise hingeschriebenen Worte stehen noch immer da*.

Ich bitte den Ägypter, das Experiment zum dritten Male zu wiederholen. Er ist einverstanden und hat wiederum vollen Erfolg.

Diese Tatsachen sind nicht wegzuleugnen. Er hat meine Gedanken gelesen, so glaube ich, und hat durch irgendeinen unerklärlichen Zauber von unsichtbarer Hand Worte auf ein Blatt Papier schreiben lassen, das ich fest mit der Hand umschlossen hielt; obendrein waren diese Worte noch Antworten auf meine Fragen.

* Ich behielt das Zettelchen einige Monate; die Schriftzüge verschwanden während der Zeit nicht. Ich zeigte es zwei oder drei Menschen, die ohne weiteres die Antwort auf meine Fragen erkannten. Es kann sich also nicht um eine Sinnestäuschung gehandelt haben.

Welcher rätselhaften Mittel mag er sich bedienen?

Während ich noch darüber nachsinne, fühle ich, daß unheimliche, dunkle Mächte am Werk sind. Dem normalen Menschen muß alles unglaublich erscheinen, hier ist irgend etwas Fremdes, das mit dem Gesund-Alltäglichen nichts gemein hat. Fast bleibt mir das Herz stehen, mir ist nicht mehr geheuer.

«Gibt es in England auch Leute, die so etwas können?» fragte er fast prahlerisch.

Ich muß zugeben, daß ich niemanden kenne, der dieses Kunststück so wie er unter Beweis stellen könnte. Man ein Berufszauberer würde zwar dasselbe zustande bringen, wenn er dazu seine eigenen Ausrüstungsgegenstände verwenden dürfte.

«Würden Sie mir bitte Ihre Methode erklären?» frage ich zögernd. Ich fürchte, daß ich mit dieser Bitte um Offenbarung seiner Geheimnisse nach dem Mond frage.

Er zuckt die Achseln.

«Man hat mir für die Preisgabe meiner Geheimnisse schon viel Geld geboten, aber ich will noch nicht.»

«Haben Sie bemerkt, daß mir seelische Dinge nicht ganz verschlossen sind?» frage ich.

«Gewiß. Sollte ich jemals nach Europa kommen, und das ist nicht ausgeschlossen, werden Sie mir manche Gefälligkeit erweisen können. Ich verspreche, Sie dafür mit meinen Methoden vertraut zu machen, so daß Sie, wenn Sie wollen, dieselben Aufgaben lösen könnten.»

«Wie lange dauert eine Unterweisung?»

«Das hängt ganz von dem einzelnen Menschen ab. Wenn Sie fleißig sind und Ihre ganze Zeit opfern, werden Sie innerhalb von drei Monaten die Methode verstanden haben. Danach aber müßten Sie noch jahrelang üben.»

Ich bleibe hartnäckig und frage: «Können Sie mir nicht in großen Zügen das Wesentlichste Ihrer Kunst mitteilen, ich meine das Theoretische, ohne dabei Ihre Geheimnisse preiszugeben?»

Mahmud Bey denkt eine Weile über meine Frage nach.

«Ja», sagt er leise. «Ich will Ihnen den Gefallen tun.»

Ich taste nach meinem Stenogrammheft, ziehe es hervor und mache mich zum Schreiben bereit.

«Nein, bitte nicht heute morgen.» Er winkt lächelnd ab.

«Ich habe zu tun, Sie müssen mich entschuldigen. Kommen Sie morgen eine Stunde vor Mittag wieder, wir wollen dann unser Gespräch fortsetzen.»

★

Pünktlich zur festgesetzten Zeit sitze ich wieder in Mahmud Beys Zimmer. Er schiebt mir eine Schachtel mit ägyptischen Zigaretten über den Tisch zu. Ich nehme eine. Als er mir Feuer gibt, sagt er: «Die Zigaretten kommen aus meiner Heimat, sie sind gut.»

Wir lehnen uns im Stuhl zurück und blasen einige einleitende Rauchwolken in die Luft. Der Rauch hat ein sehr feines Aroma, die Zigaretten sind tatsächlich ausgezeichnet.

«Nun soll ich Ihnen also meine Theorien erklären, wie Ihre englischen Landsleute es nennen würden. Für mich handelt es sich um Gewißheiten.» Mahmud Bey lächelt nachsichtig. «Vielleicht erstaunt es Sie zu hören, daß ich Diplolandwirt bin?» fragt er so nebenbei.

Ich mache eine Notiz.

«Ich weiß, daß dies nicht recht passen will zu meinem – wie sollen wir es nennen? – Interesse an der Magie», fährt er fort. Ich sehe ihn an, um seine Lippen huscht ein Lächeln. Er erwidert meinen Blick. Über diesen Mann scheint man doch allerlei schreiben zu können, denke ich.

«Aber Sie sind Journalist. Wahrscheinlich möchten Sie lieber wissen, wie ich zur Magie kam?»

Ich nicke eifrig.

«Gut. Ich wurde in einer Provinz im Innern des Landes geboren, wuchs aber in Kairo auf. Ich war ein Junge wie alle anderen, mit den üblichen Neigungen des Schulbuben. Die Landwirtschaft zog mich sehr an. Sie sollte mein Beruf werden. Ich besuchte aus diesem Grunde die Landwirtschaftliche Hochschule, arbeitete fleißig und machte schnelle Fortschritte.»

Eines Tages bezog ein alter Mann eine Wohnung des Hauses, in dem ich wohnte. Er hatte buschige Augenbrauen und einen langen, grauen Bart. Sein Gesicht war immer streng und ernst. Er schien ins vorige Jahrhundert zu gehören, er trug altmodische Anzüge. Sein Benehmen war so zurückhaltend, daß die Hausbewohner ihm nicht zu nahe kamen. Auf mich aber hatte diese geheimnisvolle Zurückgezogenheit die gegenteilige Wirkung: ich fühlte mich unwiderstehlich angezogen. Ich war jung, kühn und frei von jeder Schüchternheit. Ich versuchte hartnäckig, mit ihm bekannt zu werden. Zuerst wies er mich ab, stachelte aber dadurch meine Neugier um so mehr an. Endlich gab er meinem ständigen Drängen nach und ließ sich von mir in ein Gespräch verwickeln. Er gestattete mir, in sein Leben einzudringen. Ich erfuhr, daß er seine Zeit mit seltsamen Studien und Übungen verbrachte, kurz, er gestand mir, daß er das Übersinnliche zu erforschen suchte.

Bis dahin hatte mein Leben den üblichen Verlauf genommen, es wechselte zwischen Lernen und Sport. Jetzt stand ich plötzlich einer ganz anderen Welt gegenüber, und diese andere Welt gefiel mir. Das Übersinnliche war mir nicht unheimlich wie manch anderem jungen Mann, es zog mich im Gegenteil heftig an, ich witterte Abenteuer. Ich bat den Alten, mich in diesen Dingen zu unterweisen, und er erfüllte meinen Wunsch. Auf diese Weise gewann ich neue Interessen und neue Freunde. Er nahm mich zu den Versammlungen einer Kairoer Gesellschaft mit, die sich mit Magie, Spiritismus, Theosophie und Okkultismus befaßte. Er hielt dort häufig Vorträge. Dieser Gesellschaft gehörten Leute der höchsten Kreise an, Gelehrte, Regierungsbeamte und andere geachtete Persönlichkeiten.

Ich durfte den alten Mann zu jeder Zusammenkunft begleiten, obwohl ich kaum erwachsen war. Stets war ich ganz bei der Sache, meine Ohren vernahmen jedes Wort, meinen Augen entging nichts, wenn die merkwürdigsten Experimente vorgeführt wurden. Darüber mußte ich na-

türlich mein landwirtschaftliches Studium vernachlässigen, ich brauchte eben Zeit zur Erforschung des Übersinnlichen. Da ich aber von Haus eine angeborene Begabung für die Landwirtschaft mitbrachte, bestand ich mühelos alle Examina.

Ich las in den vergilbten Folianten, die der Alte mir lieb, und übte mich in allerlei magischen Bräuchen und Kunststücken, die er mich gelehrt hatte. Ich machte dabei derartig schnelle Fortschritte, daß ich bald Dinge entdeckte, von denen er selbst nichts wußte. Ich wurde dann anerkannt als ein in diesen Künsten fertig Ausgebildeter. Ich hielt Vorträge und machte Vorführungen in der oben erwähnten Gesellschaft, die mich zum Vorsitzenden ernannte. Zwölf Jahre lang führte ich die Geschäfte, dann legte ich mein Amt nieder, weil ich Ägypten verlassen und andere Länder bereisen wollte, nicht zuletzt aber, um Geld zu verdienen.»

Mahmud Bey schweigt jetzt. Er streift mit seinen sehr gepflegten Fingern, die ich wohl bemerkt habe, die Asche von der Zigarette.

«Das dürfte nicht leicht sein», sage ich.

Er lächelt. «Für mich wird es leicht sein. Ich brauche nur einige reiche Kunden, die sich meiner magischen Kräfte bedienen wollen. Schon bin ich bei einigen wohlhabenden Parsen und Hindus bekannt. Sie kommen zu mir, um über ihre Probleme und Nöte mit mir zu sprechen, oder um gewisse Dinge zu erforschen, die sie nicht kennen, oder die nur mit Hilfe des Okkultismus aufgeklärt werden können. Ich lasse mich natürlich sehr hoch bezahlen, nie unter hundert Rupien. Ich muß nämlich viel Geld verdienen, weil ich eines Tages alles an den Nagel hängen und mich in einer der im Innern gelegenen Provinzen Ägyptens zur Ruhe setzen will. Ich will mir eine große Orangenplantage kaufen und wieder Landwirt werden.»

«Sind Sie unmittelbar aus Ägypten hierher gekommen?»

«Nein. Nachdem ich Kairo verlassen hatte, war ich für

einige Zeit in Syrien und Palästina. Die syrische Polizei hörte von meinen Fähigkeiten und bat gelegentlich um meine Hilfe. Wenn irgendein Verbrechen ihr Sorge machte, bediente sie sich meiner als letzte Rettung, und es gelang mir fast immer, den Verbrecher zu finden.»

«Wie war das möglich?»

«Die verborgenen Geheimnisse des Verbrechens wurden mir enthüllt durch Hilfsgeister, die vor meinem geistigen Auge den ganzen Vorgang abrollen ließen.»

Mahmud Bey scheint für eine Minute in Gedanken versunken, geduldig warte ich auf seine nächsten Worte.

«Ja, Sie können mich bezeichnen als eine Art Spiritisten, da ich mit Hilfsgeistern arbeite», fährt er fort. «Ebenso gut aber bin ich ein Magier, wie Sie es nennen, aber kein Zauberer. Außerdem bin ich Gedankenleser. Als mehr will ich nicht gelten.»

Ich finde, daß dies schon beunruhigend viel ist.

«Erzählen Sie mir bitte etwas über Ihre unsichtbaren Hilfskräfte», bitte ich ihn.

«Die Geister? Ich mußte drei Jahre lang angestrengt arbeiten, bis ich sie wie heute beherrschen lernte. In der anderen Welt, die jenseits der unsrigen besteht, gibt es gute und böse Geister. Ich bemühe mich, nur die guten Geister zu benutzen. Manche sind menschliche Wesen, die hindurchgegangen sind durch das, was man hier den Tod nennt. Die meisten meiner Hilfskräfte aber sind ‚Djinns‘, Bewohner des Geisterreichs, die menschliche Gestalt angenommen haben. Manche sind wie Tiere, andere so klug wie Menschen. Es gibt auch böse ‚Djinns‘, deren sich die niederen Zauberer, vor allem die afrikanischen Medizinmänner, bedienen. Mit ihnen will ich nichts zu tun haben. Sie sind gefährliche Diener, die ihren Herrn häufig verraten und umbringen.»

«Wer sind die menschlichen Geister, mit denen Sie arbeiten?»

«Einer von ihnen ist mein eigener Bruder. Er ‚starb‘ vor einigen Jahren. Vergessen Sie aber bitte nicht, daß ich kein spiritistisches Medium bin, denn ich lasse keinen

Geist in meinen Körper hinein und lasse mich von keinem Geist beherrschen. Mein Bruder verkehrt mit mir, indem er mir Gedanken eingibt oder vor meinem geistigen Auge Bilder erscheinen läßt. So erfuhr ich gestern Ihre Fragen.»

«Und die ‚Djinns‘?»

«Mir unterstehen allein dreißig. Selbst nachdem ich schon Herr über sie war, mußte ich ihnen beibringen, meinem Gebot zu folgen, so wie man Kinder das Tanzen lehrt. Ich muß sie alle bei Namen kennen, da man sie weder herbeirufen noch anstellen kann, wenn man ihren Namen nicht weiß. Einige Namen lernte ich aus den Folianten, die der alte Mann mir lieh.»

Mahmud Bey schiebt mir die Zigarettenschachtel wieder zu und fährt fort:

«Ich habe jedem Geist seine bestimmten Pflichten gegeben, jeder hat eine besondere Aufgabe. Die ‚Djinns‘ zum Beispiel, die gestern mit Bleistift die Worte auf das Blatt Papier schrieben, würden mir bei der Ergründung Ihrer Fragen nicht helfen können.»

«Wie setzen Sie sich mit den Geistern in Verbindung?» ist meine nächste Frage.

«Ich kann sie sehr schnell herbeirufen, indem ich meine Gedanken auf sie konzentriere. Meist schreibe ich in arabischer Sprache den Namen des gewünschten Geistes auf. Das genügt, um ihn fast auf der Stelle zu mir zu rufen.»

Der Ägypter sieht auf die Uhr, steht auf und sagt:

«Und nun, lieber Freund, kann ich Ihnen leider nicht mehr über meine Lehre verraten. Vielleicht verstehen Sie jetzt, warum ich sie geheim halten muß. Wenn es Allah gefällt, werden wir einander eines Tages wiedersehen. Leben Sie wohl.»

Seine Zähne schimmern weiß, als er sich verneigt. Das Interview ist beendet.

★

Nacht in Bombay. Ich gehe spät zu Bett, kann aber nicht schlafen. Ich ersticke in der schweren Luft, die keinen

Sauerstoff zu enthalten scheint. Die Hitze ist unerträglich. Der von der Decke herabhängende Ventilator nützt nicht viel, auch er bringt keinen Schlaf in meine müden Augen. Das Atmen ist schon eine richtige Arbeit für mich. Die Luft ist so heiß, daß mich jede Erweiterung meiner ungeübten Lungen schmerzt. Mein gequälter Körper ist schlapp, der Schweiß rinnt in Strömen. Noch schlimmer aber ist es, daß mein erschöpftes Gehirn nicht zur Ruhe kommen kann. In dieser Nacht lerne ich den Teufel der Schlaflosigkeit kennen, der mich von nun an heimsucht, bis mein Fuß den indischen Boden zum letzten Mal betritt. Die Tropen lassen sich auch von mir den Tribut zahlen.

Ein Moskitonetz hängt wie ein Leichentuch über meinem Bett. Durch das hohe Verandafenster strömt das Mondlicht herein und wirft unheimliche Schatten an die helle Decke.

Ich denke nach über die Unterhaltung mit Mahmud Bey, über die verblüffenden Wunder, die er gestern vorführte. Ich suche nach einer Erklärung, die von der seinigen abweicht, finde aber keine. Sollte es die dreißig oder mehr unsichtbaren Diener wirklich geben, dann leben wir noch im Mittelalter. Wenn die Überlieferung ausnahmsweise einmal nicht lügt, betrieben damals in jeder europäischen Stadt die Magier ihre fragwürdigen Geschäfte, obwohl Kirche und Staat ihre Umtriebe oft genug zu unterbinden suchten.

Je eifriger ich nach einer Erklärung suche, desto verwirrter werde ich. Warum wollte Mahmud Bey, daß ich Bleistift und Zettel zu gleicher Zeit in der Hand hielt? Entzogen die Geister dem Blei vielleicht irgendwelche Bestandteile, mit denen sie die Antworten schrieben? Ich wähle in meinem Gedächtnis nach ähnlichen Begebenheiten. Erzählt nicht Marco Polo in seinem Reisebuch von Magiern in China, in der Tartarei und Tibet, die schreiben konnten ohne Stift? Hatten diese Hexenmeister ihm nicht erzählt, daß diese unheimliche Kunst schon seit Jahrhunderten bei ihrem Volke bekannt und betrieben wurde?

Mir fällt auch ein, daß Helena Petrowna Blawatsky, die seltsame Russin, Gründerin der Theosophischen Gesellschaft, vor fünfzig Jahren ähnliche Wunder vollbrachte. Einige besonders beliebte Mitglieder der Gesellschaft erhielten auf diese Weise von ihr ziemlich lange Botschaften. Sie stellten philosophische Fragen, und die Antworten waren hastig, wie sie behauptete, auf das Papier gekritzelt, das die Fragen enthielt. Es ist sehr merkwürdig, daß Madame Blawatsky die Tartarei und Tibet genau zu kennen vorgab, – dort hatte auch Marco Polo dieselben seltsamen Dinge angetroffen. Madame Blawatsky aber rühmte sich nicht wie Mahmud Bey der Herrschaft über geheimnisvolle Geister. Sie behauptete, daß die unerklärlichen Schriftzüge von ihren tibetanischen Lehrmeistern stammten, die tatsächlich lebten und einen unsichtbaren Einfluß ausübten. Offenbar verstanden sie ihre Sache besser als der Ägypter, da sie ihre Schriftzeichen Hunderte von Meilen außerhalb Tibets niederschrieben. Es hatte damals viel Streit darüber gegeben, ob die Wunder der Russin echt waren und ob ihre tibetanischen Lehrmeister überhaupt lebten. Aber das geht mich heute nichts an, denn die berühmte Frau ist schon lange in jener anderen Welt, in der sie sich so zu Hause zu fühlen schien, als sie noch hienieden weilte. Ich muß mich auf mein eigenes Erlebnis beschränken, das ich genau verfolgte; ich weiß, was ich gesehen habe. Die Echtheit des Erlebten muß ich unbedingt anerkennen, mag ich auch mit der Erklärung noch zurückhaltend sein.

Ja, Mahmud Bey ist ein Zauberer, ein Hexerich des 20. Jahrhunderts. Daß ich ihn so bald nach meiner Landung in Indien fand, scheint prophetisch darauf hinzuweisen, daß ich noch andere, merkwürdigere Entdeckungen machen werde. Die ersten Notizen füllen die weißen Seiten meines Taschenbuches.

4. Kapitel

ICH BEGEGNE EINEM MESSIAS

Ich freue mich, Ihre Bekanntschaft zu machen! So lautet der etwas förmliche Gruß, mit dem Meher Baba mich empfängt. Ihm ist es bestimmt – aber das weiß ich noch nicht –, einst wie ein Meteor am westlichen Himmel aufzutauchen, die Neugier von Millionen von Menschen in Europa und Amerika zu erwecken, um dann meteorengleich glanzlos und erloschen auf die Erde niederzufallen. Ich bin der erste europäische Journalist, der ihn in seinem indischen Heim aufsucht zu einer Zeit, da ihn außer seiner nächsten Umgebung noch niemand kennt.

Ich habe einen seiner Lieblingsschüler kennengelernt und will nun, nach einigem brieflichen Hin und Her, mit eigenen Augen sehen, welcher Art ein Mann ist, der sich selbst zu den Erlösern der Menschheit rechnet. Zwei seiner Jünger (es sind Parsen) holen mich in Bombay ab. Bevor wir die Stadt verlassen, teilen sie mir mit, daß ich dem Meister ein aus Blumen und Obst bestehendes Geschenk machen muß. Wir begeben uns deshalb zum Bazar und erstehen einen Tragkorb, gefüllt mit Früchten und Blumen. Nach einer Nachtfahrt erreicht unser Zug Ahmednagar.

Ein knatternder alter Ford, der Meher Babas abgelegenen Wohnsitz mit der Welt verbindet, steht vor dem Bahnhof. Wir fahren sieben Meilen durch flaches Land. Streckenweise stehen zu beiden Seiten der Straße Pater-nosterbäume. Wir kommen durch ein Dorf, dessen ineinandergeschachtelte braune Dächer sich um das zierliche Türmchen eines Tempels scharen. An den Ufern eines Flusses blühen rote und gelbe Blumen; wohligh Baden Büffel in den schmutziggelben Fluten.

Wir erreichen Meher Babas merkwürdige Kolonie, die aus mehreren verstreut liegenden Gebäuden besteht. Drei seltsame steinerne Häuser stehen auf einem Feld;

man sagt mir, es seien Überbleibsel einer ehemaligen Kaserne. Auf einem benachbarten Feld sieht man drei schlichte Holzhäuser. Eine Viertelmeile entfernt liegt das Dörfchen Arangaon. Die Kolonie sieht eigentlich recht dürftig aus. Meine parsischen Begleiter beeilen sich, mir mitzuteilen, daß dies nur der Landaufenthalt ihres Meisters ist, daß er seinen Hauptwohnsitz bei der Stadt Nasik hat, wo auch die meisten seiner vertrauten Schüler leben, und wo er Besucher zu empfangen pflegt.

Einige Menschen treten aus den Holzhäusern auf die Veranda, als wir vorübergehen; sie lachen, winken einander zu und scheinen sich darüber zu freuen, daß ein Europäer sie aufsucht. Wir gehen quer über einen Platz und stehen plötzlich vor einer künstlichen Höhle, die aus Steinen, Schotter und Zement errichtet und etwa acht Fuß tief ist. Sie öffnet sich in ganzer Breite nach Süden, die Morgensonne scheint voll hinein. Ich blicke um mich und sehe weite Felder, einen Kranz von Bergen im Osten und das unter Bäumen versteckte Dörfchen in einer Mulde. Dieser parsische Heilige scheint die Natur zu lieben, er hat sich jedenfalls hier eine Stätte ungestörten Friedens ausgesucht. Ich bin froh über diese Stille nach dem lauten Wirbel Bombays.

Vor dem Eingang der Höhle stehen zwei Männer wie Schildwachen. Als wir näherkommen, gehen sie in das Innere, offenbar um den Meister zu befragen. «Drücken Sie Ihre Zigarette aus!» flüstert einer meiner Begleiter. «Baba mag es nicht, daß geraucht wird.» Ich werfe die störende Zigarette fort und befinde mich eine Minute später in der erhabenen Gesellschaft des sogenannten «Neuen Messias».

Er hockt im Hintergrund der Höhle, die mit einem prachtvollen Perserteppich ausgelegt ist. Er sieht anders aus, als ich ihn mir vorgestellt habe. Seine Augen durchbohren mich nicht, seinem Gesicht fehlt das Kraftvolle. Zwar erkennt man den weltabgewandten Asketen, es geht auch eine gewisse Sanftmut und Milde von ihm aus, aber man fühlt sich nicht aufgerüttelt, wie man erwar-

tet hätte von einem, der Millionen von Menschen für sich gewinnen will.

Er trägt ein langes, blütenweißes Gewand, das wie ein altmodisches englisches Nachthemd aussieht. Sein freundliches Gesicht ist umrahmt von einem Kranz kastanienbrauner Haare, die ihm in langen Wellen tief in den Nacken hängen. Mir fällt auf, daß die Haare weich und seidig wie Frauenhaare aussehen. Seine Adlernase ist stark gebogen, seine Augen sind dunkel, mittelgroß und klar, aber nicht sehr eindrucksvoll. Von der Oberlippe hängt ihm ein schwerer brauner Schnurrbart herunter. Das helle Braun seiner Haut verrät seine persische Abstammung; sein Vater kam aus dem Lande der Schahs. Er ist noch jung, einige dreißig Jahre alt. Auffallend an ihm ist seine Stirn; sie ist niedrig, nicht einmal mittelhoch und so stark zurückweichend, daß ich mich darüber wundern muß. Gibt die Schädelbildung, die Form der Stirn, Aufschlüsse über die dahinter verborgenen Gedanken? Oder ist ein Messias erhaben über derartige Gesetze?

«Ich freue mich, Ihre Bekanntschaft zu machen», sagt er, aber, wohlgemerkt, er sagt es nicht mit dem Munde. Auf seinem Schoß liegt ein kleines Buchstabierbrett, und schnell tippt sein Finger auf die einzelnen Buchstaben. Nachdem auf diese stumme Art die Sätze gebildet sind, werden sie mir durch den Sekretär übersetzt.

Seit dem 10. Juli 1925 hat der heilige Mann kein Wort gesprochen. Sein jüngerer Bruder sagt mir, daß der neue Messias eines Tages sein Schweigen brechen wird, und daß seine Verkündigungen die ganze Welt aufrütteln werden. Bis dahin beobachtet er tiefstes Schweigen. Meher Baba fährt eilig mit dem Finger über die Buchstaben, erkundigt sich wohlwollend nach meinem Befinden, stellt einige Fragen über mein Leben und freut sich über mein Interesse an Indien. Er versteht ausgezeichnet Englisch, meine Sätze brauchen deshalb nicht erst übersetzt zu werden. Das von mir erbetene Interview aber verschiebt er auf den Spätnachmittag. «Einige Erfrischung

gen und Ruhe tun Ihnen jetzt not», sagt er, oder besser, teilt er mir mit.

Ich begeben mich in eines der merkwürdigen Steinhäuser. Es ist kahl und düster innen und enthält nur ein altes Bettgestell ohne Bettzeug, einen wackeligen Tisch und einen Stuhl, der noch aus der Zeit des indischen Aufstands zu stammen scheint. Das also ist für fast eine Woche meine Unterkunft. Ich werfe einen Blick durch die unverglaste Fensteröffnung und werde belohnt durch die Aussicht auf unbebaute Felder, die sich in der Ferne in buschiges, mit Kaktuspflanzen durchsetztes, niederes Gestrüpp verlieren.

Vier Stunden schleichen langsam dahin. Wieder sitze ich auf dem Teppich vor Meher Baba. Ich will herausfinden, was wahr ist an seiner gewaltigen Behauptung, vom Schicksal dazu bestimmt zu sein, der Menschheit geistige Erleuchtung zu bringen.

Diese Behauptung enthält der erste Satz, den sein gewandter Finger auf das Buchstabierbrett tippt.

«Ich werde den Gang der Weltgeschichte ändern!»

Es scheint ihn aber zu stören, daß ich mitschreibe.

«Können Sie Ihre Notizen nicht erst nach unserer Unterhaltung machen?»

Ich willige ein und schreibe von nun an seine Worte in Gedanken auf.

«Ich bin gekommen, um der Menschheit einen geistigen Auftrieb zu geben, genau wie Jesus einst kam, um einer materialistisch gesonnenen Zeit neuen geistigen Gehalt einzuhauchen. Solche göttlichen Offenbarungen pflegen zu festgesetzten Zeiten wiederzukehren, und wenn erst meine Zeit gekommen ist, werde ich der Welt mein wahres Sein enthüllen. Die Lehren der großen Religionsstifter, wie Jesus, Buddha, Mohammed und Zoroaster, unterscheiden sich in den wesentlichen Dingen nicht voneinander. Alle diese Propheten kommen von Gott, dessen Gebote sich wie ein goldener Faden durch alles ziehen, was sie lehrten. Diese göttlichen Wesen erschienen, wenn man ihrer am meisten bedurfte, wenn das Reich

des Geistes verfiel und das Fleisch triumphierte. Dem steuern wir auch heute wieder unaufhaltsam entgegen. Die ganze Welt ist heute verstrickt in Sinnenlust und Verherrlichung des Geldes. Gott ist vergessen, und wahre Frömmigkeit wird verlacht. Deshalb muß Gott abermals seinen Propheten zu den Menschen senden, der sie die wahre Frömmigkeit lehrt und sie aus ihrer weltlichen Stumpfheit erlöst. Ich unterscheide mich nicht von jenen früheren Propheten, auch mir hat Gott einen Auftrag erteilt.»

Ich höre schweigend zu, während der Sekretär diese erstaunlichen Äußerungen laut hersagt. Ich bleibe aber nach wie vor aufgeschlossen und unkritisch und setze seinen Worten innerlich keinen Widerstand entgegen. Das heißt nun nicht, daß ich einfach alles hinnehme, ich weiß aber, daß es gelernt sein will, einem Orientalen ruhig zuzuhören. Auf andere Art kommt der Westländer nie zum Ziel.

Meher Baba lächelt mich wohlwollend an und fährt fort:

«Die Propheten stellen Regeln und Gesetze auf, um dadurch die Menschen zu einem besseren Leben und zu Gott zurückzuführen. Langsam bildet sich daraus eine Lehre, eine Religion, aber ihr eigentlicher Inhalt und die zwingende Kraft, die ihr während der Lebenszeit des Gründers innewohnte, schwindet mehr und mehr nach seinem Tode. Darum können starre Religionslehren keine geistigen Wahrheiten vermitteln, darum bleibt Religion immer eine persönliche Angelegenheit. Religionsgemeinschaften machen es wie die Altertumforschung und versuchen ständig, die Vergangenheit wieder zu erwecken. Ich will keinen neuen Glauben, keine neue Sekte gründen. Ich will das religiöse Denken und Fühlen aller Völker verjüngen und sie eine neue Lebensauffassung lehren. Dogmen, die erst Jahrhunderte nach dem Tode der Religionsstifter aufgestellt werden, unterscheiden sich oft erschreckend voneinander, im Grunde aber sind alle Religionen gleich, denn sie haben alle einen Ur-

sprung: Gott. Wenn ich eines Tages hervortrete, werde ich keine der bestehenden Religionen ablehnen, aber auch keine besonders anerkennen. Ich möchte die Menschen von nutzlosen Glaubensstreitigkeiten befreien und sie zurückführen zur Einigkeit in den wesentlichen Wahrheiten. Man vergesse nicht, daß jeder Prophet vor seinem Erscheinen das Wesen seiner Zeit und seines Volkes zu ergründen sucht. Seine Lehre ist so beschaffen, daß sie seiner Zeit angepaßt ist.»

Meher Baba hält ein wenig inne, damit mein Geist diese hohen Gedanken in sich aufnehmen kann. Dann spricht er über etwas anderes.

«Haben Sie bemerkt, daß heutzutage alle Völker miteinander schnell in Verbindung treten können? Haben Sie bemerkt, daß durch Eisenbahn, Dampfschiff, Telephon, Radio und Zeitung die Welt eine ineinander verwobene Einheit geworden ist? Ein in einem Lande eintretendes Ereignis ist innerhalb eines einzigen Tages den Bewohnern eines zehntausend Meilen entfernten Landes bekannt. Wer also eine wichtige Offenbarung zu machen hat, kann fast von der gesamten Menschheit vernommen werden. Bald wird die Zeit kommen, da die Menschheit eines Glaubens sein wird, und dieser Glaube ist allen Rassen, allen Ländern gemeinsam. Mit anderen Worten: Mir wird der Weg bereitet, auf daß ich den Menschen meine Botschaft verkünde.»

Diese atemraubende Ankündigung beweist zur Genüge, daß Meher Baba einen unbegrenzten Glauben an seine eigene Zukunft hat. Das beweist auch seine ganze Haltung.

«Wann werden Sie der Welt Ihre Sendung anvertrauen?» frage ich.

«Ich werde mein Schweigen erst brechen und meine Botschaft verkünden, wenn allenthalben Chaos und Verwirrung herrschen, denn dann bedarf man meiner am meisten, wenn die Welt in ihren Grundfesten durch Erdbeben, Überschwemmung und Vulkanausbrüche erzittert, wenn im Osten und im Westen die Fackel des Krieges

aufflammt. Die ganze Welt muß erst leiden, denn die ganze Welt soll erlöst werden.»

«Wissen Sie, wann dieser Krieg ausbrechen wird?»

«Ja, aber ich möchte den genauen Zeitpunkt nicht verraten*.»

«Eine furchtbare Prophezeiung!» rufe ich.

Meher Baba spreizt wie abbittend seine spitzen, mageren Finger.

«Ja, der Krieg wird durch die technischen Erfindungen furchtbarer sein als der letzte Krieg, wird aber nur von kurzer Dauer sein, – einige Monate. In der höchsten Not trete ich hervor und verkünde der Welt, was ich zu sagen habe. Meine weltliche und meine geistige Macht werden das schnelle Ende des Krieges herbeiführen, und ich bringe allen Völkern den Frieden. Zugleich aber werden gewaltige Veränderungen auf unserem Planeten vor sich gehen; Leben und Gut werden an vielen Orten des Erdballs in Gefahr geraten. Wenn ich mir die Rolle eines Messias zulege, so tue ich dies nur, weil das Weltgeschehen es verlangt. Seien Sie versichert, daß ich mein geistiges Werk nicht unvollendet lassen werde.»

Sein Sekretär, ein gedrungener, dunkelhäutiger Mann, der die schwarze, runde Kappe der Mahratten trägt, sieht mich bedeutungsvoll an, als Meher Baba geendet hat. Auf seinem Gesicht steht geschrieben: «Nun? Was sagen Sie dazu? Merken Sie, welche großen Dinge wir hier wissen?»

Wieder eilen die Finger des Meisters emsig über das Brett, schnell sagt mir der andere, was sie buchstabieren.

«Nach dem Kriege kommt der große Weltfrieden. Entwaffnung ist dann kein leeres Gerede mehr, sondern eine Tatsache. Ich mache eine Reise durch die ganze Welt, die Völker werden sich danach drängen, mich zu sehen. Meine Sendung dringt in jedes Land, in jede Stadt, jedes Dorf. Ich predige die große Brüderlichkeit, Frieden auf Erden, Mitleid mit den Armen und Verfolgten.»

* Vergl. auch 14. Kapitel

«Was wird aus Ihrem Vaterland, aus Indien?»

«Ich werde nicht ruhen, bis der verderbliche Kastengeist ausgerottet ist. Indien sank tief herab, seitdem es die Kasten gibt. Erst wenn die aus ihrer Kaste Ausgestoßenen und die Angehörigen der niederen Kasten ein besseres Los haben, kann Indien eines der einflußreichsten Länder der Erde werden.»

«Und was wird aus Indien?»

«Indien ist trotz all seiner Fehler noch immer das geistigste Land der Erde. Indien wird in geistigen und sittlichen Fragen für alle Völker führend sein. Alle großen Religionsstifter wurden im Osten geboren, deshalb muß die Welt ihre Augen gen Osten gerichtet halten, denn von dort kommt das Licht.»

Ich versuche, mir die großen Völker des Westens zu Füßen der sanftmütigen, kleinen braunen Männer vorzustellen, aber das gelingt mir nicht. Offenbar errät die weißgekleidete Gestalt vor mir meine Nöte. Er sagt:

«Die sogenannte Unterwerfung Indiens ist gar keine wirkliche Unterwerfung, denn sie betrifft nur den Leib, ist also zeitlich gebunden. Die Seele des Landes ist groß und unsterblich, mag das Land auch nach außen hin seine Macht eingebüßt haben.»

Diese spitzfindigen Worte sind mir nicht ganz verständlich. Ich greife das erste Gesprächsthema wieder auf.

«Den Inhalt Ihrer Verkündigungen kennt der Westen zum größten Teil schon aus früheren Quellen. Sie offenbaren uns eigentlich nichts Neues.»

«Meine Worte können nur Echo der altbekannten Wahrheiten sein, meine mystischen Kräfte aber werden etwas ganz Neues in der Welt darstellen.»

Auf diese Worte hin möchte ich meine Gedanken ein wenig ruhen lassen. Eine Weile bleibt es still, ich stelle keine Fragen mehr. Ich blicke aus der Höhle hinaus ins Freie. Jenseits der Felder ragen in der Ferne einige Hügel auf, vom Himmel brennt eine sengende Sonne unbarmherzig auf Mensch, Tier und Erde hernieder. Einige Minuten vergehen. Es ist leicht, in dieser weltabgeschie-

denen Höhle, in dieser nie aufhörenden Hitze und im Kreise aufnahmewilliger Gemüter den gewaltigen Plan zur Umgestaltung der Welt zu fassen und auf überspannte Ideen zu verfallen. Draußen, in der rauhen Wirklichkeit und im arbeitsamen Getriebe der Städte, würde das alles vergehen wie der Nebel vor der aufsteigenden Sonne.

«Europa ist ein hartes, skeptisches Land», sage ich und wende mich wieder dem «Neuen Messias» zu. «Wie wollen Sie uns davon überzeugen, daß Sie wirklich in göttlichem Auftrag sprechen? Wie wollen Sie fremde Völker bekehren? Der Durchschnitts-Europäer wird Ihnen erklären, daß es unmöglich ist, er wird vielleicht sogar über Sie lachen.»

«Sie können sich heute noch nicht vorstellen, wie ganz anders dann alles sein wird.»

Meher Baba reibt sich die blassen, zarten Hände und sagt dann etwas für westliche Ohren geradezu Verblüffendes, ist dabei aber ganz sachlich und nüchtern.

«Wenn ich erst öffentlich verkündet habe, daß ich ein Messias bin, kann nichts mehr meiner Macht widerstehen. Ich werde Wunder tun, die meine göttliche Sendung bestätigen. Ich werde die Blinden sehend machen und die Kranken, die Verstümmelten und Verkrüppelten heilen, ja, ich werde die Toten wieder auferwecken. Das wird mir ein Leichtes sein. Ich werde diese Wunder tun, um dadurch die Menschen zu zwingen, an mich zu glauben. Diese Wunder sollen nicht die Neugierigen befriedigen, sondern die Zweifler überzeugen.»

Ich halte den Atem an. Das Interview ist an der Grenze dessen, was gesunder Menschenverstand fassen kann, angelangt. Hier streikt mein Geist. Wir befinden uns im Reich der morgenländischen Phantasie.

Der parsische Messias fährt fort:

«Ich sage meinen Schülern immer wieder, daß ich diese Wunder nur für die Massen, nicht für sie tue. Mir ist nichts an Wundertun gelegen, ich weiß aber, daß dadurch die Seelen der einfachen Menschen für meine Worte emp-

fänglicher werden. Wenn ich durch meine Wunder die Völker der Erde in Erstaunen setze, geschieht es nur, weil ich sie zu vergeistigen bestrebt bin.»

«Baba hat schon wunderbare Dinge getan», platzt der Sekretär dazwischen.

Sofort horche ich auf.

«Zum Beispiel?» frage ich schnell.

Der Meister lächelt bescheiden.

«Erzähle ihm das ein anderes Mal, Vishnu», buchstabiert er. «Ich kann, wenn es nötig ist, jedes Wunder tun. Das ist nicht schwer für jemanden, der meine Stufe des Göttlichen erreicht hat.»

Ich nehme mir vor, den Sekretär am nächsten Morgen über die eben erwähnten Wunder auszufragen, und das wird dann der interessantere Teil meiner Nachforschungen sein. Ich werde sehr vorsichtig fragen, und jede in Erfahrung gebrachte Tatsache wird Wasser auf meine Mühle sein. Wieder ist es eine Zeitlang still. Dann bitte ich den heiligen Mann, mir etwas aus seinem Leben zu erzählen.

«Erzähle ihm auch das, Vishnu», antwortet er und weist mich abermals an seinen Sekretär. «Sie werden reichlich Gelegenheit zur Unterhaltung mit meinen Jüngern finden, da Sie einige Zeit bei uns bleiben wollen. Die Schüler können Ihnen über meine Vergangenheit erzählen.» Die Unterhaltung wendet sich allgemeineren Dingen zu. Dann trennen wir uns. In meine Behausung zurückgekehrt, zünde ich mir sofort eine Zigarette an und folge mit den Augen dem in Windungen aufsteigenden Rauch.

*

In den frühen Abendstunden erlebe ich ein seltsames Schauspiel. Schon blinken die Sterne am Himmel, der Tag ist aber noch nicht ganz zu Ende. Im undeutlichen Zwielflicht flackern einige Öllampen. Meher sitzt in seiner Höhle, vor der eine bunt zusammengewürfelte Gemeinde im Halbkreis Platz genommen hat: Schüler, Besucher, Dorfbewohner.

Ein feierlicher Akt findet statt, der sich allabendlich wiederholt, ganz gleich, wo Meher sich gerade befindet. Einer seiner Verehrer hält eine flache Metallschale, die als Lampe dient; der Docht schwimmt in dem stark nach Sandelholz duftenden Öl. Siebenmal umkreist er mit dieser Lampe das heilige Haupt seines Meisters, während die Gemeinde in laute Gesänge und Gebete ausbricht. In dem Singsang der Mahratta-Mundart unterscheide ich des öfteren den Namen Baba. Offenbar singen sie übertriebene Loblieder auf den Meister, an dem aller Augen bewundernd hängen. Mehers jüngerer Bruder sitzt an einem kleinen Harmonium, dem er als Begleitung zu den Gesängen klagende Töne entlockt.

Während der feierlichen Handlung begibt sich jeder Gläubige in die Höhle, wo er sich vor Meher niederwirft und seine nackten Füße küßt. Manche sind von frommer Bewegung so tief ergriffen, daß sie den Kuß bis zu einer Minute Dauer ausdehnen. Man erklärt mir, daß dies außerordentlich wohltuende Wirkungen habe; der Gläubige erringe dadurch Mehers Segen und werde von seinen Sünden reingewaschen.

Ich gehe wieder in meine Behausung und erwarte voller Spannung den kommenden Tag. Durch die Stille der Nacht hört man jenseits der Felder, tief im Dschungel einen Schakal heulen.

Am anderen Tage rufe ich den Sekretär und einige der englisch sprechenden Schüler zu mir. Wir sitzen vor einem der Holzhäuser im Halbkreis nebeneinander. Alle, die kein Englisch verstehen, bleiben etwas abseits und beobachten uns lächelnd. Ich will dem Gedächtnis dieser Menschen einige Begebenheiten aus dem Leben ihres sonderbaren Herrn entlocken.

Er heißt eigentlich Meher, nennt sich aber Sadguru Meher Baba. Sadguru bedeutet «vollkommener Meister», während Baba einfach ein bei einigen Völkern Indiens geläufiger Kosenamen ist, den seine Schüler ausschließlich anwenden.

Meher Babas Vater ist Perser, Anhänger des Zoroaster-

kultes, und kam als mittelloser Jüngling nach Indien. Meher ist sein ältester Sohn und wurde 1894 in Poona geboren. Mit fünf Jahren kam der Knabe in die Schule; er lernte leicht und bestand mit siebzehn Jahren die Abschlußprüfung. Er besuchte das Deccan College in Poona, wo er zwei Jahre lang gute, neuzeitliche Vorlesungen hörte.

Dann begann der dunkle und unerklärliche Abschnitt seines Lebens. Eines Abends radelte er auf dem Wege vom College nach Hause am Wohnsitz einer allgemein bekannten Mohammedanerin vorbei, – sie war ein weiblicher Fakir. Sie hieß Hazrat Babajan und war angeblich über hundert Jahre alt. Sie lag auf einem langen Ruhebett, das auf der kleinen Veranda ihres bescheidenen einräumigen Holzhäuschens stand. Als Mehers Fahrrad in gleicher Höhe mit ihr war, stand die alte Frau auf und winkte dem jungen Mann. Er stieg vom Rade und trat zu ihr. Sie ergriff seine beiden Hände, umarmte ihn und küßte ihn auf die Stirn.

Was dann geschah, ist nicht ganz klar. Ich entnehme den Erzählungen, daß der Junge ganz benommen nach Hause kam. In den nun folgenden acht Monaten ließen seine Geisteskräfte so stark nach, daß er seine Studien nicht fortsetzen konnte; er mußte das College verlassen, da er dem Unterricht nicht mehr zu folgen vermochte.

Aus Meher wurde nach und nach ein Halbidiot, der kaum für sich allein sorgen konnte. Seine Augen waren trübe und leblos. Er besaß nicht einmal mehr den für die einfachsten Obliegenheiten nötigen Verstand, konnte nicht allein essen, sich nicht waschen und seine Notdurft verrichten. Wenn sein Vater zu ihm sagte: «Iß!», nahm er mechanisch die Speisen zu sich. Ohne diese Aufforderung begriff er nicht, warum man ihm das Essen hingestellt hatte. Er wurde zum menschlichen Automaten.

Ein zwanzigjähriger junger Mann, für den die Eltern sorgen müssen, wie für ein dreijähriges Kind, scheint ein Fall von geistiger Rückbildung zu sein. Der ratlose Vater glaubte, Meher habe seinen Geist durch die Examens-

vorbereitungen überanstrengt. Meher wurde mehreren Ärzten vorgeführt, die seine Krankheit für einen Nervenzusammenbruch hielten und ihm Einspritzungen machten. Langsam besserte sich sein Zustand im Laufe von neun Monaten, bis er wieder fähig war, seine Umgebung zu erkennen und sich vernünftiger aufzuführen.

Nach seiner Wiederherstellung aber zeigte er ein verändertes Wesen. Sein wissenschaftlicher Eifer war verschwunden, ebenso sein ehrgeiziges Streben nach äußerem Erfolg; seine Freude an Spiel und Sport war wie weggeblasen. An die Stelle dieser Eigenschaften trat der innige Wunsch nach einem frommen Leben und die Sehnsucht, sich zu vergeistigen.

Er glaubte, daß der Kuß der Mohammedanerin seine innere Wandlung herbeigeführt hatte. Deshalb fragte er eines Tages die alte Frau um Rat wegen seiner Zukunft. Sie riet ihm, einen Meister zu suchen, der ihn in Dingen des Geistes unterweisen könnte. Auf seine Frage, wo er den wohl finden könnte, fuhr sie etwas unbestimmt mit der Hand durch die Luft.

Er besuchte mehrere berühmte Heilige in der näheren Umgebung und begab sich dann in die im Umkreis von hundert Meilen liegenden Dörfer. Eines Tages betrat er einen kleinen steinernen Tempel in der Nähe von Sakori. Es war eine bescheidene Stätte, die aber nach Aussage der Dorfbewohner einen sehr heiligen Mann beherbergte. Als Meher den Heiligen Upasani Maharaj von Angesicht erblickte, wußte er, daß er seinen Lehrer gefunden hatte.

Der werdende junge Heilige reiste von nun an des öfteren nach Sakori und blieb meist einige Tage bei seinem Lehrer. Einmal aber blieb er vier Wochen dort. Meher behauptet, daß er sich in dieser Zeit vervollkommnete und sich für seine Sendung vorbereitete. Eines Abends versammelte er um sich dreißig ehemalige Schulkameraden und Freunde, machte ihnen geheimnisvolle Andeutungen über eine wichtige Zusammenkunft

und führte sie zu dem kleinen Tempel in Sakori. Die Pforten wurden verschlossen, und Upasani Maharaj, der streng blickende Heilige, der in diesem Tempel hauste, erhob sich dann und begann zu den Versammelten zu sprechen. Er sprach über Religion, mahnte sie zur Tugend und sagte ihnen, daß er Meher zum geistigen Erben seiner mystischen Kräfte und seiner Erkenntnisse ernannt habe. Am Ende verkündete er den erstaunten jungen Männern, daß Meher die Stufe göttlicher Vollkommenheit erreicht habe, und riet ihnen dringend, an ihren parsischen Freund zu glauben und ihm anzuhängen, da dies ihnen in diesem und im kommenden Leben zum Heile gereichen werde. Einige der Zuhörer folgten seinem Rate, andere zweifelten. Ungefähr ein Jahr später, als Meher siebenundzwanzig Jahre alt war, teilte er seiner kleinen Herde mit, daß er einen göttlichen Auftrag zu erfüllen, daß Gott ihn zu großen Dingen auserkoren habe. Den Inhalt dieser Sendung aber offenbarte er nicht gleich, sondern lüftete erst nach und nach die Schleier des Geheimnisses: er war zum Messias ausersehen!

Im Jahre 1925 verließ Meher Indien zum ersten Male und fuhr, begleitet von einem halben Dutzend Schüler, zu Schiff nach Persien, in das Land seiner Väter. Als das Schiff in Buschir landete, besann er sich eines anderen und fuhr mit dem nächsten Schiff wieder nach Hause. Drei Monate später bemächtigten sich die Aufständischen der persischen Hauptstadt Teheran und setzten die Regierung ab. Ein neuer Schah kam auf den Thron. Meher Baba sagte damals zu seinen Anhängern: «Hier seht ihr das Ergebnis meines geheimnisvollen Wirkens während meiner Reise nach Persien.»

Seine Schüler sagten mir, Persien sei unter dem neuen Herrscher glücklicher als zuvor; Mohammedaner, Anhänger der Zoroastersekte und Christen lebten einträchtig nebeneinander, während unter der vorigen Regierung ständig Zwietracht geherrscht hätte.

Einige Jahre nach dieser rätselhaften Reise gründete

Meher Baba eine eigenartige Lehrstätte. Seinem Vorschlag folgend, erwarb einer seiner Jünger das Gelände, auf dem die Kolonie heute steht. Ein paar einfache Holzhäuser und Hütten wurden erbaut, und das Ganze stellt eine schulgeldfreie Landschule dar. Die gebildeten Jünger des Parsen waren die Lehrer. Die Schüler stammten aus den Familien seiner Anhänger. Der Unterricht, aber auch Wohnung und Verpflegung, waren unentgeltlich. Außer den üblichen weltlichen Unterrichtsfächern gab es einen von Meher persönlich geleiteten interkonfessionellen Religionsunterricht.

Diese sehr günstigen Bedingungen lockten ungefähr hundert Knaben herbei, von denen einige sogar aus Persien kamen. Man machte die Schüler bekannt mit den fast allen Religionen gemeinsamen sittlichen Grundideen, aber auch mit der Lebensgeschichte der großen Religionsstifter. Nach und nach wurde die Religionsstunde zum wichtigsten Unterrichtsfach. In den älteren Schülern erweckte Meher Baba einen offenbar stark verwässerten Mystizismus; sie wurden dazu getrieben, ihn als Heiligen zu betrachten, ja, ihn anzubeten. Bei einigen Knaben entwickelte sich religiöser Wahn, und es geschahen alle paar Tage recht seltsame Dinge.

Das Besondere an dieser ungewöhnlichen Schule war die Tatsache, daß die Schüler verschiedenen Kasten, Rassen und Glaubensbekenntnissen angehörten. Hindus, Mohammedaner, indische Christen und Anhänger des Zoroasterkultus lebten nebeneinander. Meher Baba aber wollte noch einen Schritt weiter gehen und sandte seinen Lieblingsschüler nach England mit dem Auftrage, auch einige Schüler der weißen Rasse zu holen. Sein Abgesandter aber traf auf unüberwindliche Schwierigkeiten, weil die Eltern ihre Kinder nicht von irgendeinem Fremden in eine Schule irgendwo in Asien entführen lassen wollten. Zudem war für sie eine Schule, in der alle Glaubensbekenntnisse vertreten waren, nichts Besonderes. Es gibt viele englische Schulen, in denen die Religionen friedlich nebeneinander leben, ohne daß soviel

Aufhebens davon gemacht wird wie in einem von Religionen so überschwemmten Land wie Indien.

Eines Tages lernte Mehers Abgesandter einen Engländer kennen, den er nach einer oder zwei Unterhaltungen bekehrte und der daraufhin den parsischen Messias anerkannte. Er war ein begeisterungsfähiger Mensch, der schon mit sämtlichen Sekten Londons Bekanntschaft gemacht hatte; deshalb zeigte er sich auch empfänglich für die hochfliegenden Verheißungen Mehers. Er half bei der Suche nach englischen Schülern und entdeckte drei sehr bedürftige Familien, deren schweres Los leichter wurde, wenn sie ihre Kinder weggaben. Jetzt aber griff das India Office ein, untersuchte den Fall, schüttelte von Amts wegen sein Haupt und untersagte diesen Plan. Die Kinder mußten zu Hause bleiben. Der Abgesandte des parsischen Messias kehrte nach Indien zurück, begleitet von dem Engländer, seiner Frau und seiner Schwägerin. Fünf oder sechs Monate später schickte Meher sie alle drei auf Kosten seines Lieblingsschülers wieder nach England zurück.

Meher erklärte mir, daß ihn zweierlei zur Gründung der Schule bewogen habe: einmal wollte er die religiösen Gegensätze unter seinen Schülern beseitigen, zum anderen wollte er einige auserwählte Schüler zu kommenden Verkündern seiner Lehre machen. Wenn die Jahre sie erst gereift hätten, und er in die Öffentlichkeit treten würde, sollten sie in allen fünf Weltteilen als seine Apostel auftreten und ihm beistehen bei seinem großen Werk, das Menschengeschlecht zu vergeistigen. Außer der Schule wurde ein einfaches Krankenhaus gegründet. Besonders eifrige Schüler wurden ausgesandt, um in der näheren Umgebung alle Blinden, Kranken und Krüppel aufzulesen. Die ärztliche Behandlung war umsonst, die Kranken erhielten sogar Speise und Trank, und der parsische Heilige selbst spendete ihnen geistlichen Trost. Allein fünf Aussätzige habe er durch Berührung geheilt, sagt ein leidenschaftlich überzeugter Anhänger. Leider bin ich nicht ganz frei von Zweifeln,

da niemand weiß, wer und wo die Aussätzigen sind. Ich fürchte, daß hier wieder einmal die orientalische Fabuliersucht vorliegt. Sicherlich hätte sich doch einer der fünf Geheilten aus reiner Dankbarkeit der Gemeinde Mehers angeschlossen; zudem hätte sich die Nachricht wie ein Lauffeuer verbreitet, so daß sämtliche Aussätzigen und alle verzweifelten Seelen in das Krankenhaus bei Arangaon gepilgert wären.

Aus den nahen Dörfern strömte bald eine große Anhängerenschaft zusammen, bestehend aus Besuchern, Gläubigen und Mitläufern; die Kolonie zählte bald mehrere Hundert Bewohner. Alle waren von tiefer Frömmigkeit erfüllt, und selbstverständlich war Meher Baba der Mittelpunkt des ganzen Schauspiels.

Achtzehn Monate nach der Gründung der Kolonie wurde sie mit einem Male aufgelöst, – plötzlich war alles vorbei. Die Knaben wurden wieder zu ihren Eltern geschickt, die Kranken mußten wieder nach Hause gehen. Eine Begründung für diese Maßnahme gab Meher nicht an. Man sagt mir, daß man bei ihm mit derartigen plötzlichen und unverständlichen Entschlüssen rechnen müsse.

Im Frühjahr des Jahres 1929 entsandte er zum erstenmal einen seiner Schüler als Missionar. Er hieß Sadhu Leik und sollte ganz Indien bereisen. Zum Abschied erhielt er folgende Weisung:

«Du hast das Glück, für einen Messias zu arbeiten. Sei vorurteilslos, verurteile keine andere Religion. Sei überzeugt, daß ich alles von dir weiß. Laß dich nicht entmutigen durch anderer Leute Reden. Ich führe dich, folge also keinem anderen nach.»

Aus allem was man mir erzählt, entnehme ich, daß der arme Mensch für ein Wanderleben untauglich war. Zwar gelang es ihm, eine kleine Gemeinde in Madras zu gründen, dann wurde er aber krank, kehrte zurück und starb.

Dies ist in großen Zügen das Lebensbild des Parsen.

✱

Ich habe mehrere flüchtige Plaudereien mit Meher Baba gehabt, möchte nun aber mehr erfahren über die große Aufgabe hier auf Erden, die er sich selbst gestellt hat. Er gewährt mir eine letzte Unterredung. Heute trägt er einen weichen blauen Schal, griffbereit liegt das Buchstabierbrett auf seinen Knien. Die um ihn versammelten Schüler sind ein stets bewunderndes Publikum und geben den geeigneten Rahmen für seine Person ab. Jeder lächelt jeden an, bis ich mit einer unerwarteten Frage die Stille durchbreche:

«Woher wissen Sie, daß Sie ein Messias sind?»

Die Schüler sind starr ob meiner Kühnheit. Der Meister zieht die buschigen Brauen hoch, ist aber nicht aus der Fassung zu bringen, lächelt den wißbegierigen Europäer an und antwortet ohne Zögern: «Ich weiß es eben, und zwar weiß ich es ganz sicher. Sie wissen, daß Sie ein Mensch sind, und ich weiß, daß ich ein Messias bin. Niemals würden Sie sich für etwas anderes halten, ebenso kann auch ich mich nur für einen Messias, einen Erlöser, halten. Ich habe ein göttliches Werk zu vollbringen, und ich werde es vollbringen!»

«Was ging in Ihnen vor, als die mohammedanische Frau Sie küßte? Können Sie sich noch daran erinnern?»

«Ja. Bis zu diesem Zeitpunkt war ich, wie alle anderen jungen Menschen, weltoffen. Hazrat Babajan aber öffnete mir eine Türe, ihr Kuß ist ein Wendepunkt in meinem Leben. Mir war, als verlöre sich die Welt im Raum, ich war plötzlich allein, – allein mit Gott. Monatslang konnte ich nicht schlafen, wurde aber nicht schwächer, sondern blieb ebenso kräftig wie bisher. Mein Vater begriff das nicht, er glaubte, daß ich den Verstand verlöre. Er befragte einen Doktor, dann einen zweiten. Sie gaben mir Arzneien und versuchten es mit Einspritzungen. Sie waren aber auf falscher Spur, denn ich war bei Gott, und es gab an mir nichts zu heilen. Ich hatte nur den Zusammenhang mit dem Alltäglichen verloren, brauchte lange Zeit, um wieder zurückzufinden. Verstehen Sie, was ich meine?»

«Ja. Doch nun haben Sie zurückgefunden. Wann erscheinen Sie in der Öffentlichkeit?»

«Ich werde mich in kurzer Frist offenbaren, kann aber keinen genauen Zeitpunkt angeben.»

«Und dann?»

«Meine Aufgabe hier auf Erden erfordert eine Zeit von dreiunddreißig Jahren. Dann werde ich auf tragische Weise ums Leben kommen. Mein eigenes Volk, die Parsen, werden Schuld an meinem gewaltsamen Ende sein. Mein Werk aber wird ein anderer fortführen.»

«Ihre Schüler, nehme ich an?»

«Ja. Der innere Ring der zwölf auserwählten Jünger, von denen einer zu einer bestimmten Zeit Meister wird. Um ihretwillen faste ich häufig, um ihretwillen lege ich mir die Schweigepflicht auf, denn das befreit sie von ihren Sünden und macht ihre Seele vollkommen. Außer ihnen gibt es noch den äußeren Ring der Vierundzwanzig: Männer und Frauen, die einer niedrigeren geistigen Ordnung angehören. Ihre Aufgabe wird es sein, die zwölf Jünger zu unterstützen, wenn diese die Stufe der Vollkommenheit erreicht haben.»

«Gibt es noch andere, die sich Messias nennen?»

Meher lacht mitleidig über diese Toren.

«Ja. Zum Beispiel Krishnamurti, der Schützling Anni Besants. Die Theosophen belügen sich selbst. Ihre geheimen Meister sitzen angeblich irgendwo hoch oben im Himalaja, in Tibet. In den Höhlen dort aber findet man nur Staub und Steine. Außerdem hat es noch kein echter Weiser jemals nötig gehabt, eines anderen Menschen Leib für seine Zwecke ausbilden zu lassen. Das ist lächerlich.»

In dieser abschließenden Unterredung aber kommt es noch zu anderen verblüffenden Äußerungen, zu einem wahren Wirrwarr von Behauptungen, die von schmalen, flinken Fingern Wort für Wort auf das Brett geschleudert werden:

«Amerika hat eine große Zukunft und wird ein vergeistigtes Land werden . . . Ich erkenne jeden, der seinen

Glauben in mich setzt, ihm wird stets geholfen werden . . . Versucht nicht, meine Handlungen zu begreifen, denn ihr werdet sie nie ergründen . . . Wenn ich für noch so kurze Zeit an einem Orte weile, so verdichtet sich die geistige Atmosphäre . . . Der große geistige Auftrieb den ich der Menschheit gebe, wird bald alle wirtschaftlichen, politischen, sexuellen und soziologischen Probleme lösen, da die Selbstsucht zerstört und an ihre Stelle die Brüderlichkeit treten wird . . . Fürst Shivaji, der im 17. Jahrhundert das Mahratta-Reich gründete, ist auch hier.» Dabei zeigt er auf sich; er will damit sagen, daß er eine Wiederverkörperung Shivajis ist . . . «Einige Planeten sind bewohnt, ihre Kultur und der Stand ihrer Fortschrittlichkeit sind wie die unsrigen. Unsere Erde aber steht geistig am höchsten.»

Man sieht, daß Meher nicht an übergroßer Bescheidenheit leidet. Ich erschrecke aber doch, als er mir einen Auftrag erteilt.

«Gehen Sie als mein Beauftragter in den Westen, verbreiten Sie meinen Namen als den eines Gottesboten. Arbeiten Sie für mich, dann arbeiten Sie für die Menschheit.»

«Die Menschen werden mich verhöhnen als einen Verrückten», sage ich ein wenig verlegen, denn dieser Auftrag ist mir peinlich.

Meher ist anderer Meinung.

Ich antworte, daß nur eine Kette von Wundern den Westen davon überzeugen kann, einen Übermenschen vor sich zu sehen, von einem Messias ganz zu schweigen; da ich aber leider keine Wunder tun kann, würde ich auch nicht als sein Herold auftreten können.

«Dann werden Sie eben Wunder tun», lautete seine tröstende Antwort.

Ich schweige. Meher mißdeutet dies und spricht: «Bleiben Sie hier, ich werde Ihnen große Kräfte verleihen. Sie sind glücklich zu preisen. Ich will Ihnen helfen, Kräfte einer höheren Ordnung zu erringen. Dann können Sie im Westen in meinem Namen wirken!»

Ich brauche wohl über dies erstaunliche Interview nichts mehr zu erzählen. Manche sind von Geburt an groß, manche werden erst groß, und manche arbeiten mit einem Impresario. Zu letzteren scheint Meher zu gehören. Am nächsten Tage mache ich mich reisefertig. Ich habe nun fürs erste genug fromme Sprüche, genug Prophezeiungen gehört, und schließlich bin ich nicht so weit gereist, um fromme Behauptungen und erhabene Verkündigungen mit anzuhören. Mir geht es um Tatsachen, mögen sie auch noch so unbegreiflich sein. Außerdem will ich Beweise haben, besser: ich will etwas haben, das ich zu meiner eigenen Beruhigung jederzeit selbst bezeugen könnte.

Mein Bündel ist geschnürt. Ich gehe zu Meher, um mich höflich von ihm zu verabschieden. Er sagt mir, daß er in wenigen Monaten seine Hauptkolonie bei Nasik beziehen werde und bittet mich, ihn dort zu besuchen und einen Monat zu bleiben.

«Tun Sie das, kommen Sie, wenn Sie können. Ich werde Sie mit wundersamen seelischen und geistigen Dingen vertraut machen, ich werde Sie die Wahrheit über mich erkennen lehren. Sie werden meine geheimen Kräfte verspüren und nicht mehr an mir zweifeln. Sie werden aus eigener Anschauung gültige Beweise für meine Behauptungen sehen. Dann können Sie nach Europa fahren und viele Menschen für mich gewinnen.»

Ich nehme mir vor, ihn wirklich für einen Monat zu besuchen, wenn es meine Zeit erlaubt. Trotz des theatralischen Gebarens des heiligen Parsen, trotz seiner phantastischen «Berufung» will ich alles mit unwandelbarer Gründlichkeit prüfen.

★

Nach einem kurzen Aufenthalt in Bombay reise ich nach Poona. Meine Wanderungen durch dieses alte Land haben angefangen. Ich will mehr erfahren über die heilige alte Mohammedanerin, die Meher Babas Leben so plötzlich änderte. Ein kurzer Besuch bei ihr wird nicht scha-

den. Ich habe vorher in Bombay Erkundigungen über sie eingeholt und höre von dem ehemaligen Richter Khandalawalla, der sie seit fünfzig Jahren kennt, daß sie tatsächlich etwa fünfundneunzig Jahre alt ist. Ich erinnere mich, daß Mehers Anhänger mir ein Alter von hundertunddreißig Jahren angegeben haben, verzeihe ihnen aber diese durch ihre leidenschaftliche Ergebenheit erklärliche Übertreibung. Der Richter erzählt mir ihre Geschichte. Sie stammt aus Beludschistan und lief sehr jung von Hause fort. Nach langen, abenteuerlichen Wanderungen kam sie zu Beginn des Jahrhunderts nach Poona und hat die Stadt seitdem nicht mehr verlassen. Sie wohnte zunächst unter einem Paternosterbaum, unter dem sie bei jeder Witterung hartnäckig sitzenblieb. Die Mohammedaner der Umgebung hielten sie bald für eine Heilige und schrieben ihr geheime Kräfte zu. Sogar die Hindus näherten sich ihr mit größter Ehrerbietung. Einige Mohammedaner errichteten für sie unter dem Baum eine Schutzhütte, da sie sich weigerte, ein festes Haus zu beziehen.

Ich frage den Richter, was er von ihr hält. Für ihn besteht kein Zweifel, daß Hazrat Babajan ein echter Fakir ist. Der Richter ist Parse, deshalb erkundige ich mich bei ihm nach Meher Baba, den er sehr gut kennt. Was ich nun allerdings zu hören bekomme, läßt den neuen Messias nicht in besserem Licht erscheinen. Ich befrage ihn auch über Upasani Maharaj, Mehers geistigen Führer. Der Richter, ein einsichtsvoller, kluger alter Mann mit viel Erfahrung in weltlichen und religiösen Dingen, erzählt mir eine lange Geschichte über seine eigenen unglücklichen Erlebnisse mit Upasani.

«Upasani hat furchtbare Fehler gemacht. Einst veranlaßte er mich, nach Benares zu reisen, wo er sich gerade aufhielt. Dort erhielt ich eine Todeswarnung und wollte zu meiner Familie nach Poona zurückkehren. Upasani aber hielt mich davon ab und prophezeite mir ständig, daß alles gut gehen werde. Zwei Tage später aber teilte man mir telegraphisch mit, daß meines Sohnes Gattin

einen Sohn geboren habe, der wenige Minuten nach der Geburt gestorben sei. Ferner weissagte Upasani meinem Schwiegersohn, der an die Börse von Bombay gehen wollte, daß er dort viel Glück haben werde. Er folgte seinem Rat, ging zur Börse und verlor all sein Geld.»

Das unbestechliche Urteil des Richters hat etwas Überzeugendes. Er hält nichts von Upasani, den Meher Baba mir als «einen der größten Geister des Jahrhunderts» schilderte, zögerte aber keinen Augenblick, Meher als ehrlichen Menschen zu bezeichnen, der unbedingt an sich selbst glaubt, ohne irgend etwas beweisen zu können.

Ich komme nach Poona, steige in einem Hotel ab und fahre sofort zu der Wohnung Hazrat Babajans. Ein Dolmetscher, der sie kennt und der meine paar Brocken Hindustani ergänzen soll, begleitet mich.

Wir finden sie in einer engen Gasse, die durch bunte Öllämpchen und elektrisches Licht merkwürdig beleuchtet wird. Sie liegt auf einem niedrigen Divan, die Vorübergehenden können sie sehen, denn nur das Geländer der kleinen Veranda trennt sie von der Straße. Über dem hölzernen Schutzdach erkennt man die schönen Umrisse eines Paternosterbaumes, dessen weiße Blüten einen zarten Duft ausströmen.

«Sie müssen die Schuhe ausziehen!» sagt der Dolmetscher. «Es gilt als unhöflich, sie anzubehalten.» Ich gehorche ihm, und eine Minute später stehen wir an ihrem Lager.

Die alte Frau liegt flach auf dem Rücken, der Kopf ist durch Kissen gestützt. Das seidig glänzende Weiß ihres Haares bildet einen krassen Gegensatz zu ihrem runzeligen Gesicht und der faltigen Stirn. Aus dem kargen Vorrat neuerworbener Worte in Hindustani bilde ich einen Satz, durch den ich mich bei ihr einführen will. Sie wendet mir ihr graises Haupt zu, hebt den knochigen Arm und hält meine Hand fest in der ihren, wobei sie mich von unten mit wellabgewandten Augen ansieht.

Diese Augen verwirren mich, sie scheinen nichts zu sehen, scheinen ganz leer zu sein. Drei oder vier Minuten



Innere des Dilwara-Tempels



Der Einsiedler vom Flusse Advar

lang hält sie meine Hand und sieht mir mit leerem Blick in die Augen. Ich habe das Gefühl, als ginge ihr Blick durch mich hindurch. Das ist unheimlich, ich weiß nicht, was ich tun soll.

Endlich zieht sie die Hand zurück und streicht sich mehrmals über die Stirn. Dann sagt sie etwas zu meinem Führer, ich verstehe aber nichts, da sie in ihrer Mundart spricht.

Er übersetzt flüsternd:

«Er wurde nach Indien gerufen und wird bald verstehen.»

Dann entsteht eine Pause. Mit krächzender Stimme sagt sie noch etwas, das aber besser in meinem Gedächtnis aufbewahrt bleibt. Ihre Stimme ist äußerst schwach. Langsam und unter großen Anstrengungen bildet sie die Worte. Ist es möglich, daß dieser uralten, verfallenen Frau die Seele eines Fakirs innewohnt, daß sie wunder-tätige Kräfte besitzt?

Sie ist bald ein Jahrhundert alt. Man hat mich gebeten, mit Rücksicht auf ihre große Hinfälligkeit längere Unterhaltungen zu vermeiden. Ich will mich alsbald still zurückziehen, denn es kommt mir auf einmal so vor, als könne man in ihren ausdruckslosen alten Augen sehen, wie nahe sie dem Tode ist. Der Geist verläßt den verfallenen Körper und kehrt nur dann und wann zurück, um durch diese seltsamen Augen einen flüchtigen Blick in diese Welt zu tun. (Ich besuchte sie abermals einige Monate später. Man konnte ihren bald eintretenden Tod zu dieser Zeit voraussagen.)

Ins Hotel zurückgekehrt, beginne ich meine Eindrücke zu sammeln. Ich bin überzeugt, daß seelische Kräfte tief in ihr schlummern, auch fühle ich unwillkürlich eine gewisse Verehrung für sie. Die Berührung ihrer Hand hat den normalen Gedankenablauf in mir verwirrt; ich fühle, daß hier etwas Geheimnisvolles ist, das uns ja – allen Wissenschaftlern zum Trotz – ständig umgibt. Ich erkenne mit überraschender Klarheit, daß die Wissenschaftler, die alle Rätsel des Daseins lösen wollen, nur an der

Oberfläche bleiben. Ich begreife aber nicht, warum die flüchtige Berührung durch diesen weiblichen Fakir alle meine Überzeugungen über den Haufen wirft.

Ihre dunkle Prophezeiung fällt mir wieder ein. Ich weiß nicht, was sie damit sagen will. Niemand hat mich nach Indien gerufen. Bin ich nicht aus freien Stücken gekommen? Erst jetzt, da ich diese Zeilen schreibe, lange Zeit nach dieser Begegnung, glaube ich zu ahnen, was sie gemeint hat.

5. Kapitel

DER EINSIEDLER VOM FLUSSE ADYAR

Ich sitze im Zuge nach Madras, wo ich einige Zeit bleiben will. Das farbige Treiben dieser weitläufigen Stadt gefällt mir. Ich lasse mich in einem zwei Meilen vom Zentrum entfernten Vorort nieder, um auf diese Weise auch das indische, und nicht nur das europäisierte Madras kennenzulernen. Das Haus, in dem ich wohne, liegt in der Straße der Brahmanen; sie ist bedeckt mit dickem Staub, den meine Füße aufwirbeln. Der Fußgängerweg an der Seite besteht aus gestampftem Lehm. Zum Glück fehlen in diesem Vorort alle Merkmale des fortschrittlichen zwanzigsten Jahrhunderts. Die weiß getünchten Häuser haben überdachte Vorhallen und offene Veranden. Mein Haus umschließt einen gepflasterten Innenhof, um den eine gedeckte Galerie läuft. Unser Wasser wird mit einem Eimer aus einem Ziehbrunnen geschöpft.

Wenn ich die zwei oder drei Straßen, die den Vorort bilden, hinter mir lasse, breitet sich die üppigste Tropenlandschaft vor meinen entzückten Blicken aus. In weniger als einer halben Stunde bin ich am Flusse Adyar, einem breiten Strom, dessen Ufer hier und da von schönen

Palmenhainen gesäumt sind. In ihrem Schatten verbringe ich meine Mußestunden, oder ich schlendere an dem träge dahinfließenden Strom entlang. Eines Morgens gehe ich in Begleitung eines Brahmanen am Flusse spazieren. Ich erzähle dem Mann, was mich in dieses Land geführt hat. Plötzlich packt er mich am Arm und ruft:

«Sehen Sie den jungen Mann dort auf uns zukommen? Er soll ein Yogi sein und würde Sie sehr interessieren. Er spricht aber leider nicht mit uns.»

«Warum nicht?»

«Er ist der zurückhaltendste Mensch weit und breit. Ich weiß, wo er wohnt.»

Inzwischen hat der Fremde uns fast erreicht. Er ist wie ein Athlet gebaut, etwa fünfunddreißig Jahre alt und wenig über mittelgroß. Auffallend ist die negroide Gesichtsbildung. Seine Haut ist fast schwarz. Seine breite, flache Nase, die wulstigen Lippen, der muskulöse Körper, – alles das deutet auf eine nichtdravidische Abstammung hin. Sein langes, in ordentliche Zöpfe geflochtenes Haar ist am Kopfwirbel zu einem runden Knoten aufgesteckt. Er trägt ungewöhnlich große Ohrringe. Sein Körper ist eng in ein weißes Tuch eingewickelt, dessen eines Ende über die linke Schulter geworfen ist. Beine und Füße sind unbekleidet.

Er beachtet uns nicht und schreitet langsam an uns vorüber. Seine niedergeschlagenen Augen scheinen auf dem Boden etwas zu suchen. Er scheint ständig über etwas nachzudenken, – ich möchte wohl wissen, worüber.

«Ich will mit ihm sprechen. Wir wollen hinter ihm hergehen», schlage ich vor.

Der Brahmane widerspricht heftig. «Es ist zwecklos.»

«Ich kann es ja auf einen Versuch ankommen lassen», antworte ich.

Der Brahmane will mich von meinem Vorhaben abbringen:

«Der Mann ist so unnahbar, daß man hier fast nichts über ihn weiß. Er hält sich von seinen Nachbarn fern, und wir dürfen ihn nicht belästigen.»

Schon eile ich hinter dem Yogi her, so daß mein Begleiter wohl oder übel mitkommen muß. Bald sind wir hinter dem Mann, dem man nicht anmerkt, daß er uns hört, und der gelassen seines Weges geht. Jetzt sind wir in einer Höhe mit ihm.

«Fragen Sie ihn bitte, ob ich mit ihm sprechen darf», sage ich zu meinem Begleiter. Er zögert und schüttelt heftig den Kopf.

«Nein, ich wage es nicht.»

Ich befürchte schon, daß ich eine wichtige, aufschlußreiche Gelegenheit verpasse, muß also selbst den Yogi ansprechen. Alle Vorurteile, indische wie europäische, außer acht lassend, verstelle ich ihm den Weg und versuche, aus meinem dürftigen Wortschatz eine Anrede in Hindustanisch zustandezubringen. Er blickt auf, lächelt leise und winkt mit der Hand ab. Mir steht leider nur ein einziges Wort in tamilischer Sprache, der Umgangssprache von Madras, zur Verfügung; der Yogi versteht wahrscheinlich kein einziges englisches Wort. Im Süden sprechen nur wenige Menschen Hindustanisch, aber das weiß ich in diesem Augenblick noch nicht. Gottlob scheint der Brahmane das Gefühl zu haben, mich nicht im Stich lassen zu dürfen, und kommt mir zu Hilfe. Stockend und wie um Vergebung bittend spricht er ein paar Worte auf Tamilisch. Der Yogi erwidert nichts, sein Gesichtsausdruck verhärtet sich, seine Augen blicken kalt und abweisend. Der Brahmane sieht mich betreten an, eine lange Pause entsteht, keiner weiß, was er tun soll. Ich sehe langsam ein, wie schwer es ist, Einsiedlern die Sprache wiederzugeben. Sie wollen sich nicht von Fremden über ihre ureigensten Erlebnisse ausfragen lassen; vor allem aber brechen sie ihr ständiges Schweigen nicht gerne einem weißen Manne im Tropenhelm zuliebe, denn der versteht nach ihrer Ansicht doch nichts von den Feinheiten des Yoga. Plötzlich fühle ich, daß der Yogi mich prüfend betrachtet und meine Gedanken irgendwie zu ergründen sucht. Äußerlich bleibt er weiterhin abweisend. Irre ich mich? Nein, ich werde das unheimliche Gefühl

nicht los, als ob man mich durch ein Mikroskop betrachte.

Der Brahmane wird unruhig und sucht mich durch einen leisen Rippenstoß zum Weitergehen zu bewegen. Noch eine Minute warte ich, dann gebe ich seinem Drängen nach und gehe. Der Yogi macht eine plötzliche Handbewegung und heißt uns mit ihm gehen. Er begibt sich in den Schatten einer hohen Fächerpalme und deutet schweigend auf den Boden. Wir setzen uns, dann kauert er sich nieder. Er richtet einige Sätze in tamilischer Sprache an den Brahmanen, seine Stimme klingt sehr anziehend und wohlklingend.

«Der Yogi ist bereit, mit Ihnen zu sprechen», übersetzt mein Gefährte.

Ich frage ihn zuerst, wie er heißt, und höre daraufhin eine so lange Kette von Namen, daß ich ihn sofort umtaufen muß. Sein erster Name lautet ‚Bramasuganandah‘, außer diesem aber besitzt er noch vier mehr oder weniger lange Namen. Ich nenne ihn schlicht Brama.

«Sagen Sie ihm, daß ich gern etwas über die Lehre des Yoga hören möchte», bitte ich.

Der Yogi nickt, als ihm dies übersetzt wird.

«Das sehe ich», antwortet er lächelnd. «Der Sahib soll Fragen stellen.»

«Welches Yoga ist das Ihrige?»

«Das Yoga der Körperbeherrschung. Es ist das schwierigste aller Systeme des Yoga. Wir müssen Körper und Atmung wie halsstarrige Maultiere behandeln und langsam gefügig machen. Erst dann kann man dazu übergehen, die Herrschaft über die Nerven und den Geist zu gewinnen.»

«Was haben Sie davon?»

Bramas Blick schweift über das Wasser.

«Gesundheit des Körpers, Kraft des Willens und langes Leben, um nur einiges zu nennen. Ein Yogi der sich in den Übungen unseres Systems vervollkommnet, wird hart wie Eisen und spürt keinen Schmerz. Ich kenne einen Yogi, der sich von einem Arzt an den Händen ope-

rieren ließ, ohne daß man ihm ein Betäubungsmittel geben konnte. Er ließ aber keinen Laut vernehmen. Ein Yogi unserer Schule kann auch die größte Kälte erdulden, ohne seinen Körper zu schützen, und nimmt doch keinen Schaden.»

Ich ziehe mein Taschenbuch hervor, unsere Unterhaltung scheint ergiebiger zu werden, als ich zuerst dachte. Brama lächelt darüber, daß ich seine Worte mitsteno-graphiere, verwahrt sich aber nicht dagegen.

«Erzählen Sie mir bitte noch mehr über Ihr System des Yoga», bitte ich.

«Mein Meister lebt in den Gefilden des ewigen Schnees im Himalaja und trägt nichts als sein zimtfarbenedes Gewand. Er kann sechs Stunden hintereinander an einem Ort sitzen, an dem Wasser sofort gefriert, er selbst aber fühlt die Kälte nicht. Solche Kräfte verleiht das Yoga.»

«Sie sind ein Schüler?»

«Ja. Noch viele Hügel muß ich erklimmen. Seit zwölf Jahren übe ich mich ununterbrochen in unseren Übungen.»

«Haben Sie außerordentliche Fähigkeiten erworben?»

Brama nickt schweigend. Ich fühle mich immer mehr zu diesem jungen Manne hingezogen.

«Ist es erlaubt zu fragen, wie Sie ein Yogi wurden?» frage ich etwas unsicher.

Zuerst kommt keine Antwort, stumm kauern wir im Schatten der Palme. Ich höre das rauhe Krächzen einiger Krähen, die auf den Kokospalmen am jenseitigen Ufer sitzen, dazwischen hört man einige Affen im Gipfel der Bäume aufgeregter plappern. Leise schlägt das Wasser an das Ufer.

«Gewiß!» entgegnet Brama plötzlich. Vielleicht merkt er, daß meine Fragen mehr als bloß Wißbegierde sind. Er steckt eine Hand in die Falten seines weißen Tuches, richtet seine Augen auf das andere Ufer und beginnt zu sprechen:

«Ich war ein stiller, einsamer Knabe; ich war anders als die anderen Kinder und mochte nicht mit ihnen spielen.

Lieber streifte ich allein in Garten und Feld umher. Nur wenige Menschen haben Verständnis für einen grübelnden Knaben, und ich kann nicht sagen, daß ich glücklich war. Mit zwölf Jahren lauschte ich zufällig dem Gespräch einiger Erwachsener, sie sprachen über die Yogis, und auf diese Weise erfuhr ich etwas über das Yoga. Von diesem Tage an suchte ich mehr darüber zu hören, befragte mehrere Menschen und beschaffte mir einige in tamilischer Sprache verfaßte Bücher, die mir mehr über das Leben der Yogis berichten konnten. Mein Geist dürstete nach dem Wissen, wie das Pferd in der Wüste nach dem Wasser dürstet. Ich erreichte jedoch einen Punkt, über den ich nicht hinauskam. Eines Tages las ich folgenden Satz in einem meiner Bücher: ‚Wenn man Yoga wirklich erlernen will, bedarf es eines Lehrers.‘ Diese Worte machten einen großen Eindruck auf mich. Ich wußte, daß ich mein Heim verlassen und wandern mußte, um den wahren Meister zu finden. Meine Eltern wollten mich nicht ziehen lassen. Da ich mir keinen anderen Rat wußte, begann ich im stillen mit den Atemübungen, von denen ich etwas erfahren hatte. Diese Übungen halfen mir nicht, im Gegenteil, sie schadenen mir. Ich wußte damals nicht, daß man sie ohne Anleitung eines Lehrers nicht ungestraft ausführen darf. Mein Eifer aber war viel zu groß, als daß ich auf die Begegnung mit einem Meister hätte warten können. Nach einigen Jahren machten sich die Folgen dieser Atemübungen bemerkbar: auf meinem Kopf war eine kleine Bruchstelle zu sehen, es schien, als sei die Schädeldecke eingerissen. Der Wunde entströmte Blut, mein Körper war kalt und wie betäubt, ich glaubte, sterben zu müssen. Nach zwei Stunden hatte ich eine seltsame Erscheinung: ich sah einen ehrwürdigen Yogi, der zu mir sagte: ‚Du siehst jetzt selbst ein, in welche Gefahr dich diese verbotenen Übungen gebracht haben. Möchte dies als Lehre für dich dienen!‘ Die Erscheinung verschwand, und von dem Augenblick an fühlte ich mich besser. Ich wurde wieder gesund. Die Narbe ist noch zu sehen.»

Brama beugt den Kopf; man erkennt deutlich eine kleine, runde, vernarbte Stelle. Er fährt fort:

«Nach dieser bösen Erfahrung gab ich die Atemübungen auf und wartete einige Jahre, bis meine häuslichen Bande sich lockerten. Als ich frei wurde, ging ich von Hause fort und begab mich auf die Suche nach einem Lehrer. Ich wußte, daß man das meiste über Art und Eignung eines Lehrers erfährt, wenn man einige Monate bei ihm bleibt. Ich fand mehrere Meister, bei denen ich einige Zeit blieb, mußte aber immer wieder enttäuscht nach Hause zurückkehren. Einige waren Oberhäupter von Klöstern, andere leiteten geistliche Lehrstätten, aber keiner von ihnen wußte mich zu befriedigen. Sie lehrten mich viel Philosophie und nur wenig Selbsterlebtes. Die meisten konnten nur wiederholen, was in den Büchern stand, einen praktischen Rat konnten sie mir nicht erteilen. Ich suchte aber nicht Buchweisheit, sondern praktische Erlernung des Yoga. Ich suchte nicht weniger als zehn Lehrer auf, von denen keiner ein wirklicher Meister war. Trotzdem verzweifelte ich nicht. Ich befand mich zu dieser Zeit an der Schwelle des Mannesalters und beschloß, meine Heimat endgültig zu verlassen, der Welt zu entsagen und bis an mein Lebensende nach dem wahren Meister zu suchen. Ich brach zu meiner elften Pilgerfahrt auf und wanderte, bis ich ein großes Dorf im Distrikt Tanjore erreichte. Ich ging zum Fluß, um mein morgendliches Bad zu nehmen, und schritt dann das Ufer entlang. Bald kam ich an ein kleines Heiligtum, einen kleinen, aus rotem Stein erbauten Tempel. Aus reiner Neugier blickte ich hinein und sah zu meiner Überraschung einige Männer um einen nur mit einem Lendenschurz bekleideten Menschen versammelt. Ehrfurchtsvoll blickten die Anwesenden ihn an. Sein Gesicht war ehrwürdig, ein geheimnisvoller Ausdruck lag auf den Zügen. Stumm und furchtsam blieb ich am Eingang stehen und merkte bald, daß hier eine Art Unterricht erteilt wurde. Der Mann in der Mitte schien ein echter Yogi zu sein, ein wirklicher Meister, kein Buchgelehrter.

Auf einmal wendete der Lehrer den Kopf zur Tür, unsere Blicke trafen sich. Ich folgte einem inneren Zwang und betrat den Tempel. Der Lehrer begrüßte mich freundlich, hieß mich Platz nehmen und sagte: ‚Vor sechs Monaten erhielt ich die Weisung, dich als Schüler aufzunehmen.‘ Ein seliger Schreck durchfuhr mich: genau sechs Monate waren vergangen, seit ich von Hause fortgegangen war, um meine elfte Pilgerfahrt anzutreten. So hatte ich also meinen Meister gefunden! Ich begleitete ihn von nun an auf allen seinen Reisen. Manchmal begab er sich in Städte, dann wieder in einsame Urwälder und in die Dschungel. Mit seiner Hilfe machte ich gute Fortschritte in den Übungen des Yoga und war endlich glücklich. Mein Lehrer war ein Yogi, der ein großes Wissen besaß. Er lehrte das Yoga der Körperbeherrschung. Es gibt mehrere Systeme des Yoga, die in der Auffassung und in den Übungen sehr verschieden voneinander sind. Das System, das man mich lehrte, ist das einzige, welches mit dem Körper statt mit dem Geiste beginnt. Ich lernte auch die Herrschaft über meinen Atem gewinnen. Einmal mußte ich vierzig Tage fasten, um auf diese Weise vorbereitet zu werden; ich sollte die außergewöhnlichen Fähigkeiten des Yogi erlernen.

Sie können sich denken, wie erstaunt ich war, als der Meister mich eines Tages holen ließ und sagte: ‚Das Leben in völliger Abgeschiedenheit von der Welt ist noch nichts für dich. Geh zurück zu deiner Familie und lebe wie die anderen Menschen. Du wirst heiraten und ein Kind haben. Mit neununddreißig Jahren wirst du bestimmte Anzeichen erhalten und darauf frei sein. Dann wirst du dich von der Welt zurückziehen. Du wirst in die Wälder gehen und in der Einsamkeit deinen Betrachtungen nachhängen, bis du das Ziel erreicht hast, das jeder Yogi sucht. Ich warte auf dich, du kannst zu mir zurückkehren.‘

Ich gehorchte seinem Befehl und ging in meine Heimat, heiratete eine mir treu ergebene Frau, die mir, wie mein

Meister vorausgesagt hatte, ein Kind gebar. Bald darauf starb sie. Da meine Eltern nicht mehr lebten, verließ ich meine Geburtsstadt und wohne seitdem im Hause einer alten Witwe, die aus meiner Heimat stammt und mich von Kind auf kennt. Sie sorgt für mich und läßt mich ganz in Ruh, ich kann also so abgeschlossen leben, wie es unsere Schule von uns verlangt.»

Brama hört auf zu sprechen. Seine Worte haben einen so tiefen Eindruck auf mich gemacht, daß auch ich schweige. Einige Minuten bleibt es still, dann erhebt sich der Yogi und geht langsam fort. Der Brahmane und ich folgen ihm. Wir kommen an eine Straße, die uns vom Fluß wegführt. Brama wendet sich, um sich zu verabschieden. Ich sage ihm, daß ich hoffe, ihn wiedersehen zu dürfen. Er ist einverstanden. Jetzt traue ich mich auch, ihn zu fragen, ob er mich einmal besuchen will. Zur größten Überraschung des Brahmanen sagt der Yogi bereitwillig zu und verspricht, mich abends einmal zu besuchen.

☆

Bei Einbruch der Dunkelheit warte ich voller Ungeduld auf Brama. Lauter Fragen haben sich in mir angesammelt. Seine kurze Lebensgeschichte hat mich neugierig gemacht. Sein Charakter zieht mich seltsam an. Als der Diener ihn meldet, steige ich die Stufen der Veranda hinunter und hebe zum Willkommensgruß die aneinandergelegten Handflächen an die Stirn. Die symbolische Bedeutung dieses indischen Grußes mag dem Westländer merkwürdig erscheinen. Die Bewegung will sagen: „Meine und deine Seele sind eins.“ Die Hindus freuen sich sehr, wenn ein Europäer sie so begrüßt, ein Beweis, daß dieser Gruß von letzteren recht selten angewandt wird, obwohl er dasselbe ist wie unser Händedruck. Ich will durch diesen Gruß lediglich meine freundliche Gesinnung kundtun, wie ich mich überhaupt bemühe, die indischen Sitten und Gebräuche zu beachten. Das bedeutet aber nicht etwa, daß ich «Einge-

borener werden» will. Ich will aber andere Menschen so behandeln, wie ich von ihnen behandelt zu werden wünsche.

Brama geht mit mir in das große Zimmer und setzt sich sofort mit gekreuzten Beinen auf den Boden. Ich danke ihm für seinen Besuch und reiche ihm einige Erfrischungen, die er annimmt und schweigend verzehrt. Nach der Mahlzeit erscheint es mir schicklich, ihm etwas über mich zu erzählen und meinen so plötzlichen Einbruch in sein Dasein zu begründen. In kurzen Worten schildere ich ihm, was mich hierher geführt hat. Als ich geendet habe, taucht Brama aus der fast unbeteiligten Fremdheit, die ihn bisher umgab, auf und legte beide Hände auf meine Schultern.

«Ich freue mich, daß es im Westen Menschen wie Sie gibt. Ihre Reise ist nicht vergebens, denn Sie werden viel erleben. Ein glückliches Schicksal ließ unsere Wege einander kreuzen. Fragen Sie mich, was Sie gerne wissen möchten, und ich will antworten, soweit es mir meine Gelübde erlauben.»

Das klingt vielversprechend. Ich bitte ihn, mir über seine Schule des Yoga, ihre Entstehungsgeschichte und ihre Ziele etwas zu erzählen.

«Wer könnte sagen, wie alt das Yoga der Körperbeherrschung ist, das ich erlernte! In unseren geheimen Schriften steht geschrieben, daß der Gott Shiva es dem Weisen Gheranda offenbarte. Von diesem lernte es der Weise Marteyanda, der es wiederum andere lehrte; so übertrug es sich in ungebrochener Reihenfolge von Mensch zu Mensch durch die Jahrtausende. Wie viele Jahrtausende es sind, können und wollen wir nicht wissen, halten unser Yoga aber für das letzte der noch im Altertum entstandenen Systeme des Yoga. Selbst in jenen uralten Zeiten war der Mensch schon so entartet, daß die Götter ihm zeigen mußten, wie er auf dem Umweg über den Körper zu innerem Heil kommen kann. Das Yoga der Körperbeherrschung wird nur von denen begriffen, die es ganz beherrschen. Das einfache Volk

hat die unmöglichsten Vorstellungen von dieser unserer alten Wissenschaft. Da es heute leider nur noch wenige gibt, die sich damit befassen, werden die dümmsten und verschrobensten Übungen ungehindert als zu unserer Schule gehörig ausgegeben. Gehen Sie nach Benares: dort können Sie einen Mann sehen, der Tag und Nacht auf einem Brett von Nägeln sitzt oder liegt; Sie können anderen Ortes Männer sehen, die einen Arm steil nach oben halten, bis er ganz zusammenschumpft, und die Fingernägel einige Zoll lang sind. Man wird Ihnen erzählen, daß dies Übungen unseres Systems sind, aber das stimmt nicht. Diese Männer bringen unsere Schule nur in Verruf. Es ist nicht unser Ziel, den Körper in öffentlicher Schaustellung auf törichte Weise zu peinigen. Diese sich selbst geißelnden Frommen sind unwissend. Irgendwo haben sie einmal Übungen aufgeschnappt, durch die man den Körper gewaltsam verzerren kann. Da sie aber nicht wissen, worauf wir hinauswollen, übertreiben und verlängern sie diese Stellungen. Das einfache Volk aber verehrt diese Narren und bringt ihnen Speisen und Geld.»

«Sind sie aber zu tadeln?» frage ich. «Wenn die echten Yogis sich so selten blicken lassen und ihre Methoden geheim halten, müssen ja Mißverständnisse aufkommen.»

Brama zieht die Schultern hoch, er sieht zornig aus.

«Verwahrt ein Radscha seine Edelsteine auf der offenen Landstraße zur Ergötzung des Volkes? Nein, in den Schatzkammern tief in den Gewölben seines Palastes verbirgt er sie. Die Kenntnis unserer Lehre ist einer der größten Schätze, die ein Mensch besitzen kann. Soll er diesen Schatz etwa auf dem Bazar feilhalten? Wen es nach diesem Schatz verlangt, der mag ihn suchen. Das ist der einzige Weg und der richtige Weg. In unseren Schriften wird immer wieder Schweigen geboten. Unsere Meister offenbaren die wichtigsten Grundsätze nur erprobten Schülern, die ihnen mindestens während einiger Jahre treu zur Seite gestanden haben. Unser Yoga ist

das verschwiegenste; es birgt große Gefahren, nicht nur für den Jünger, sondern auch für andere. Ich darf Ihnen nur die ganz allgemeinen Lehrsätze mitteilen, und auch diese nur unter dem Siegel der Verschwiegenheit. Nur über ein Teilgebiet unserer Wissenschaft darf ich mehr verraten. Darin schulen wir unsere Anfänger geistig und körperlich, denn erst dann sind sie in der Lage, mit den schwierigen Übungen des Yoga zu beginnen.»

«Das würde den Westen sehr interessieren.»

«Wir kennen viele körperliche Übungen, durch die wir Glieder und Organe stärken und Krankheiten verhüten und fernhalten können. Durch einige dieser Übungen und Körperstellungen werden bestimmte Nervenzentren beeinflusst, die ihrerseits auf die nicht ordentlich arbeitenden Organe so einwirken, daß sie gesunden.»

«Nehmen Sie Arzneien ein?»

«Wenn nötig, bedienen wir uns gewisser Kräuter, die bei zunehmendem Mond gepflückt sind. Wir kennen vier Arten von Übungen, durch die zuerst einmal der Körper in einen guten Gesundheitszustand versetzt wird. Zunächst lernen wir die Ruhestellung, durch die alle Nerven besänftigt werden; hierfür gibt es vier Übungen. Dann erlernen wir das ‚Strecken‘, das heißt, gewisse Übungen, die dem gesunden, sich streckenden Tiere abgesehen sind. Drittens reinigen wir unseren Körper durch und durch. Dafür gibt es allerlei Mittel, die Ihnen vielleicht sehr seltsam vorkommen würden, die aber ausgezeichnete Wirkungen haben. Schließlich beschäftigen wir uns noch mit der Atmung und ihrer Beherrschung.»

Ich bitte ihn um einige Vorführungen. Lächelnd sagt Brama:

«Das, was ich Ihnen jetzt zeigen werde, ist kein besonderes Geheimnis. Wir wollen mit der Ruhelage beginnen. Hier können wir von der Katze lernen. Unser Meister setzt dazu eine Katze in die Mitte des von den Schülern gebildeten Kreises und zeigt ihnen, wie an-

mutig das Tier in der Ruhestellung aussieht. Er empfiehlt ihnen, sie aufmerksam zu beobachten, wenn sie etwa in der Mittagshitze einschläft oder vor einem Mauseloch hockt. Er erklärt ihnen, daß die Katze ein sehr gutes Beispiel vollendeter körperlicher Ruhe ist, daß sie ihre aufgespeicherte Kraft sorgsam zu schonen und aufzupassen versteht. Sie glauben vielleicht, daß Sie ruhen können, aber Sie können es nicht. Sie sitzen einige Zeit auf dem Stuhl, dann rutschen Sie hin und her, werden unruhig und strecken schließlich Ihre Beine von sich. Obwohl Sie nicht vom Stuhle aufstehen und sich äußerlich ganz wohl zu befinden scheinen, jagen sich in Ihrem Kopf die Gedanken. Ist das Ruhe? Heißt das nicht vielmehr weiterhin aktiv bleiben?»

«Dieser Ansicht bin ich noch nie begegnet», erwidere ich.

«Tiere verstehen zu ruhen, aber nicht viele Menschen verstehen es, weil die Tiere vom Instinkt, das heißt der Stimme der Natur, geleitet werden, während sich die Menschen von ihren Gedanken leiten lassen. Da die meisten Menschen ihre Gedanken nicht zu zügeln wissen, werden ihre Nerven und ihr ganzer Körper in Mitleidenschaft gezogen. Sie finden keine wirkliche Ruhe mehr.»

«Was müssen wir denn tun?»

«Vor allen Dingen müssen Sie lernen, wie ein Orientale zu sitzen. Stühle mögen in den kalten Räumen Ihrer nördlichen Länder angebracht sein. Sie müssen aber versuchen, ohne sie auszukommen, solange Sie mit den Vorübungen beschäftigt sind. Unsere Art des Sitzens ist sehr ausruhend. Nach der Arbeit, nach dem Gehen, wird der Körper von tiefstem Frieden ergriffen.

Am besten erlernen Sie diese Übung, wenn Sie einen kleinen Teppich oder eine Matte vor der Wand auf den Boden legen. Lassen Sie sich so bequem wie möglich darauf nieder und benutzen Sie die Wand als Rückenlehne. Sie können die Matte auch mitten ins Zimmer legen und ein Ruhebett oder einen Stuhl als Lehne be-

nutzen. Dann beugen Sie die Beine in den Knien und legen Sie die Füße kreuzweise übereinander. Dabei dürfen Sie sich nicht anstrengen und die Muskeln nicht krampfhaft anspannen. Ihre erste Übung besteht also darin, den Körper ganz still zu halten und nur ganz leicht zu atmen. Wenn Sie diese Stellung eingenommen haben, müssen Sie sich vornehmen, Ihre Gedanken von der Welt und ihrem Treiben abzuwenden. Lassen Sie den Geist bei etwas Schönerem, vielleicht bei einem Bild, oder einer Blume, verweilen.»

Ich stehe vom Liegestuhl auf, setze mich vor Brama auf den Boden und nehme die eben beschriebene Stellung ein. So pflegten früher die Schneider bei der Arbeit zu sitzen.

«Die Übung fällt Ihnen leicht», sagt Brama. «Andere Europäer finden die Stellung unbequem, weil sie ihnen ungewohnt ist. Sie machen aber einen Fehler: halten Sie die Wirbelsäule gerade, sitzen Sie nicht krumm. – Nun zeige ich Ihnen eine andere Übung.»

Brama hebt jetzt die Knie, mit übereinandergelegten Füßen, bis an sein Kinn. Dabei werden die Füße vom Unterleib weggedrängt. Mit beiden Händen umfaßt er seine Knie.

«Diese Stellung ist sehr ausruhend, wenn man lange aufrecht gestanden ist. Achten Sie aber darauf, das Körpergewicht auf das Gesäß zu verlegen. Sie können sich auf diese Weise immer einige Minuten niederlassen, wenn Sie müde sind. Wichtige Nervenzentren werden durch diese Haltung wohltuend beeinflußt.»

«Jedenfalls scheint mir die Stellung sehr einfach zu sein.»

«Es bedarf keiner schweren Übungen, um die Kunst des Ruhens zu erlernen; im Gegenteil, durch die leichtesten Übungen erzielen wir die größten Erfolge. Legen Sie sich mit gestreckten Beinen auf den Rücken und drehen Sie dabei die Fußspitzen nach außen. Die ausgestreckten Arme ruhen neben dem Körper. Entspannen Sie alle Muskeln, schließen Sie die Augen und lassen Sie Ihr

ganzes Gewicht schwer auf dem Boden ruhen. Im Bett läßt sich diese Übung nicht vorschriftsmäßig ausführen, da der Rücken einer geraden, harten Unterlage bedarf. Nehmen Sie dazu einen Teppich. Die Heilkräfte der Natur werden Ihnen dann Ruhe bringen. Wir nennen dies die Totenstellung. Durch fleißiges Üben können Sie es so weit bringen, daß Sie sich in jeder dieser Stellungen eine Stunde lang ausruhen können, bis alles Krampfhaftige in Muskeln und Nerven vergeht. Die Entspannung der Muskeln geht der Entspannung des Geistes voraus.»

«Ihre Übungen scheinen darin zu bestehen, daß man auf diese oder jene Art stille sitzt.»

«Ist das nichts? Ihr Westländer dürstet nach dem Tun. Ist aber das Ruhen etwas Verächtliches, haben ruhige Nerven gar keinen Wert? Ruhe ist der Anfang des Yoga. Wir Yogis aber sind nicht die einzigen, die Ruhe brauchen, auch die Welt bedarf ihrer. – Für heute abend wollen wir es bei diesen Übungen bewenden lassen», fügt er hinzu. «Ich muß gehen.»

Ich danke ihm für das, was er mich lehrte und bitte ihn um fernere Unterweisung.

«Morgen früh finden Sie mich am Fluß», erwidert er. Dann zieht er sein weißes Tuch fest um die Schultern, legt zum Abschied die Handflächen zusammen und geht. Ich bleibe zurück und erlebe in Gedanken noch einmal unsere so plötzlich abgebrochene Unterhaltung.

★

Oft sehe ich den Yogi wieder. Auf seinen ausdrücklichen Wunsch passe ich ihn bei seinen Morgenspaziergängen ab. Wenn es mir gelingt, ihn ins Haus zu locken, verbringen wir die Abende gemeinsam. Diese abendlichen Zusammenkünfte helfen meinen Nachforschungen ein gutes Stück weiter, denn Brama enthüllt mir die geheimsten Dinge leichter, wenn der Mond am Himmel steht, als wenn die Sonne hell herniederbrennt. Eine Frage, die mich schon seit langem beschäftigt, fin-



In einer mohammedanischen Moschee



Yogi-Höhlen am Fuß des Himalaja



det jetzt auch Beantwortung. Ich hatte immer geglaubt, die Hindus seien eine braune Rasse und konnte mir nicht erklären, warum Brama fast schwarz wie ein Neger ist. Er erklärt mir, daß er von der Urbevölkerung Indiens abstammt. Als die Arier, Indiens früheste Eroberer, von den Bergen im Nordwesten vor Tausenden von Jahren in die Ebene hinabstiegen, fanden sie die dravidische Urbevölkerung vor, die von ihnen nach dem Süden abgedrängt wurde. Bis heute bilden die Draviden einen Volksstamm für sich und haben nur die Religion der Eroberer übernommen. Die wilde tropische Sonne hat ihre Haut fast schwarz gebrannt. Daraus und aus einigen weiteren Anzeichen glauben einige Ethnologen schließen zu können, daß die Draviden afrikanischen Ursprungs sind. Noch heute tragen sie wie von jeher ihr langes Haar zu einem Knoten am Hinterkopf aufgebunden, noch heute sprechen sie mit dem ein wenig singenden Tonfall ihre Ursprache, deren wichtigste Mundart das Tamilische ist.

Brama behauptet zuversichtlich, daß die braunen Eroberer die Lehre des Yoga, zusammen mit anderen Dingen, von seinem Volke erlernten. Gebildete Inder, denen ich diese Behauptung vortrug, bezeichneten sie als unsinnig. Ich lasse also die hier weniger wichtige Frage nach dem Ursprung des Yoga auf sich beruhen.

Da ich keine Abhandlung über Körperkultur schreiben will, möchte ich nicht mehr als zwei bis drei Übungen schildern, durch die der Körper in den Zustand der Ruhe versetzt wird. Das Ruhen ist eine wichtige Grundlage des Yoga der Körperbeherrschung. Die zwanzig oder mehr Stellungen, die Brama mir vorführt, bestehen aus seltsamen Verzerrungen und Verrenkungen und sind für den westlichen Betrachter komisch oder unmöglich, oder gar beides. Bei einigen dieser Übungen muß man mit aufwärts gekehrten Füßen auf den Knien schweben, oder man muß das ganze Körpergewicht auf den Fingerspitzen balancieren. Dann wieder werden die Arme auf dem Rücken verschränkt, bis die Hände an der entgegen-

gesetzten Seite des Brustkastens liegen; oder alle Glieder werden zu einem fast unlöslichen Knoten verschlungen. Außerdem gibt es Stellungen, bei denen die Beine um den Hals oder über die Schultern gelegt werden, wie man es bei Akrobaten sieht. Eine fünfte Gruppe von Übungen verlangt die unvorstellbarsten Körperverrenkungen. Erst als ich Brama diese Übungen vorführen sehe, dämmert mir, daß dies System des Yoga doch wohl recht schwer zu erlernen ist.

«Wieviele Übungen dieser Art kennt Ihre Schule?» frage ich.

«Das Yoga der Körperbeherrschung kennt vierundachtzig Stellungen», erwidert Brama. «Ich kenne aber erst vierundsechzig.» Während er spricht, sitzt er in einer dieser Stellungen ebenso bequem da wie ich auf einem Stuhl, ja, diese Stellung ist ihm sogar die liebste, wie er mir sagt. Sie ist nicht schwierig, scheint aber recht unbequem zu sein. Sein linker Fuß liegt in der Leisten-
gegend, die Ferse des rechten Fußes ist unter dem Gesäß, das gekrümmte rechte Bein trägt das meiste Körpergewicht.

«Was bezweckt diese Stellung?» frage ich weiter.

«Wenn ein Yogi in dieser Stellung eine bestimmte Atemübung macht, verjüngt er sich.»

«Welche Atemübung?»

«Es ist mir nicht gestattet, sie Ihnen zu zeigen.»

«Wohin führen alle diese Übungen?»

«Anhaltendes Sitzen oder Stehen in einer bestimmten starren Haltung mag in Ihren Augen wenig Sinn haben. Dadurch aber, daß der Yogi seine ganze Aufmerksamkeit und Willenskraft auf die erwählte Stellung richtet, werden in ihm schlummernde Kräfte wach. Diese Kräfte entströmen geheimen Reichen der Natur und werden ohne Atemübungen nur selten ganz erweckt. Der Atem besitzt eine große unsichtbare Macht. Das Erwecken solcher Kräfte ist unser eigentliches Ziel. Außerdem kennen wir eine ganze Reihe von Übungen zur Verbesserung der Gesundheit und zur Vertreibung gewisser

Krankheiten; andere wieder sind dazu da, unserem Körper alle Unreinlichkeiten zu nehmen. Ist das nicht sehr wichtig? Durch wieder andere Stellungen gelingt es uns, Geist und Seele leichter zu überwinden, denn es ist eine alte Wahrheit, daß der Körper die Gedanken nicht weniger beeinflußt als der Gedanke den Körper. Wenn wir eine höhere Stufe des Yoga erreicht haben und in stundenlange Betrachtungen versunken dasitzen, befähigt die geeignete Körperhaltung den Geist dazu, sich durch nichts ablenken zu lassen, und hilft ihm obendrein, zum Ziel zu kommen. Vergessen Sie nicht, daß man durch fleißiges Üben dieser schwierigen Stellungen die Willenskraft ständig anspannt. Sie sehen also, welch hohen Wert die Übungen unseres Systems haben.»

«Wozu aber diese Verdrehungen und Verzerrungen?»

«Weil viele Nervenzentren über den Körper verteilt sind, und jede Stellung wirkt auf ein anderes Zentrum. Vermittels der Nerven haben wir Einfluß auf unsere Organe, aber auch auf das Denken. Durch diese Verdrehungen nun gelangen wir an Nervenzentren, die auf andere Weise nicht auffindbar sind.»

Endlich nimmt die Art der von den Yogis betriebenen Körperschulung für mich Gestalt an. Eine gewisse Verwandtschaft mit unseren europäischen und den amerikanischen Methoden der Körperkultur ist nicht abzuleugnen. Ich erzähle Brama davon.

«Ich kenne Ihre europäischen Methoden nicht. Ich sah aber einmal, wie weiße Soldaten auf dem Exerzierplatz bei Madras gedrillt wurden. Ich wußte sofort, was die Vorgesetzten bezweckten. Ihr erstes Ziel schien die Stärkung der Muskeln zu sein, denn Ihr Westländer seht ja in der Aktivierung Euer höchstes Gut. Deshalb übt Ihr sehr entschlossen und tatkräftig Eure Glieder und wiederholt wieder und wieder die einzelnen Übungen, um Eure Muskeln stark zu machen und mehr Kraft zu verspüren. Das ist zweifellos richtig für die kalten nördlichen Länder.»

«Welches ist nach Ihrer Ansicht der Hauptunterschied zwischen beiden Auffassungen?»

«Die Übungen des Yoga sind nur Stellungen und bedürfen keiner weiteren Bewegung, wenn die Stellung erst einmal eingenommen ist. Wir suchen die Fähigkeit des Beharren-Könnens auszubilden, statt mehr Kraft für mehr Tätigkeit zu erwerben. Wir halten zwar auch die Ausbildung und Kräftigung der Muskeln für nützlich, halten aber die dahinter verborgene geheime Kraft für viel wertvoller. Wenn ich Ihnen beispielsweise erkläre, daß man durch den Schulterstand das Gehirn durchblutet, würden Sie als Westländer diese Übung für einen kurzen Augenblick ausführen und sie dann mehrmals hintereinander, jedesmal mit neuer Kraftanwendung, wiederholen. Sie werden dadurch die bei dieser Übung in Tätigkeit tretenden Muskeln kräftigen, verspüren aber nichts von den Segnungen, die diese Übung dem Yogi gibt.»

«Welche Segnungen gibt sie ihm?»

«Er macht die Übung langsam und bedächtig und verharrt in dieser Stellung mehrere Minuten. Ich will Ihnen diese ‚All-Körperstellung‘, wie wir sie nennen, zeigen.»
Brama legt sich flach auf den Rücken, Arme und Hände am Körper, die Beine lang ausgestreckt. Er hebt die Beine mit gestreckten Knien, bis sie mit dem Fußboden zwei Drittel eines rechten Winkels bilden. Er stützt dabei das Kreuz mit den Händen, die Ellbogen sind aufgestützt. Dann richtet sich der Körper langsam und steil in die Höhe, bis Rumpf und Hüften senkrecht stehen. Die Brust berührt das Kinn, die Hände bilden eine Mulde, in der der Körper ruht. Das Körpergewicht liegt auf den Schultern, auf Nacken und Kopf. Nachdem der Yogi fünf Minuten in dieser Haltung verbracht hat, steht er auf und erklärt mir den Sinn dieser Übung:

«Bei der Übung fließt das Blut, der Schwerkraft folgend, für einige Minuten ins Gehirn. Bei normaler Körperhaltung muß das Blut vom Herzen nach oben gepumpt

werden. Der Unterschied der beiden Haltungen wird offenbar durch die beruhigende Wirkung der ersteren auf Nerven und Gehirn. Geistig arbeitende Menschen fühlen sich sofort wieder frisch, wenn sie diese ‚All-Körperstellung‘ langsam und ruhig ausführen. Das ist aber noch nicht alles: auch die Geschlechtsorgane werden durch diese Stellung gekräftigt. All dies aber verspürt man nur, wenn man die Übungen auf unsere Art und nicht hastig macht wie Ihr Westländer.»

«Wenn ich recht verstehe, glauben Sie, daß die Übungen des Yoga dem Körper Ruhe verleihen, während unsere westlichen Übungen ihn zu höchster Beweglichkeit anspornen?»

«So ist es», lautet Bramas zustimmende Antwort.

Ich suche mir aus Bramas Vorrat noch eine Übung aus. Sie scheint mir geeignet für europäische Gliedmaßen und müßte mit Geduld und Ausdauer zu erlernen sein. Bei dieser Übung sitzt der Yogi mit ausgestreckten Beinen und hält beide Arme mit ineinander gehakten Zeigefingern über den Kopf. Dann beugt er den Oberkörper nach vorn; dabei atmet er aus; er legt die verhakten Finger um die großen Zehen, so daß die rechte Zehe von dem gekrümmten rechten Zeigefinger umspannt wird. Langsam senkt er den Kopf, bis dieser zwischen den ausgestreckten Armen liegt. Die Stirne berührt die Oberschenkel. Eine kleine Weile verharrt er in dieser seltsamen Haltung und kehrt dann ganz allmählich in die normale Lage zurück.

«Versuchen Sie dies nun nicht alles zu gleicher Zeit», warnt mich der Yogi. «Beugen Sie den Kopf zuerst nur ganz allmählich bis zu den Knien. Mag es auch Wochen dauern, bis Sie diese Übung beherrschen, so werden Sie sie dafür jahrelang nicht wieder verlernen.»

Die Übung stärkt das Rückgrat, beseitigt die durch Schwäche der Wirbelsäule hervorgerufenen nervösen Störungen und beeinflusst den Blutkreislauf auf wunderbare Weise.

Dann wieder hockt Brama mit gekreuzten Beinen; die

Fußsohlen sind unter dem Gesäß. Er senkt den Oberkörper so weit nach hinten, bis die Schultern den Boden berühren. Der Kopf ruht auf den im Nacken verschränkten Armen, die Hände umfassen die jeweils entgegengesetzte Schulter. In dieser nicht unschönen Stellung bleibt er einige Minuten. Er erklärt mir, daß in Nacken und Schultern Nervenbündel liegen, ebenfalls in den Beinen, und daß diese durch solche Übungen wohltuend beeinflusst werden. Auch für die Brust sei es gut.

Der Durchschnittsengländer neigt dazu, den Durchschnittsinder als Schwächling, als kraftlose Ausgeburt der tropischen Sonne und der Unterernährung zu betrachten. Ich bin deshalb sehr erstaunt, daß es in Indien schon seit dem Altertum ein so sorgsam durchdachtes bodenständiges System der Körperkultur gibt. Unsere westlichen Systeme sind sicherlich auch gut, niemand wagt ihren Wert für die heutige Zeit zu bezweifeln. Damit ist aber nicht gesagt, daß sie vollkommen sind und die höchste Art der Körperschulung und Gesunderhaltung vermitteln. Vielleicht würden wir unseren Körper noch besser kennenlernen und ein gesünderes Leben führen können, wenn wir mit wissenschaftlicher Gründlichkeit für uns einige der uralten Übungen des Yoga aussuchen würden. Kaum mehr als ein Dutzend dieser Übungen wäre für uns allerdings leicht genug, kaum würde sich die auf sie verwendete Mühe und Zeit lohnen. Die verbleibenden siebzig oder mehr Übungen sind nur für leidenschaftliche Jünger des Yoga geeignet und auch das nur, wenn sie jung genug sind und ihr Körper noch biegsam ist. Brama bestätigt mir dies.

«Seit zwölf Jahren habe ich gewissenhaft geübt. Nur dadurch erlernte ich die vierundsechzig Stellungen. Es war ein Glück, daß ich als junger Mensch anfang, denn ein Mann in reiferen Jahren könnte diese Übungen nicht machen, ohne starke Schmerzen zu bekommen. Knochen, Muskeln und Fleisch eines ausgewachsenen Menschen sind fest und steif und können nur unter großen Schmerzen gelockert werden. Trotzdem aber sind diese Übun-

gen auch dann noch durch unermüdlisches Arbeiten zu erlernen.»

Ich kann mir nicht vorstellen, daß ein erwachsener Europäer in der Lage wäre, diese äußerst schwierigen und verwickelten Übungen zu machen, ohne sich dabei ein paar Knochen zu zerbrechen. Brama gibt dies zu, bleibt aber dabei, daß fortgesetzte Bemühungen in vielen, wenn auch nicht in allen Fällen zum Erfolg führen. Er glaubt jedoch, daß es für einen Europäer schwerer ist.

«Wir Orientalen haben vor Euch voraus, daß wir von Kind auf das Sitzen mit untergeschlagenen Beinen gewöhnt sind. Kann ein Europäer zwei Stunden lang mit gekrümmten Beinen dasitzen, ohne Schmerzen zu bekommen? Dabei ist das Sitzen mit gekreuzten Beinen die Grundlage und der Ausgangspunkt verschiedener Stellungen. Ich halte diese Stellung für die beste. Soll ich sie vorführen?»

Brama nimmt jetzt eine Haltung ein, die dem Westen von den zahllosen Buddhastatuen und -bildern bekannt ist. Er sitzt gerade aufgerichtet, das rechte Bein ist so weit zurückgebogen, daß der Fuß in der linken Leiste liegt. Dann beugt er das andere Bein, bis der linke Fuß auf dem rechten Oberschenkel liegt, wobei die Fußsohle den Unterleib leicht berührt. Beide Fußsohlen sind nach oben gedreht. Die Stellung ist eine sehr kunstvolle Gewichtsübung und sieht so hübsch aus, daß sie mir einen Versuch zu lohnen scheint. Ich versuche, es Brama gleichzutun und fühle zur Belohnung für meinen Eifer sofort heftige Schmerzen in den Fußgelenken. Wehklagend muß ich gestehen, daß ich keinen Augenblick in dieser Stellung sitzen kann. Wie fremdartig und maleisch war mir immer der sitzende Buddha erschienen! Wie unnatürlich aber erscheint mir heute dies Verrenken der Gliedmaßen! Bramas ermutigendes Lächeln tröstet mich nicht. Ich sage ihm, daß ich meine Bemühungen auf später verschieben muß.

«Ihre Gelenke sind steif», meint er. «Reiben Sie Knie und Knöchel vor der Übung mit Öl ein. Sie sind so sehr

daran gewöhnt, auf einem Stuhl zu sitzen, daß diese Stellung für Ihre Glieder eine ungewohnte Anstrengung bedeutet. Tägliche Übungen werden dieses Hindernis langsam beseitigen.»

«Ich zweifle, ob es mir je gelingen wird.»

«Sagen Sie das nicht. Es wird lange dauern, Sie werden aber zum Ziele kommen. Eines Tages wird es Ihnen unversehens gelingen; so etwas kommt ganz plötzlich*.»

«Es ist schmerzhaft wie eine Folterqual**!»

«Der Schmerz wird nachlassen, und wenn es auch lange dauern wird, so werden Sie es doch zwingen und ohne Schmerzen in dieser Stellung sitzen können.»

«Lohnt sich der Versuch für mich?»

«Gewiß. Die Lotusstellung – so nennen wir sie – ist so wichtig, daß sie keinem Neuling erspart wird, eher darf er andere Übungen auslassen. In dieser Haltung pflegen die meisten fertig ausgebildeten Yogis ihre inneren Betrachtungen anzustellen. In dieser Haltung hat nämlich der Körper eine feste Unterlage, und der Yogi kann nicht umkippen, wenn er in Trance ist. Dieser Trance- oder Dämmer Schlaf umfängt den Yogi des öfteren ganz unerwartet, selbst wenn er die Fähigkeit besitzt, nach eigenem Belieben in den Dämmer Schlaf zu versinken. Sie sehen, daß bei der Lotusstellung die Füße ganz fest liegen, der Körper ist ganz ruhig. Ein ruheloser Körper stört den Geist, bei der Lotusstellung aber ist man völlig beherrscht und kann sich innerlich sammeln, und das ist unser Bestreben. Zudem machen wir in dieser Stellung die meisten Atemübungen, da dann der im Körper schlummernde seelische Funke entfacht wird. Wenn dieser unsichtbare Funke aufflammt, strömt das Blut im

* Ich möchte nicht versäumen, hier mitzuteilen, daß ich nach vielen schmerzhaften Versuchen, bei denen ich stets an die Schönheit der Buddhastatuen denken mußte, nach acht Monaten die Übung ausführen konnte. Danach bereitete sie mir nie mehr Schwierigkeiten.

** Der ungeübte Anfänger sei hier gewarnt. Diese Yoga-Stellungen sind sehr gefährlich. Ein Arzt, dem ich sie beschrieb, hält es nicht für ausgeschlossen, daß man sich dabei eine Fußverstauchung oder einen Sehnenriß zuziehen kann.

Körper frischer, während sich die Nervenkraft an bestimmten wichtigen Stellen zusammenzieht.»

Mit diesen Erläuterungen gebe ich mich zufrieden und beende das Gespräch über die verschiedenen Körperstellungen. Brama hat unterdeß lauter fürchterliche Verrenkungen und Zuckungen zu meiner Erbauung vorgeführt. Er will mir zeigen, wie weit er seine Muskeln und Knochen regieren kann. Welcher Westländer hätte wohl Geduld und Zeit genug, um alle diese schwierigen Übungen zu erlernen?

6. Kapitel

YOGA BESIEGT DEN TOD

Brama bittet mich, ihn einmal zu besuchen. Er erzählt mir, daß er nicht im Hause selbst, sondern in einer geräumigen Hütte im Garten hinter dem Hause wohnt; dort ist er frei und unabhängig.

Eines Nachmittags begeben wir uns also (ich muß gestehen, voller Erwartung) zu seinem Hause, das in einer staubigen, öden und schmutzigen Straße liegt. Einen Augenblick bleibe ich vor dem alten, weiß getünchten Bau stehen, dessen hölzernes Obergeschoß mit den vorspringenden Fenstern mich an unsere mittelalterlichen europäischen Häuser erinnert. Ich drücke die schwere, alte Türe auf, das knarrende Geräusch hallt durch Zimmer und Flure. Sofort erscheint eine alte Frau mit breitem, mütterlichem Lächeln und verbeugt sich mehrmals vor mir. Sie führt mich durch einen langen, finsternen Gang in die Küche und von dort in den Garten. Das erste, was ich sehe, ist ein heiliger Feigenbaum; unter seinen weit ausladenden, schattenspendenden Zweigen liegt ein alter Ziehbrunnen. Die Frau führt mich zu einer jenseits des Brunnens liegenden Hütte, die aus Bambusstäben und

dünnen hölzernen Querbalken erbaut ist, das Dach ist mit Gras gedeckt.

Die alte Frau, deren Gesicht ebenso schwarz ist wie das Bramas, scheint sichtlich erregt und ruft einen lauten Schwall tamilischer Worte in das Innere der Hütte. Eine wohl lautende Stimme antwortet, langsam öffnet sich die Türe, und der Yogi erscheint. Mit herzlicher Gebärde zieht er mich in seine schlichte Behausung. Die Türe läßt er offen. Die alte Witwe verweilt einige Minuten im Eingang, sie läßt mich nicht aus den Augen, und ihr Gesicht strömt über von unbeschreiblichem Glück.

Ich befinde mich in einem schmucklosen Raum. An der einen Seite steht ein niedriges Ruhebett ohne Kissen, in einer Ecke sehe ich eine mit Schriftstücken bedeckte, grob gezimmerte Bank. Ein reich ziselierter Messingtopf hängt an einem Strick von einem der Dachbalken herab. Der Boden ist mit einer Matte bedeckt.

«Setzen Sie sich!» sagt Brama und zeigt auf den Boden.

«Wir können Ihnen leider keinen Stuhl anbieten.»

Wir hocken auf der Matte, Brama, ich und ein junger Lehrer, der sich an mich angeschlossen hat und für mich den Dolmetscher macht. Nach ein paar Minuten verschwindet die alte Frau, um den Tee zu holen, der in Ermangelung eines Tisches auf die Matte gesetzt wird. Sie verschwindet wieder und reicht uns auf Messingschüsseln Gebäck, Apfelsinen und Pisangfrüchte.

Ehe wir diese sehr willkommenen Erfrischungen zu uns nehmen, holt Brama eine Girlande aus gelben Butterblumen und hängt sie mir um den Hals. Ich bin verwundert und widerspreche heftig, denn ich weiß, daß dieser indische Brauch gewöhnlich nur gegenüber hohen Persönlichkeiten angewandt wird, und zu denen habe ich mich noch nie gerechnet.

«Bruder», bittet er lächelnd. «Sie sind der erste Europäer, der mein Haus beehrt und der erste, der mein Freund ist. Ich möchte durch diese Ehrung meine und dieser Frau Freude zum Ausdruck bringen.»

Alles Widerstreben hilft nichts. Ich muß auf dem Boden

kauern, geschmückt mit einem Butterblumenkranz. Ich bin heilsfroh, daß Europa weit genug entfernt ist; wenigstens kann mich keiner meiner Freunde wegen dieses seltsamen Aufputzes auslachen.

Wir trinken Tee, essen Obst und plaudern ein Weilchen. Brama erzählt mir, daß er die Hütte selbst gebaut und die einfachen Möbel eigenhändig gezimmert hat. Die Schriftstücke auf der Bank erregen meine Aufmerksamkeit, und ich bitte ihn, mir etwas über sie zu erzählen. Die Blätter sind rosafarben und mit grüner Tinte beschrieben. Brama holt einige Blätter; sie sind mit merkwürdigen Schriftzeichen bedeckt, ich erkenne, daß es tamilisch ist. Der junge Lehrer sucht die Schrift zu entziffern, was ihm sehr schwer fällt. Noch schwerer aber ist es, den Inhalt zu verstehen. Er sagt mir, daß der Text in einer alten, ungebräuchlichen Form des Tamilischen geschrieben sei, nämlich in der Schriftsprache früherer Jahrhunderte, die heute nur noch Wenige beherrschen. Die klassischen Werke der tamilischen Philosophie und Dichtung seien leider in dieser altertümlichen Sprache, dem sogenannten Hochtamilischen geschrieben, und dieses sei schwerer zu lesen als das Mittelenglische für die englisch sprechende Welt.

«Ich schreibe dieses meist bei Nacht», sagt Brama. «Es sind in Versen geschriebene Abhandlungen über meine Kenntnisse des Yoga oder lange Gedichte, in denen ich mein frommes Herz sprechen lasse. Einige junge Männer bezeichnen sich als meine Schüler und kommen häufig zu mir, um diese Verse laut zu lesen.»

Brama nimmt ein besonders hübsches Schriftstück, das aus mehreren mit roter und grüner Tintenschrift bedeckten rosafarbenen Seiten besteht, die mit einem grünen Band geheftet sind. Lächelnd reicht er sie mir.

«Dies habe ich für Sie geschrieben», sagt er.

Der junge Dolmetscher stellt fest, daß es ein Gedicht von vierundachtzig Zeilen ist. Es beginnt und endet mit meinem Namen; viel mehr kann der junge Mann mir nicht sagen. Das eine oder das andere Wort kann er entziffern

und glaubt, daß das Gedicht eine an mich gerichtete Botschaft des Yogi ist. Das schwierige Hochtamilische aber kann er nicht übersetzen. Ich freue mich trotzdem von Herzen über dieses überraschende Geschenk, zumal es zeigt, daß der Yogi mir wohlgesonnen ist.

Nachdem mein Besuch genügend gefeiert worden ist, zieht sich die alte Frau zurück. Unsere Unterhaltung wendet sich ernsthafteren Dingen zu. Ich komme wieder auf die Atemtechnik zu sprechen, die ein so wichtiger Bestandteil des Yoga zu sein scheint und doch so geheim gehalten wird. Brama bedauert, daß er im Augenblick keine weiteren Übungen zeigen darf, ist aber bereit, mir über seine Theorien mehr zu erzählen.

«Die Natur hat für jeden Menschen 21 600 Atemzüge vorgesehen, die er von einem Sonnenaufgang bis zum anderen verbrauchen kann. Durch schnelles, geräuschvolles Atmen wird der Vorrat zu schnell verbraucht, und das Leben wird verkürzt. Atmet man aber langsam, tief und ruhig, so geht man mit dem Vorrat sparsam um, man verlängert also das Leben. Jeder gesparte Atemzug stellt ein Mehr an aufgespeicherter Kraft dar, die für jeden Menschen mehrere Jahre verlängerten Lebens ausmachen kann. Yogis atmen weniger oft als andere Menschen, sie haben es auch nicht nötig, – aber ich kann Ihnen nicht mehr sagen, ohne mein Gelübde zu brechen.»

Diese Verschwiegenheit spannt mich auf die Folter. Wenn so ängstlich behütete Geheimnisse wirklichen Wert besitzen, begreift man, warum diese seltsamen Menschen ihre Spuren verwischen und den Schatz ihres Wissens verbergen, um sich der Neugierigen, der Flachen und Unwürdigen zu erwehren. Vielleicht aber zählt man mich auch zu diesen, vielleicht muß ich eines Tages das Land verlassen, ohne einen Lohn für alle meine Mühen zu erhalten?

Jetzt ergreift Brama wieder das Wort.

«Wissen nicht unsere Meister, welche hohe Bedeutung dem Atmen zukommt? Sie wissen, daß Blut und Atem in enger Beziehung zueinander stehen und wissen um das Ge-

heimnis, wie durch Atmen und Denken die Seele erweckt wird. Ich möchte sogar behaupten, daß das Atmen das äußere Zeichen einer verborgenen, geheimen Kraft ist, durch die in Wahrheit der Körper lebt. Verläßt diese Kraft den Leib, dann hört der Atem auf und der Tod tritt ein. Durch die Atemübungen und die Atembeherrschung gewinnt man auch Gewalt über diesen unsichtbaren Kraftstrom. Unsere Körperbeherrschung geht so weit, daß wir die Schläge unseres Herzens beeinflussen können. Glauben Sie aber, daß unsere alten Weisen nur an den Leib und an leibliche Kräfte dachten, als sie unsere Lehre aufstellten?»

Meine Wißbegierde ist plötzlich aufs äußerste erregt, so sehr, daß meine Ansicht über die alten Weisen in den Hintergrund tritt.

«Sie können Ihre Herztätigkeit beeinflussen?» rufe ich erstaunt.

«Die selbsttätigen Organe, Herz, Magen und Niere, habe ich mir bis zu einem gewissen Grade unterworfen», antwortet er ruhig, ohne eine Spur von Prahlerei.

«Wie machen Sie das?»

«Man erreicht das durch gewisse Übungen, bei denen Körperhaltung, Atmung und Willensanspannung gemeinsam wirken. Sie gehören aber zu einem vorgeschrittenen Grad des Yoga und sind so schwer, daß nur wenige Menschen sie beherrschen. Durch diese Übungen habe ich Gewalt über meinen Herzmuskel gewonnen und bin dadurch in der Lage, mir auch die übrigen Organe zu unterwerfen.»

«Das ist ja unglaublich!»

«Das kommt Ihnen nur so vor. Legen Sie Ihre Hand auf meine Brust, genau auf mein Herz, und lassen Sie sie dort liegen.»

Brama setzt sich anders hin und nimmt eine sonderbare Haltung an. Er schließt die Augen.

Ich warte. Ein paar Minuten lang ist er regungslos geworden wie ein Fels. Nach und nach werden seine Herzschläge schwächer. Ich erschrecke, denn ich fühle, daß sein

Herz nur ganz langsam und schwach klopft. Mir wird unheimlich zumute, ich fühle nun deutlich, daß die rhythmischen Schläge ganz aufgehört haben. Sieben angstvolle Sekunden bleibt es stille unter meiner Hand. Ich versuche mir einzureden, daß dies alles Einbildung sei, aber meine Erregung spricht dagegen. Ich atme auf, als das Herz vom Scheintod wieder erwacht. Das Klopfen wird schneller und kräftiger, bis es wieder normal ist.

Erst nach einigen Minuten taucht der Yogi aus seiner Versunkenheit auf, er öffnet die Augen und sagt:

«Fühlten Sie, wie das Herz zu klopfen aufhörte?»

«Deutlich.» Ich bin überzeugt, daß es keine Einbildung war. Was für Kunststücke mag Brama wohl noch können? Auf meine unausgesprochene Frage sagt er:

«Das ist nichts im Vergleich zu den Fähigkeiten meines Lehrers. Wenn man ihm eine Ader öffnet, kann er seinen Blutkreislauf beeinflussen, ja, er kann ihn abstellen. Ich selbst beherrsche mein Blut bis zu einem gewissen Grade, das aber kann ich nicht.»

«Können Sie mir zeigen, wie weit Sie Ihren Blutkreislauf beherrschen?»

Er bittet mich, sein Handgelenk zu umfassen, damit ich seinen Puls fühlen kann. Nach zwei oder drei Minuten merke ich, daß das rhythmische Klopfen unter meinem Daumen schwächer wird; bald hört es ganz auf. Brama hat seinen Pulsschlag abgestellt. Ängstlich warte ich. Eine Minute vergeht, ohne daß etwas geschieht. Wieder verstreicht eine Minute, und ich erlebe jede Sekunde einzeln. Auch die dritte Minute bringt keine Änderung, und erst als die vierte halb verstrichen ist, fühle ich, daß der Puls ganz allmählich seine Tätigkeit wieder aufnimmt. Die Spannung ist vorüber, nach kurzer Zeit schlägt der Puls in normalen Abständen.

Unwillkürlich sage ich:

«Wie seltsam!»

«Das ist nichts Besonderes», antwortet er bescheiden.

«Heute scheint ein Tag der Kunststücke zu sein. Wollen Sie mir nicht noch eins zeigen?»

Nachdenklich blickt er zu Boden, dann sagt er:

«Ich will den Atem anhalten.»

«Dann werden Sie sterben!» rufe ich.

Er lacht, überhört aber meine Bemerkung.

«Halten Sie Ihre Hand vor meine Nasenlöcher.»

Ich tue es zögernd; sacht streicht sein Atem über meinen Handrücken. Brama schließt die Augen, sein Körper wird bewegungslos, er scheint in einen schlafähnlichen Zustand zu versinken. Ich warte und halte den Handrücken unmittelbar unter seine Nase. Er sitzt starr wie ein Götzenbild. Ganz langsam wird sein Atem schwächer und hört endlich auf. Ich sehe mir seine Nasenlöcher genau an, ebenso seine Lippen und seine Brust, kann aber äußerlich keine Atembewegung feststellen. Ich bin mir bewußt, daß dies noch nichts beweist. Im Raum befindet sich zwar kein Handspiegel, aber eine kleine, glänzende Messingschale tut denselben Dienst. Ich halte ihm die Schale an die Nase, dann an den Mund, aber die glänzende Oberfläche des Metalls bleibt klar und wird weder feucht noch trübe.

Es ist kaum glaublich, daß ich in diesem stillen, unscheinbaren Haus, nahe einer stillen, unscheinbaren Stadt etwas so Unerhörtes erlebe. Aber ich habe einen Beweis, an dem nicht zu zweifeln ist. Yoga ist mehr als ein törichtes Märchen.

Als Brama endlich aus dem Trancezustand erwacht, scheint er etwas abgespannt zu sein.

«Sind Sie befriedigt?» fragt er mit müdem Lächeln.

«Mehr als das! Aber ich begreife nicht, wie Sie das machen.»

«Dies zu erklären ist mir verboten. Das Anhalten des Atems ist eine Übung, die einer höheren Stufe des Yoga angehört. Einem weißen Manne mag die Übung töricht erscheinen, für uns aber hat sie große Bedeutung.»

«Man hat uns aber gelehrt, daß der Mensch nicht leben kann, ohne zu atmen, – oder ist diese Annahme etwa auch Narrheit?»

«Sie ist nicht Narrheit, trifft aber dennoch nicht zu. Ich

kann, wenn ich will, meinen Atem zwei Stunden lang anhalten. Ich habe das schon oft getan und bin doch noch nicht tot.» Brama lächelt.

Ich bin ganz verwirrt.

«Dürfen Sie, da Ihnen alle Erläuterungen untersagt sind, mir etwas über das Theoretische aussagen?»

«Gewiß. Wir können viel lernen durch die Beobachtung gewisser Tiere, die mein Meister gern zu Lehrzwecken als Beispiel benutzt. Ein Elefant atmet viel langsamer als ein Affe, lebt aber viel länger. Einige der größeren Schlangen atmen viel langsamer als ein Hund, leben aber viel länger. Es gibt also Lebewesen, die uns zeigen, daß langsames Atmen das Leben verlängert. Wenn Sie dies verstanden haben, werden Sie dem nächsten leichter folgen. Im Himalaja gibt es Fledermäuse, die einen Winterschlaf halten; wochenlang hängen sie in Berghöhlen und atmen nicht ein einziges Mal, bis sie wieder aufwachen. Auch die Bären des Himalaja sinken zur Winterzeit in tiefen Schlaf, ihr Körper hat dann scheinbar kein Leben mehr. Sogar Igel gibt es dort, die im Winter, wenn sie keine Nahrung finden, monatelang schlafen, aber sie schlafen, ohne zu atmen. Wenn diese Tiere zeitweise zu atmen aufhören und dennoch leben, sollte den Menschen dasselbe möglich sein.»

Diese Beispiele sind zwar interessant, aber nicht so einleuchtend wie seine Vorführungen. Die alte, vertraute Vorstellung, daß das Atmen für alle Lebenslagen unerläßlich ist, kann ich nicht so ohne weiteres aufgeben.

«Wir Europäer werden nie begreifen, daß ein Körper Leben haben soll, ohne zu atmen.»

«Das Leben bleibt erhalten», antwortet er etwas dunkel.

«Der Tod ist nur eine Gewohnheit des Leibes.»

«Aber Sie wollen doch nicht sagen, daß es möglich ist, den Tod zu besiegen?» frage ich ungläubig.

«Warum nicht?»

Brama sieht mich sonderbar an.

Die nun folgende Pause ist mit Spannung geladen. Seine Augen sehen mich prüfend, aber nicht ohne Güte an.

«Weil in Ihnen gewisse Anlagen ruhen, will ich Ihnen eines unserer alten Geheimnisse verraten, wenn Sie eine Bedingung erfüllen. Sie dürfen niemals Atemübungen öffentlich vorführen, ausgenommen diejenigen, die ich Ihnen später zeige.»

«Einverstanden.»

«Halten Sie Ihr Wort. Sie haben also bis heute geglaubt, daß das Aufhören des Atems den Tod bedeutet?»

«Ja.»

«Kann man nicht aber ebenso gut annehmen, daß ein Anhalten des Atems auch das Leben im Körper zurückhält? Mehr wollen wir Yogis ja gar nicht behaupten, wir sagen ja nur, daß man den Strom des Lebens nach Belieben leiten kann, wenn man die Atemtätigkeit in der Gewalt hat. Verstehen Sie mich?»

«Ich glaube ja.»

«Ein in die Erkenntnisse des Yoga Eingeweihter kann nun seinen Atem nicht nur einige Minuten lang anhalten, sondern Wochen, ja Monate und Jahre lang. Sie wissen, daß Leben ist, wo Atem ist. Erkennen Sie aber auch, daß ein Mensch sein Leben verlängern kann?»

Ich bin benommen. Ich kann doch diese Behauptung nicht als sinnlos zurückweisen, aber anerkennen kann ich sie auch nicht. Muß man dabei nicht an unsere mittelalterlichen Alchimisten denken, die von einem Lebenselixier träumten und doch alle von der Sichel des Todes weggerafft wurden? Aber wenn Brama keiner Selbsttäuschung unterliegt, warum sollte er dann mir etwas vortäuschen wollen? Er hat meine Gesellschaft nicht gesucht und bemüht sich überhaupt nicht darum, Schüler zu finden. Ein schrecklicher Gedanke geht mir durch den Kopf: ist er vielleicht wahnsinnig? Nein, er ist doch sonst so klug und vernünftig. Ob er wohl nur irregeführt ist? Auch das bezweifle ich und bin ganz verwirrt.

«Kann ich Sie nicht überzeugen?» fragt Brama. «Kennen Sie nicht die Geschichte von dem Fakir, den Ranjit Singh in einer Gruft bei Lahore begrub? Bei diesem Begräbnis waren englische Offiziere und der letzte König der Sikhs

anwesend. Vor dem Grab hielten Soldaten sechs Wochen lang Wache, aber der Fakir kam lebendig und gesund wieder zum Vorschein. Forschen Sie dieser Geschichte nach, ich hörte, daß sie irgendwo in den Akten Ihrer Regierung aufbewahrt wird. Dieser Fakir hatte seine Atmung so sehr in der Gewalt, daß er beliebig lange mit Atmen aussetzen konnte, ohne zu sterben. Dabei war er nicht einmal ein Eingeweihter des Yoga, weil, wie mir ein alter Mann, der ihn kannte, erzählte, sein Charakter nicht einwandfrei war*. Er hieß Haridas und lebte im Norden des Landes. Wenn sogar dieser Mann in einer luftlosen Gruft so lange leben konnte, ohne zu atmen, wieviel mehr können erst die wirklichen Meister des Yoga vollbringen, die in der Stille arbeiten und für kein Gold der Erde ihre Wunder zeigen!»

Lastendes Schweigen folgt unserer Unterhaltung.

«Unsere Schule des Yoga versieht uns noch mit anderen merkwürdigen Fähigkeiten. Wer aber hat in unserer entarteten Zeit noch Lust, den schweren Preis für sie zu zahlen?»

Wieder ist es still.

«Wer wie wir ein Leben des Alltags führt, hat genug zu tun», sage ich zur Verteidigung meines Zeitalters.

«Ja», gibt Brama zu. «Die Körperbeherrschung ist nur für wenige bestimmt. Darum haben auch unsere Weisen Jahrhunderte lang geschwiegen. Sie suchen sich selbst ihre Schüler nur selten, im Gegenteil: die Schüler müssen nach ihnen suchen.»

★

Unsere nächste Zusammenkunft findet bei mir statt. Es ist Abend. Bald setzen wir uns zum Abendbrot nieder. Nach dem Mahl gehen wir auf die mondbeschienene Ve-

* Dies hat sich tatsächlich im Jahre 1837 ereignet. Der Fakir wurde im Beisein von König Ranjit Singh, Sir Claude Wade, Dr. Honigberger u. a. beerdigt. Einige Sikhs bewachten das Grab Tag und Nacht, um jeden Betrug auszuschalten. 40 Tage später wurde der Fakir ausgegraben: er lebte. Weitere Einzelheiten sind in den Archiven von Kalkutta zu finden.

landa. Ich lege mich in einen Liegestuhl, während Brama die Matte als Sitzplatz vorzieht. Einige Minuten lang genießen wir schweigend die schöne Vollmondnacht. Ich habe unser letztes Zusammensein noch nicht vergessen und muß bald wieder sprechen von den Menschen, die dem Tod zu entgehen wissen.

«Warum nicht?» Dies ist Bramas Lieblingsfrage. «Ein Eingeweihter des Yoga der Körperbeherrschung lebt verborgen in den Neilgherry-Bergen hier im Süden. Nie verläßt er seinen Wohnort. Ein anderer lebt im Norden in einer Höhle hoch oben im schneebedeckten Himalaja. Diese Männer trifft man nie, denn sie verachten die Welt; sie gehören aber zu unserer Tradition. Es heißt von ihnen, daß sie ihr Leben auf Hunderte von Jahren verlängert haben.»

«Und Sie glauben das wirklich?» frage ich mit ehrerbietigem Zweifel.

«Ich glaube fest daran. Ist nicht mein Lehrer ein lebendiges Beispiel?»

Seit Tagen habe ich eine Frage auf dem Herzen, habe aber bisher damit zurückgehalten. Da wir aber nun so eng befreundet sind, will ich es wagen. Ich sehe den Yogi ernst an und frage:

«Brama, wer ist Ihr Lehrer?»

Er erwidert meinen Blick, antwortet aber nicht. Unschlüssig sieht er mich an und sagt endlich ganz langsam:

«Er ist bei den Schülern aus dem Süden unter dem Namen Yerumbu Swami, der Ameisenlehrer, bekannt.»

«Ein sonderbarer Name!»

«Mein Lehrer trägt stets ein Säckchen mit gemahlenem Reis bei sich, mit dem er die Ameisen füttert. Im Norden und in den Dörfern des Himalaja, wo er oft weilt, heißt er anders.»

«Hat er die Stufe der Vollkommenheit im Yoga der Körperbeherrschung erreicht?»

«Ja.»

«Und Sie glauben, daß er...»

«Ich glaube, daß er mehr als vierhundert Jahre alt ist.»
Brama vollendet meinen abgebrochenen Satz.

Tiefe Stille. Ich sehe ihn unsicher an.

«Oft hat er mir erzählt, was während der Herrschaft der Mogul-Kaiser geschah. Auch weiß er Geschichten zu erzählen aus der Zeit, da die India Company zum erstenmal aus England nach Madras kam.»

Der skeptische Europäer in mir kann dies nicht glauben.

«Jedes Kind, das in einem Geschichtsbuch gelesen hat, könnte Ihnen das auch erzählen», erwidere ich.

Brama überhört meine Bemerkung und fährt fort:

«Mein Lehrer entsinnt sich noch sehr wohl der ersten Schlacht bei Panipat* und der Schlacht von Plassey**. Einmal sprach er von einem seiner Schüler als von einem kleinen Kinde von nur achtzig Jahren.»

Im hellen Mondschein erkenne ich, daß Bramas dunkles, breitnasiges Gesicht völlig ausdruckslos ist. Kann ich meinem Gehirn, das an die streng wissenschaftliche Forschungsmethode gewöhnt ist, so etwas zumuten? Schließlich ist Brama ein Hindu, – vielleicht ist auch seinem Wesen die Fabelsucht eigen, für die sein Volk bekannt ist? Es ist zwecklos, mit ihm zu streiten. Ich schweige.

Der Yogi spricht weiter.

«Mehr als elf Jahre lang war mein Lehrer Ratgeber eines der alten Maharadschas von Nepal. Dort kennen und lieben ihn viele Dorfbewohner und verehren ihn wie einen Gott, wenn er kommt. Er spricht freundlich zu ihnen, wie ein Vater zu seinen Kindern. Er kehrt sich nicht an die strengen Kastengesetze und ißt weder Fisch noch Fleisch.»

«Wie bringt es ein Mensch fertig, so lange zu leben?» Unwillkürlich habe ich wieder einmal laut gedacht.

Brama sieht zur Seite und scheint mich vergessen zu haben.

«Drei Wege führen dahin. Erstens: man muß alle Körperstellungen, alle Atemübungen und alle geheimen

* 1526. ** 1757.

Übungen unseres Systems der Körperbeherrschung kennen; man muß so lange üben, bis man Vollkommenheit erreicht hat, und zwar nur unter Anleitung eines geeigneten Meisters. Dieser kann uns durch Beispiele zeigen, was er lehrt. Zweitens: Man muß regelmäßig von den seltenen Kräutern essen, die nur Eingeweihten bekannt sind; diese Eingeweihten tragen die Kräuter heimlich bei sich und verstecken sie auf ihren Wanderungen in den Kleidern. Wenn für den Meister die Zeit seines Verschwindens von der Erde gekommen ist, ernennt er einen Schüler, offenbart ihm das Geheimnis und überreicht ihm die Kräuter. Keinem anderen darf er sie geben. Der dritte Weg ist schwerer zu erklären.» Brama schweigt plötzlich.

«Wollen Sie es nicht versuchen?» bitte ich ihn.

«Vielleicht lachen Sie über meine Worte.»

Ich versichere ihm, daß ich im Gegenteil achtungsvoll lauschen werde.

«Gut. In der Hirnschale des Menschen befindet sich ein winziges Loch*. In diesem Loch wohnt die Seele. Eine Art Klappe schützt dieses Loch. Am Ende des Rückgrats entspringt der unsichtbare Lebensstrom, über den ich schon zu Ihnen sprach. Wenn dieser Strom versiegt, muß der Körper altern, gewinnt man aber Gewalt über ihn, erfüllt er den Leib mit immer neuer Kraft. Erst wenn ein Mensch sich selbst besiegt hat, kann er damit beginnen, durch gewisse Übungen auch Gewalt über diesen Strom zu gewinnen. Diese Übungen sind nur den Yogis der höheren Ordnung aus unserer Schule bekannt. Wenn ein Mensch in der Lage ist, diesen Lebensstrom die Wirbelsäule aufwärts nach oben zu leiten, kann er versuchen, ihn in jenem Loch im Gehirn zu sammeln. Hat er aber keinen Meister, der ihm hilft, die Schließklappe zu öffnen, gelingt ihm dies nicht. Findet er aber einen Meister, der dieses für ihn tut, fließt der unsichtbare Strom in dieses Loch und verwandelt sich in den ‚Nektar des

* Vielleicht meint Brama die von den vier Gehirnkammern gebildete Höhlung.

langen Lebens', wie wir sagen. Das ist keine leichte Aufgabe, denn Vernichtung wartet seiner, wenn er es allein versucht. Der Erfolgreiche dagegen kann nach seinem Belieben in einen todesähnlichen Schlaf versinken und als der Stärkere auftreten, wenn der leibliche Tod an ihn herantritt. Er kann also die Zeit seines Todes selbst bestimmen, und die strengste Untersuchung kann dann nur feststellen, daß er eines natürlichen Todes gestorben ist. – Wer auf den drei eben beschriebenen Wegen zum Ziel gekommen ist, kann mehrere hundert Jahre leben. Das lehrte man mich. Nach seinem Tode greifen sogar die Würmer seinen Körper nicht an, und noch hundert Jahre später ist sein Leib nicht verfallen.»

Ich bedanke mich bei Brama für seine Erklärungen, die mich zwar sehr interessieren, aber nicht überzeugen. In der Anatomie ist dieser Lebensstrom, von dem er spricht, unbekannt, erst recht aber der ‚Nektar des langen Lebens'. Ist dies Aberglaube? Stammen diese Wunder nicht aus vergangenen Fabelzeiten, da Hexenmeister und Zauberer das Lebenselixier besaßen? Brama zeigte mir aber, daß er seinen Atem und seinen Blutkreislauf in der Gewalt hat, und beweist mir dadurch, daß die gerühmten geheimen Kräfte der Yogis nicht nur Hirngespinnste sind. Sie befähigen den Yogi zu Dingen, die dem Nichteingeweihten unglaublich erscheinen. Weiter aber kann ich ihm nicht folgen. (Heute kommt mir diese Unterhaltung wie ein phantastischer Traum vor. Mehr als einmal erwäge ich, sie lieber nicht zu Papier zu bringen wie so viele andere Gespräche. Ich glaube, daß mancher Europäer über diesen asiatischen Wunderglauben erhaben lächeln wird. Wenn ich dies aber trotzdem veröffentliche, so deshalb, weil hier andere Entscheidungen als meine eigenen walten.)

Ich schweige höflich und bemühe mich, jeden Ausdruck des Zweifels aus meinem Gesicht zu verbannen. Brama ergreift als erster das Wort:

«Solche Kräfte werden sich Menschen, die an der Schwelle des Todes stehen, herbeiwünschen. Vergessen Sie aber

bitte nicht, daß der Weg, der zu ihnen führt, viele Gefahren birgt. Wundern Sie sich nun noch, daß unsere Meister über diese Übungen sagten: ‚Haltet sie geheim wie eine Kiste mit Edelsteinen.?'»

«Sie wollen sie mir also nicht offenbaren?»

«Wer ein Eingeweihter des Yoga werden will, sollte erst einmal gehen lernen, bevor er zu rennen versucht», antwortet er leise lächelnd.

«Noch eine letzte Frage, Brama!»

Der Yogi nickt.

«Wo lebt Ihr Meister jetzt?»

«Er lebt zurückgezogen in einem Tempel in den Bergen von Nepal.»

«Wird er wieder ins Flachland zurückkehren?»

«Wer kann das wissen? Vielleicht bleibt er viele Jahre in Nepal, vielleicht beginnt er wieder zu wandern. Er hat Nepal am liebsten, weil unsere Schule des Yoga dort besser gedeiht als in Indien. Sie sehen, daß selbst die Lehre der Körperbeherrschung von den Schulen verschieden aufgefaßt wird. Unsere Schule ist die Tantra-Schule.»

Brama sagt nichts mehr, ich glaube, daß er in Ehrfurcht der rätselhaften Gestalt seines Lehrers gedenkt.

★

In Indien folgt die Nacht unmittelbar auf den Tag, es gibt keine Sonnenuntergänge wie in Europa. Brama zündet eine Öllaterne an, als die Finsternis seine Gartenhütte einhüllt. Wir setzen uns, die alte Witwe zieht sich taktvoll zurück. Ich bin allein mit dem Yogi und dem jungen Lehrer. Der Duft des Räucherwerks schafft eine mystische Stimmung. Die Abschiedsgedanken machen mich traurig. Ich habe etwas auf dem Herzen, das ich diesem Manne aber nicht durch eine dritte Person sagen kann. Ich weiß nicht, was an seinen unerhörten Vorführungen und an seinen Theorien wahr ist, aber ich bin ihm dankbar für die Bereitwilligkeit, mit der er mich in sein einsames Leben eindringen ließ. Manchmal scheint

es mir, als bestünde zwischen uns tiefe Zuneigung, ich weiß auch, was es für ihn bedeutet haben muß, seine gewohnheitsgemäße Zurückhaltung mir gegenüber aufzugeben.

Heute abend habe ich unter dem Eindruck des nahen Abschieds einen letzten Versuch gemacht, ihm seine Geheimnisse zu entreißen.

«Sind Sie bereit, die Stadt zu verlassen und sich an einen einsamen Ort in den Bergen oder im Dschungel einige Jahre zurückzuziehen?» fragt er prüfend.

«Darüber muß ich erst nachdenken.»

«Sind Sie bereit, alles aufzugeben, Ihren Neigungen zu entsagen und den von unserer Schule vorgeschriebenen Übungen Ihre ganze Zeit zu widmen, nicht nur Monate, sondern Jahre?»

«Ich glaube nicht. Nein, ich bin nicht bereit. Eines Tages werde ich wohl so weit sein.»

«Dann kann ich Ihnen auch nicht mehr zeigen. Das Yoga der Körperbeherrschung erfordert zu viel Ernst, als daß man daraus einen Zeitvertreib machen dürfte.»

Meine Aussichten, selbst ein Yogi zu werden, schwinden dahin. Mit Bedauern muß ich erkennen, daß ich nicht geschaffen bin für diese Lehre, die jahrelange, schwierige Vorarbeit und unerbittlich harte Selbstzucht verlangt. Wundersame körperliche Kräfte aber sind nicht das, was ich letzten Endes suche.

«Brama, diese Wunder der Körperbeherrschung ziehen mich zwar unwiderstehlich an, ich werde mich eines Tages auch mehr mit ihnen beschäftigen. Geben sie aber eine dauernde Befriedigung? Bietet das Yoga nicht mehr oder drücke ich mich nicht klar genug aus?»

Brama neigt zustimmend den Kopf und sagt:

«Ich verstehe.»

Wir lächeln einander an.

«In unseren Schriften steht geschrieben, daß der Kluge den Übungen der Körperbeherrschung die der Beherrschung des Geistes folgen läßt. Man kann erstere als eine Vorbereitung für letztere betrachten. Als unseren alten

Meistern vom Gotte Shiva die Idee des Yoga eingegeben wurde, sagte er ihnen, daß ihr letztes Ziel kein leibliches sei, daß die Beherrschung des Körpers nur eine Vorstufe der Beherrschung des Geistes sei und daß beide zusammen erst Vollkommenheit geben. Sie sehen, daß unsere Lehre das Körperliche gelten läßt, aber nur, um von dort ins Geistige vorzudringen. Mein Meister lehrte mich: ‚Erlerne zuerst den Körper beherrschen, erst dann wende dich der königlichen Wissenschaft, der Beherrschung des Geistes zu.‘ Vergessen Sie nicht, daß ein Körper, den man in der Gewalt hat, den Geist nicht ablenkt. Nur wenigen ist es gegeben, ihre Gedanken ohne vorherige Körperschulung unmittelbar zu meistern. Will aber jemand mit den Übungen zur Beherrschung des Geistes beginnen, haben wir nichts einzuwenden, denn das ist dann eben sein Weg.»

«Das wäre also rein auf den Geist gerichtetes Yoga?»

«So ist es. Man sucht durch Schulung sein ganzes Innere in ein stetig leuchtendes Licht zu verwandeln, und dieses Licht leuchtet uns auf unserem Weg in das Reich des Geistigen.»

«Wie fängt man mit dieser Schulung an?»

«Auch dafür bedarf es eines Lehrers.»

«Wo findet man ihn?»

Brama zuckt die Achseln.

«Die Hungrigen, mein Bruder, suchen eifrig nach Nahrung; die Verhungernden aber suchen schon fieberhaft danach. Wenn Sie so dringend eines Meisters bedürfen wie die Verhungernden der Speise bedürfen, werden Sie finden, was Sie suchen. Wer ernsthaft sucht, wird seinem Lehrer begegnen, wenn seine Zeit gekommen ist.»

«Sie glauben, daß hier das Schicksal waltet?»

«Sie sagen es.»

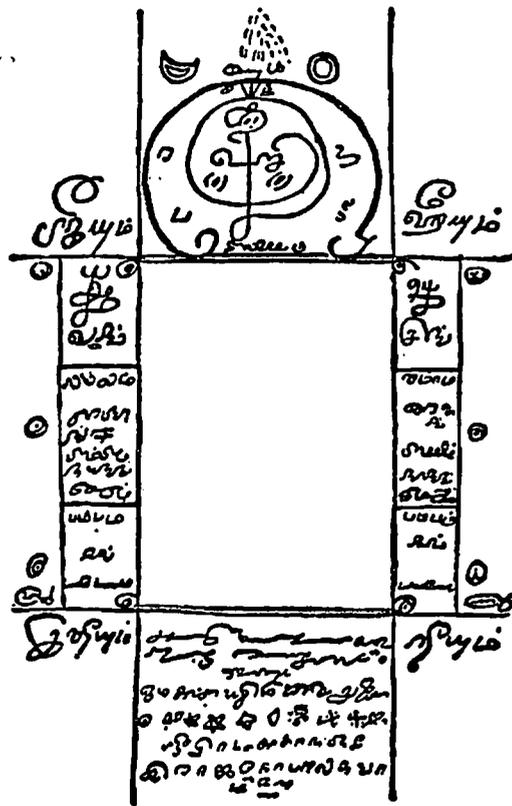
«Ich kenne einige Bücher . . .»

Der Yogi schüttelt den Kopf.

«Ohne Meister sind Ihre Bücher für Sie nur wertloses Papier. Unsere Bezeichnung für den wahren Meister, ‚guru‘, bedeutet: einer, der die Dunkelheit vertreibt. Ein

Mann, den sein Schicksal und sein Streben einem wahren Meister zuführen, erreicht bald die Stufe der Erleuchtung, denn der Meister ruft seine eigenen höheren Kräfte zu Hilfe, um den Schüler zu fördern.»

Brama geht zu der Bank mit den verstreuten Papieren und reicht mir ein großes Blatt. Es ist mit kabbalistischen



Zeichen und symbolischen Figuren bedeckt und mit tamilischen Anmerkungen in roter, grüner und schwarzer Tusche beschrieben. Am Kopf des Blattes sieht man eine schneckenartige Hieroglyphe, in die Sonne, Mond und

Menschenaugen eingezeichnet sind. In der Mitte des Blattes ist der Raum frei.

«Ich habe gestern abend mehrere Stunden daran gearbeitet», sagt Brama.

«Kleben Sie mein Bild an die leere Stelle, wenn Sie fort sind.»

Er erzählt mir, daß ich lebhaft und deutlich von ihm träumen werde, wenn ich meine Gedanken vor dem Schlafengehen nur fünf Minuten lang auf diese merkwürdige, aber mit Geschmack gemachte Zeichnung richte.

«Selbst wenn 5000 Meilen unsere Körper voneinander trennen, werden unsere Geister des Nachts einander begegnen, wenn Sie Ihre Gedanken auf dieses Blatt konzentrieren», meint er zuversichtlich und erklärt mir weiter, daß diese Traumzusammenkünfte ebenso wirklich sein werden wie unser bisheriges leibliches Beisammensein. Ich erzähle ihm, daß ich meine Koffer packen und bald fort sein werde. Ich weiß nicht, ob und wann ich ihn je wiedersehen werde. Für ihn aber gibt es keine Zweifel, er glaubt an das Schicksal.

«Im Frühjahr», sagt er, «gehe ich nach Tanjore, wo zwei Schüler auf mich warten. Was dann kommt, weiß niemand; ich hoffe, eines Tages den Ruf meines Meisters zu vernehmen.»

Lange ist es zwischen uns still. Dann flüstert Brama etwas, hilfesuchend wende ich mich zu dem jungen Lehrer in Erwartung neuer Offenbarungen.

«In der vorigen Nacht ist der Meister für mich erschienen. Er sprach zu mir über Sie und sagte: ‚Dein Freund, der Sahib, strebt nach Erkenntnis. Er weilte unter uns in seinem letzten Leben und lebte nach den Gesetzen des Yoga, aber es war nicht das Yoga unserer Schule. Jetzt ist er wieder in Hindustan, aber mit einer weißen Haut. Was er einst wußte, ist heute vergessen, aber das Vergessen dauert nur eine gewisse Zeit. Erst wenn ein Meister ihn betreut, ist ihm sein einstiges Wissen wieder gegenwärtig. Er bedarf der Berührung des Meisters, damit er in

seiner heutigen Gestalt sein altes Wissen wieder erlangt. Sag ihm, daß er bald einem Meister begegnen wird: dann wird sein Inneres hell werden. Sag ihm, er solle nichts mehr fürchten, denn er wird unser Land nicht verlassen, ehe dies eintritt. Es ist im Buch des Schicksals verzeichnet, daß er nicht mit leeren Händen von dannen zieht.»

Ich bin wie betäubt. Der gelbe Schein der Lampe beleuchtet unsere kleine Gruppe. Das Gesicht des jungen Dolmetschers drückt große Furcht aus.

«Sagten Sie mir nicht, daß Ihr Lehrer weit weg in Nepal lebt?» frage ich vorwurfsvoll.

«Ja, und dort ist er noch.»

«Wie aber kann er zwölfhundert Meilen in einer Nacht zurücklegen?»

Bramas Lächeln ist unergründlich.

«Mein Meister ist mir stets unmittelbar gegenwärtig, mag auch ganz Indien zwischen uns liegen. Er offenbart sich mir ohne Brief, ohne Boten; seine Gedanken durch-eilen den Raum, erreichen mich, und ich verstehe.»

«Telepathie?»

«Wenn Sie wollen.»

Ich stehe auf, es ist Zeit zu gehen. Wir treten ins Freie und wandern zum letzten Mal miteinander durch die Mondnacht. Wir kommen an einem alten Tempel vorbei und bleiben unter einigen schönen Palmen stehen.

Zum Abschied murmelt Brama:

«Sie wissen, daß ich nur wenig mein eigen nenne. Dies ist mein liebster Besitz, nehmen Sie ihn.»

Er greift an den Ringfinger seiner linken Hand und reicht mir beim Händedruck einen goldenen, im Mondlicht glänzenden Ring. Acht feine goldene Klammern halten einen runden, grünen Stein mit braun und rot geädertem Oberfläche. Ich will das unerwartete Geschenk nicht annehmen, um so fester aber ist sein Händedruck.

«Ich erhielt ihn von einem Eingeweihten des Yoga. Damals reiste ich noch weit um der Erkenntnis willen. Ich bitte Sie, tragen Sie den Ring.»

Ich danke ihm und frage halb scherzend:

«Bringt er mir Glück?»

«Nein, das kann er nicht. Dem Stein aber wohnt eine geheime Kraft inne, mit deren Hilfe Sie den verborgenen Meister finden und eigene mystische Kräfte entwickeln werden. Tragen Sie ihn, wenn Sie dieser Dinge bedürfen.»

Nach einem letzten Lebewohl geht jeder seiner Wege.

Ich gehe langsam, meine Gedanken sind ungeordnet. Ich muß nachdenken über die rätselhafte Botschaft des fernen Meisters; sie ist zu merkwürdig, als daß man allzu viel darüber nachgrübeln könnte. Schweigend lasse ich Glauben und Zweifel in meinem Herzen miteinander streiten.

7. Kapitel

DER WEISE, DER NIE SPRICHT

Eines Tages erzählt man etwas von einem Yogi, der eine halbe Meile außerhalb von Madras wohnen soll. Er ist nur wenigen bekannt, da er ungestört leben möchte. Sofort ist meine Neugier erwacht, und ich beschloß, ihn aufzusuchen.

Das Haus liegt ganz für sich inmitten eines Feldes hinter hohen Bambusstäben, die ein quadratisches Grundstück umzäunen. Mein Begleiter deutet auf das Haus und sagt:

«Es heißt, der Yogi befinde sich den ganzen Tag über im Trancezustand. Deshalb wird er uns nicht hören, selbst wenn wir am Tor rütteln oder laut seinen Namen rufen. Außerdem wäre es wohl unhöflich, dies zu tun.»

Man betritt das Grundstück durch eine derbe Pforte, die aber fest verschlossen ist. Ich bin gespannt, wie wir in das Haus gelangen sollen. Ringsum ist es ganz still. Wir

gehen um das Feld und begegnen einem Jungen, der uns auf Umwegen zu einem Haus führt, in dem der Gehilfe des Yogi, ein in seinem Lohn stehender Diener, wohnt. Die Frau und die unzähligen Kinder des Mannes kommen zum Vorschein, um uns anzugaffen und hinter uns herzulaufen. Wir sagen ihm unser Begehrt, er verweigert aber jede Hilfe und erklärt steif und fest, daß der ‚Weise, der nie spricht‘, sich nicht von jedem beliebigen Besucher besichtigen läßt und streng abgeschlossen lebt. Er verbringt seine Tage in tiefem Dämmer Schlaf und würde sehr zornig werden, wenn man ihn darin stören wollte. Ich bitte den Diener, mich als Ausnahme zu betrachten, er ist jedoch nicht zu erweichen. Mein Freund hält es für angebracht, ein wenig mit der Regierung zu drohen, falls wir nicht augenblicklich vorgelassen werden. Diese Drohung ist natürlich ganz ungerechtfertigt, ich bekräftige sie aber noch, wobei wir einander zuzwinkern. Es folgt ein erregter Wortwechsel. Ich winke mit einem reichlichen Bakschisch, worauf der Diener des Yogi widerstrebend nachgibt und die Schlüssel hervorzieht. Mein Begleiter meint, der Mann könne nur ein bezahlter Bedienter sein; als Schüler des Weisen würde er weder durch Drohungen noch durch ein Trinkgeld zu bewegen gewesen sein.

Wir stehen wieder vor der Eingangspforte und öffnen das schwere Vorlegeschloß. Der Diener sagt, der Weise besitze fast nichts, nicht einmal einen Schlüssel, ließe sich von außen in seinem Grundstück einschließen und könne nur heraus, wenn er, sein Bedienter, nach ihm sehen käme, was er zweimal täglich tue. Tagsüber lebt der Weise im Dämmer Schlaf und nimmt nur abends etwas Obst, süßes Gebäck und einen Becher Milch zu sich, aber auch diese Speisen bleiben oft unberührt stehen. Bei Einbruch der Dunkelheit verläßt der Einsiedler dann und wann seine Hütte, ein Gang rings um das Feld aber ist die einzige Bewegung in freier Luft, die er sich gönnt.

Wir gehen über den Hof und stehen vor der in neuzeitlichem Stil errichteten Hütte, die aus dicken Steinplatten und gestrichenen hölzernen Stützen errichtet ist. Der Be-

diente öffnet die schwere Eingangstür. Ich bin über alle diese Vorsichtsmaßregeln sehr erstaunt. Hat uns der Mann nicht eben erst gesagt, der Weise besitze fast nichts? Statt aller Erklärungen erzählt der Mann eine Geschichte.

Vor einigen Jahren hatte das Haus des stummen Weisen noch keine Türschlösser. Eines unglückseligen Tages erschien im Hause ein Betrunkener, der den schutzlosen Weisen tätlich angriff. Der Trunkenbold zupfte ihn am Bart, schlug ihn mit einem Stock und beschimpfte ihn. Zufällig versammelten sich gerade einige junge Leute auf dem Feld, um ein Ballspiel zu spielen. Sie wurden durch den Lärm aufmerksam, kamen in die Hütte und befreiten den Weisen von seinem Angreifer. Einer von ihnen lief in eins der nächsten Häuser und rief alle Leute zusammen. Bald stand vor dem Hause eine erregte Menschenmenge, die nach indischem Brauch den Betrunkenen, der einen verehrten heiligen Mann belästigt hatte, mißhandeln wollte. Es sah beinahe so aus, als ob man ihn lynchen würde. Während der ganzen Zeit saß der Weise völlig unbeweglich in stoischer Ruhe wie stets da. Plötzlich aber legte er sich ins Mittel und schrieb:

«Wenn ihr diesen Mann schlagt, ist es, als schüget ihr mich. Laßt ihn gehn, denn ich habe ihm vergeben.»

Da die Worte des Weisen als ungeschriebenes Gesetz galten, gehorchte man widerstrebend seinem Befehl. Der Übeltäter wurde freigelassen.

☆

Der Bediente wirft einen Blick in den Raum und gebietet uns, ganz ruhig zu sein, da der Weise in tiefen Dämmer Schlaf versunken ist. Ich ziehe meine Schuhe aus und lasse sie gemäß den unumgänglichen Geboten der indischen Sitte auf der Veranda stehen. Als ich mich bücke, bemerke ich in der Wand einen kleinen, flachen Stein mit tamilischer Inschrift: «Das Haus des Weisen, der nie spricht», übersetzt mein Gefährte. Die Hütte enthält nur einen einzigen, hohen, peinlich sauber ge-

haltenen Raum. In der Mitte steht eine marmorne Bank, etwa einen Fuß hoch, die mit einem reich gemusterten kleinen Perserteppich bedeckt ist. Darauf thront völlig geistesabwesend der schweigende Weise. Er ist ein schöner Mensch mit dunkler, lohfarben schimmernder Haut, sein wohlgebildeter Körper sitzt aufrecht da. In der seltsamen Haltung erkenne ich eine der mir von Brama gezeigten Yogi-Haltungen. Das linke Bein ist so weit nach hinten gebogen, daß der Fuß unter dem Gesäß liegt, das rechte Bein kreuzt den linken Oberschenkel. Rücken, Nacken und Kopf des Weisen bilden eine gerade Linie. Die langen, dichten schwarzen Haare reichen dem Mann bis auf die Schultern; üppig wuchert ein schwarzer Bart. Seine Hände liegen auf den Knien. Er hat einen schön ausgebildeten, sehr muskulösen Oberkörper und scheint sich in bester Verfassung zu befinden. Er ist nur mit einem Lendentuch bekleidet.

Sein Gesicht prägt sich mir sofort ein. Es ist das Gesicht eines Menschen, der lächelnd das Leben besiegt, der alle Unvollkommenheiten, die uns schwachen Sterblichen wohl oder übel eigen sind, überwunden hat. Der Mund ist wie zu einem leichten Lächeln verzogen, die Nase ist kurz und gerade, fast griechisch. Die Augen sind weit geöffnet und blicken starr und unbeweglich geradeaus. Der Mann ist wie in Stein gehauen, nichts an ihm rührt sich.

Mein Gefährte hat mir gesagt, der schweigende Weise befinde sich in einem Zustand tiefster Verzückung und bemerke nichts, was um ihn vorgehe. Ich sehe ihn mir in aller Ruhe an und erkenne, daß er in einer Art Starrkrampf ist. Die Minuten werden zu Stunden, er ist und bleibt unbeweglich. Am meisten beeindruckt mich die Tatsache, daß er während der ganzen Zeit nicht ein einziges Mal mit den Augen zwinkert. Ich habe noch keinen Menschen gesehen, der zwei Stunden lang unbeweglich geradeaus blicken kann, ohne mit den Wimpern zu zucken. Mehr und mehr gewinne ich die Überzeugung, daß der Einsiedler mit den Augen nichts wahrnimmt,

obgleich sie weit geöffnet sind. Sollte sein Geist wirklich wach sein, so weilt er doch nicht auf dieser Erde. Die körperlichen Funktionen scheinen zu schlafen. Hin und wieder tropft eine Träne aus seinen Augen, da die feststehenden Lider die Tränenkanäle nicht beeinflussen können.

Eine grüne Eidechse kriecht von der Decke herab, huscht über eines seiner Beine und verschwindet hinter der marmornen Bank. Eine Steinwand hätte dem Tier keine ruhigere Lauffläche bieten können als dieses Bein.

Manchmal setzt sich eine Fliege auf das Gesicht des Weisen und krabbelt über seine dunkle Haut, aber das scheint er ebenso wenig zu bemerken, als sei er eine Bronzestatue.

Ich achte auf seinen Atem, der ganz sanft, fast unmerklich, unhörbar und regelmäßig geht. Nur am Atmen erkennt man, daß der Körper noch Leben hat. Ich beschließe, während der Wartezeit einige Aufnahmen dieses ungewöhnlichen Menschen zu machen. Das Licht im Raume ist schlecht, ich mache deshalb einige Zeitaufnahmen.

Ich sehe auf die Uhr, zwei Stunden sind vergangen. Noch immer bemerkt man kein Anzeichen, daß der Yogi aus der Trance aufwachen will. Man muß immer wieder an eine steinerne Figur denken, und ich mache mich darauf gefaßt, hier den ganzen Tag zu verbringen. Es muß mir gelingen, mit dem Yogi zu sprechen. Jetzt aber erscheint sein Diener und flüstert uns ins Ohr, daß weiteres Warten vergeblich sei, daß wir aber in ein paar Tagen mehr Glück haben könnten, obgleich er nichts fest versprechen wolle.

Wir kehren in die Stadt zurück, ohne etwas ausgerichtet zu haben. Mein Interesse ist nicht geringer, sondern im Gegenteil lebhafter geworden. Während der nächsten beiden Tage versuche ich einige Auskünfte über den ‚Weisen, der nie spricht‘, zu erhalten. Dazu muß ich nicht nur seinen Bedienten ins Kreuzverhör nehmen, sondern

auch einen Polizeibeamten aufsuchen. Nur so kann ich mir den Lebenslauf des Mannes aus einzelnen Bruchstücken zusammenreimen.

Vor acht Jahren kam er nach Madras. Niemand wußte, wer er war, noch woher er kam. Er ließ sich nieder auf dem Ödland neben dem Feld, auf dem heute seine Hütte steht. Neugierige Frager erhielten keine Antwort, er sprach zu keinem, beachtete keinen Menschen und war nicht einmal für die nichtssagendste Plauderei zu gewinnen. Gelegentlich bettelte er um etwas Essen, wobei er seine Kokosnußschale bittend vor sich hinhielt. Tag für Tag hockte er in dieser schönen Umgebung, unempfindlich gegen die sengenden Sonnenstrahlen, die starken Regenfälle der Monsunzeit, gegen Staub und lästige Insekten. Nie suchte er Schutz, sondern blieb gleichgültig gegen äußere Einflüsse. Er schützte weder seinen Kopf, noch seinen Körper und trug nur ein schmales Lendentuch. Nie nahm er eine andere als die Yoga-Haltung an. Die Umgebung einer so großen Stadt wie Madras aber ist nicht der richtige Ort für einen Einsiedler, der im Freien, offen für jedermanns Blick, lange Selbstbetrachtungen anstellen will. Im alten Indien hätte man ihm größte Ehrfurcht entgegengebracht, der heutige Yogi aber kann seine geheimnisvollen Übungen ungestört im einsamen Dschungel, in Wäldern, Berghöhlen oder innerhalb seiner vier Wände machen. Warum aber wählte dieser seltsame Mann einen so ungeeigneten Ort für seine Übungen? Ein häßlicher Zwischenfall gibt dafür die merkwürdige Erklärung. Eines Tages entdeckte eine Horde junger Straßenlummel den einsamen Yogi und spielte ihm von nun an einen Schabernack nach dem anderen. Jeden Tag erschienen sie pünktlich, bewarfen ihn mit Steinen und Schmutz und riefen ihm Spottnamen zu. Der Einsiedler blieb still sitzen und ertrug alles geduldig, obwohl er Manns genug gewesen wäre, ihnen eine gehörige Tracht Prügel zu verabreichen. Er drohte ihnen nicht einmal mit Worten, da er sich Schweigepflicht auferlegt hatte. Nichts hielt die

jungen Rohlinge auf, bis sie eines Tages von einem Fremden beobachtet wurden, der, empört über die Mißhandlungen des heiligen Mannes, die Polizei in Madras benachrichtigte und um Hilfe für den schweigenden Yogi bat. Die Bande wurde zerstreut. Ein Polizeibeamter erkundigte sich überall nach Einzelheiten über den Yogi, konnte aber von keinem Menschen näheres erfahren. Er sah sich also gezwungen, ihn selbst zu fragen, wobei er mit seiner Amtsgewalt drohen mußte. Nach langem Zögern schrieb der Yogi auf eine Schiefertafel folgende kurze Mitteilung:

«Ich bin Schüler von Marakayar. Mein Lehrer sandte mich über die Ebenen südwärts nach Madras. Er beschrieb mir diesen Ort, sagte mir, wie ich hier hinfinden könnte, befahl mir, mich hier niederzulassen und mich in den Übungen des Yoga bis zu ihrer völligen Beherrschung weiterzubilden. Ich habe der Welt entsagt und will nichts weiter, als daß man mich in Ruhe läßt. Die Stadt Madras interessiert mich nicht, ich habe hier nichts zu suchen und will einzig und allein den mir vorgeschriebenen inneren Weg gehen.»

Das genügte dem Polizeibeamten, er wußte nun, daß es sich um einen echten Fakir einer gehobenen Art handelte. Er verließ ihn, nachdem er ihm Schutz gegen die Rüpel zugesagt hatte. Er erinnerte sich, daß der berühmte mohammedanische Fakir Marakayar kürzlich gestorben war.

Dieser böse Vorfall hatte zur Folge, daß ein reicher, frommer Bürger von Madras von dem Weisen erfuhr und ihm in der Stadt ein schönes Haus anbot; der Yogi aber wollte den Weisungen seines Meisters nicht zuwiderhandeln. Sein neugewonnener Gönner mußte deshalb ein Haus für ihn bauen lassen, in der Nähe des Fleckchens Erde, das der Yogi nicht verlassen wollte. Außerdem hielt er ihm einen Bedienten, so daß der Weise nun nicht mehr zu betteln brauchte, da dieser Diener ihm die Speisen brachte. Es bleibe dahingestellt, ob Marakayar, sein Meister, dies alles vorausgesehen

hatte, jedenfalls befand sich sein Schüler jetzt viel besser als zuvor.

Man sagt, daß der ‚Weise, der nie spricht‘, keinen Schüler hat, er sucht keinen und nimmt niemanden als Schüler an. Er gehört zu jenen weltabgewandten Männern, die in der Einsamkeit ihre ‚Seele befreien‘ wollen.

Meinen zweiten Besuch bei dem ‚Weisen, der nie spricht‘, mache ich in Begleitung zweier anderer Personen. Der eine ist mein Dolmetscher, der zweite kein anderer als der Yogi Brama, der ‚Einsiedler vom Flusse Adyar‘, wie ich ihn nenne. Er kommt nicht gerne in die Stadt; als ich ihm aber erzähle, zu wem ich ihn führen will, sagt er ohne weiteres zu.

Vor der Einzäunung treffen wir mit einem anderen Besucher zusammen, dessen Auto hinten auf der Straße hält. Er ist quer über die Felder gekommen und will den schweigenden Weisen besuchen. Er stellt sich mir vor als ein Bruder der Königin von Gadwal, eines kleinen Staates, der dem Fürsten von Haiderabad untertan ist. Auch er ist einer der Gönner des Yogi und zahlt regelmäßige Zuschüsse für seinen Unterhalt. Er ist nur zu kurzem Besuch in Madras, will die Stadt aber nicht verlassen, ohne den Weisen begrüßt und seinen Segen empfangen zu haben. Was letzterer gilt, wird mir durch eine kleine Geschichte klar, die der Besucher mir erzählt.

Eine Dame vom königlichen Hofe in Gadwal hatte ein schwer krankes Kind und hörte durch Zufall von dem ‚Weisen, der nie spricht‘. Sie reiste nach Madras und bat den Weisen, den Knaben durch seinen Segen zu heilen. Das Kind erholte sich zusehends. Als die Königin davon erfuhr, begab auch sie sich nach Madras und stattete dem Weisen ihren Besuch ab. Ihre Königliche Hoheit bot ihm eine Börse von 600 Rupien, die anzunehmen er sich weigerte. Sie drang so lange in ihn, bis er ihr schriftlich mitteilte, daß von dem Geld ein Zaun um sein Anwesen zu errichten sei. Dieser Zaun wurde auf Befehl der Königin gebaut.

Wieder führt uns der Bediente in das Haus, wieder sitzt der Einsiedler völlig abwesend da, wie bei meinem ersten Besuch. Schweigend kauern wir auf dem Boden nieder und sitzen geduldig wartend vor der hohen, achtungsgebietenden Gestalt des schwarzbärtigen Mannes. Als die zweite Stunde zur Hälfte verstrichen ist, bemerken wir am Körper des Weisen die ersten Anzeichen des Erwachens. Er atmet tief und vernehmlich, die Augenlider zucken, die Augäpfel verdreht er, was recht unheimlich aussieht, bis man nur noch das Weiße sieht, dann kehren die Augen in ihre normale Lage zurück, der Körper schwankt leise hin und her. Nach fünf Minuten verändert sich der Ausdruck seiner Augen, man merkt, daß er jetzt seine Umgebung erkennt. Aufmerksam sieht er den Dolmetscher an, wendet ruckartig den Kopf zu Brama, wirft auch dem Bruder der Königin von Gadwal einen Blick zu und läßt endlich seine Augen auf mir ruhen. Ich ergreife die Gelegenheit und lege Bleistift und Schreibpapier vor ihm nieder. Er zögert einen Augenblick, ergreift den Bleistift und schreibt mit großer, schnörkeliger tamilischer Schrift:

«Wer hat hier neulich Aufnahmen von mir gemacht?»

Ich muß mich dazu bekennen. Der Versuch ist allerdings mißglückt, denn ich hatte den Film unterbelichtet.

Jetzt schreibt er abermals.

«Wenn Ihr noch einmal einen in sein Inneres versunkenen Yogi besucht, so stört ihn nicht durch so etwas. Unterbrecht ihn nicht in seinen Betrachtungen. Mir hat es nicht geschadet, ich sage es Euch nur zur Warnung. Solche Unterbrechungen sind für die Yogis sehr gefährlich, und sie könnten Euch verfluchen.»

Offenbar gilt das, was ich getan habe, als Entweihung eines heiligen Mannes; ich bringe deshalb pflichtschuldigst mein Bedauern zum Ausdruck.

Dann spricht der Bruder der Königin ehrerbietig mit dem Weisen. Als er fertig ist, stelle ich mich vor und lasse ihm sagen, daß ich auf der Suche nach Indiens uralter Weisheit übers Meer gekommen bin, um die hier-

zulande lebenden Yogis kennenzulernen. Ob ich ihn wohl um einige Offenbarungen bitten dürfte. Der Einsiedler sitzt wie in Erz gegossen, nichts ist von seinem Gesicht abzulesen. Zehn Minuten lang sieht es so aus, als habe er meine Frage nicht gehört. Ich fürchte schon, leer ausgehen zu müssen, als er den Bleistift nimmt und etwas aufs Papier kritzelt. Ich beuge mich vor und schiebe den Block dem Dolmetscher hin.

«Was ist da zu verstehen?» übersetzt dieser langsam. Die Schrift ist schwer zu entziffern.

«Das Weltall ist voller Probleme», erwidere ich, schon etwas unsicher werdend. Ein feines spöttisches Lächeln liegt auf den Lippen des Weisen.

«Wie könnt Ihr hoffen, das Weltall zu begreifen, da Ihr nicht einmal Euch selbst begreift?»

Er sieht mir gerade in die Augen. Ich ahne hinter diesem ruhigen Blick ein tiefes Wissen um verborgene Geheimnisse, die er mit unnachgiebiger Strenge für sich behält. Einen Beweis für dieses merkwürdige Gefühl habe ich nicht.

«Ich bin trotzdem sehr unsicher», ist alles, was ich herausbringe.

«Warum seid Ihr dann wie eine Biene, die nur hie und da ein Tröpfchen von dem Honig der Erkenntnis sammelt, während der reine Honig in Mengen ihrer harrt?»

Diese Antwort macht mich nicht glücklich. Einem Orientalen würde sie zweifellos genügen, ich aber finde sie zwar sehr poetisch, jedoch zu mystisch und abschweifend.

«Was soll man suchen?»

«Suchet Euer eigenes Selbst, dann werdet Ihr die tief darin verborgene Wahrheit erkennen», lautet die Antwort.

«Ich finde nur die Leere der Unwissenheit», erwidere ich hartnäckig.

«Die Unwissenheit ist nur in Euren Gedanken», schreibt er.

«Vergebt mir, Meister, aber Eure Antwort versetzt mich in noch größere Unwissenheit!»

Der Weise lächelt jetzt über meine Kühnheit. Eine Weile zögert er mit hochgezogenen Brauen. Dann schreibt er:

«Ihr seid durch Euer eigenes Denken in diesen Zustand der Unsicherheit geraten, nun denkt Euch wieder zurück zur Weisheit, die gleichbedeutend ist mit Sich-Selbst-Verstehen. Der Gedanke ist wie ein Ochsenkarren in einem dunklen Gang unter einem Berge, wendet ihn um, und er wird Euch wieder ins Helle führen.»

Ich denke über seine Worte nach. Als er dies bemerkt, bittet er mit einer Handbewegung um den Schreibblock, hält einen Augenblick den Bleistift in der Hand und schreibt:

«Dieses Umkehren der Gedanken ist höchstes Yoga. Versteht Ihr jetzt?» Ganz entfernt dämmert mir, was er damit sagen will, ich brauche aber noch etwas Zeit, um ihn ganz zu verstehen. Ich will nichts übereilen. Ich bin so tief in seine Betrachtung versunken, daß ich die Ankunft eines neuen Besuchers, der durch das offene Tor eingetreten ist, gar nicht bemerke, bis er mir etwas ins Ohr flüstert. Er sitzt unmittelbar hinter mir. Geheimnisvoll murmelt er in ausgezeichnetem Englisch:

«Mein Meister könnte Ihnen die Antwort, die Sie suchen, erteilen.»

Ich drehe mich um und betrachte den Eindringling. Er ist wenig über vierzig Jahre alt und trägt das ockergelbe Kleid des wandernden Yogi. Sein Gesicht leuchtet wie blankes Messing. Er ist gut gewachsen und breitschultrig und sieht sehr kräftig aus. Um seine kleinen Augen liegt ein Netz von Fältchen, das vom ständigen Lächeln herzurühren scheint. Er sitzt und lacht mich strahlend an, als unsere Augen sich treffen. Ich darf aber nicht so unhöflich sein, mich mit dem Fremden in eine Unterhaltung einzulassen. Deshalb wende ich meine ganze Aufmerksamkeit von neuem dem Weisen zu. Eine andere Frage, die aber wohl zu kühn, zu ungezogen ist, drängt sich mir auf.

«Meister, der Welt muß geholfen werden. Tun weise Männer, wie Sie, recht daran, sich ganz zurück-zuziehen?»

Ein spöttischer Ausdruck liegt auf dem Gesicht des Einsiedlers.

«Mein Sohn», antwortet er, «wenn Ihr Euch nicht einmal selbst versteht, – wie wollt Ihr dann mich verstehen? Es hat wenig Sinn, über geistige Dinge zu streiten. Versucht, durch die Übungen des Yoga Euer eigenes Innere kennenzulernen. Ihr müßt hart arbeiten, dann werdet Ihr diese Eure Fragen selbst beantworten können.»

Ich mache noch einen letzten Versuch, etwas aus ihm herauszubringen.

«Die Welt braucht mehr Erleuchtung, die auch ich finden möchte. Was muß ich dazu tun?»

«Wenn Ihr die Wahrheit erkennt, werdet Ihr wissen, wie Ihr der Menschheit am besten dienen könnt, und werdet dann auch die Kraft dazu besitzen. Wenn eine Blume Honig enthält, wird die Biene ihn ganz allein finden. Wenn ein Mensch weise ist und stark, braucht er die Menschen nicht zu suchen, denn ungefragt kommen sie zu ihm. Pflügt und hütet Euer Inneres, bis Ihr es ganz ergründet. Einer anderen Unterweisung bedürft Ihr nicht.»

Er läßt uns dann wissen, daß wir den Besuch beenden möchten, damit er sich wieder in sein Inneres versenken kann. Ich bitte ihn um eine letzte Offenbarung. Der Weise blickt über mich hinweg ins Leere. Dann nimmt er den Bleistift, schreibt und schiebt mir den Block hin. Wir lesen folgende Worte:

«Ich freue mich, daß Ihr kamt. Nehmt dies als Einweihung.»

Ich habe den Sinn dieser Worte noch kaum verstanden, als eine seltsame Empfindung von meinem Körper Besitz ergreift. Es rieselt mir den Rücken herunter, mein Hals strafft sich, mein Kopf richtet sich auf, die Kraft meines Willens scheint einen Höhepunkt erreicht zu haben. Ich habe das unwiderstehliche Gefühl, mich selbst

überwinden zu müssen, den Körper ganz meinem Willen zu unterwerfen, damit ich tiefe Erkenntnisse habe. Mir ist, als ob ein unsichtbarer Kraftstrom von dem Weisen auf mich überginge. Ist es möglich, daß er mir auf diese Weise eine leise Ahnung seiner geheimen Kräfte geben will?

Die Augen des Einsiedlers blicken jetzt wieder starr geradeaus und sind ins Leere gerichtet wie zuvor. Sein Körper wird still und steif, er sitzt wieder in der gewohnten Haltung da.

Als wir ins Freie treten, sagt Brama, der ‚Einsiedler vom Flusse Adyar‘, mit seiner ruhigen Stimme:

«Dieser Yogi hat eine sehr hohe Stufe erreicht, wenn gleich noch nicht die höchste. Er besitzt okkulte Kräfte, strebt aber mehr nach der Vervollkommnung seines Geistes und seiner Seele. Seine hervorragende körperliche Verfassung scheint von seinen langjährigen Übungen im Yoga der Körperbeherrschung herzurühren. Ich sehe, daß er sich jetzt übt in der Kunst der Beherrschung des Geistes. Ich kannte ihn übrigens schon.»

«Wann haben Sie ihn gesehen?»

«Ich entdeckte ihn vor einigen Jahren, als er hier in der Nähe auf freiem Felde lebte. Ich sah, daß er ein Yogi war, er machte dieselben Übungen wie ich. Ich will Ihnen auch erzählen, daß er mir damals mitteilte – natürlich schriftlich –, er sei früher Sepoy gewesen, habe nach Beendigung seiner Dienstzeit die Welt satt gehabt und sich in die Einsamkeit begeben. In dieser Zeit traf er den bekannten Fakir Marakayar und wurde sein Schüler.»

Wir gehen schweigend über die Felder zu der staubigen Landstraße. Ich erzähle keinem Menschen etwas von jener unerwarteten und unerklärlichen Empfindung, die mich im Hause des Weisen so plötzlich ergriff. Ich möchte still darüber nachdenken, solange sie mir noch so gegenwärtig ist. Nie sah ich den Weisen wieder. Er will von mir in seiner Einsamkeit nicht gestört werden, und ich muß seinen Wunsch achten.

8. Kapitel

BEIM GEISTLICHEN OBERHAUPT SÜD-INDIENS

Jemand tritt an mich heran, bevor die nach Madras führende Straße hinter uns liegt. Ich wende den Kopf: es ist kein anderer als der Yogi im gelben Gewand. Er schenkt mir ein breites, strahlendes Lächeln, fast reicht sein Mund von einem Ohr zum anderen, seine Augen sind in schmalen Schlitzeln verborgen.

«Wollen Sie mir etwas sagen?» frage ich.

«Ja, Sir!» entgegnet er, ohne zu zaudern. Er spricht ausgezeichnet Englisch. «Darf ich Euch fragen, was Ihr in unserem Lande sucht?»

Ich zögere vor soviel Wißbegierde und beschließe, eine ausweichende Antwort zu geben.

«Ich reise umher.»

«Ihr interessiert Euch für unsere heiligen Männer?»

«Ein wenig, ja.»

«Ich bin ein Yogi, Sir», erklärt er mir.

Er ist der umfangreichste Yogi, den ich bisher gesehen habe.

«Seit wann?»

«Seit drei Jahren, Sir.»

«Das ist Ihnen aber nicht schlecht bekommen, wenn ich so sagen darf.»

Plötzlich nimmt er Haltung an und steht stramm. Das Hackenklappen muß ich mir denken, er geht nämlich barfuß.

«Sieben Jahre lang war ich Soldat Seiner Majestät des Kaisers und Königs!» ruft er. «Ja, Sir, ich habe den mesopotamischen Feldzug mitgemacht. Nach dem Krieg wurde ich wegen meiner Klugheit in die Heeres-Rechnungskammer versetzt.»

Ich muß über dieses Selbstlob lächeln.

«Meine Familienverhältnisse zwangen mich dazu, abzu-

danken. Bald darauf geriet ich in große seelische Bedrängnis und führte von da ab ein frommes Leben. Ich wurde ein Yogi.»

Ich gebe ihm meine Karte.

«Wollen wir einander vorstellen?» frage ich ihn.

«Mein Personennamenname ist Subramanya, mein Kastennamenname Aiyar», antwortet er.

«Also, Mr. Subramanya, ich hoffe, Sie werden mir eine Erklärung geben für das, was Sie mir im Hause des stummen Weisen zuflüsterten.»

«Deshalb habe ich ja die ganze Zeit auf Euch gewartet! Kommt mit Euren Fragen zu meinem Meister, er ist der klügste Mann in Indien, klüger als alle Yogis.»

«So? Haben Sie ganz Indien durchwandert und alle großen Yogis gesehen, daß Sie dies so ohne weiteres behaupten können?»

«Ich bin mehreren Yogis begegnet, denn ich kenne das Land vom Kap Comorin bis zum Himalaja. Ich bin aber keinem seinesgleichen begegnet. Er hat eine große Seele. Ich wünschte, Ihr kämet zu ihm.»

«Warum?»

«Weil er mich zu Euch führte. Seine Kraft hat Euch hierher nach Indien gezogen, Ihr müßtet kommen.»

Diese etwas bombastische Behauptung ist mir zu übertrieben. Ich weiche ein wenig vor dem Mann zurück. Ich habe immer Angst gehabt vor rhetorischen Übertreibungen leicht entflammbarer Menschen, und daß dieser Yogi zu den leicht entflammten gehört, ist außer Zweifel. Stimme, Bewegungen, Auftreten, alles das deutet darauf hin.

«Ich verstehe nicht», lautet meine kühle Antwort.

Schon bricht er wieder in Erklärungen aus.

«Vor acht Monaten lernte ich ihn kennen und durfte fünf Monate bei ihm bleiben. Dann wurde ich fortgeschickt und mußte wieder wandern. Nie werdet Ihr einem größeren Menschen begegnen. Seine seelischen Erkenntnisse sind so groß, daß er Eure Fragen beantworten kann. Ihr braucht nur kurze Zeit bei ihm zu

leben, um von seinen großen Geisteskräften überzeugt zu sein.»

«Wissen Sie sicher, ob ihm mein Besuch gelegen kommt?»

«Ja, Sir. Er führte mich zu Euch.»

«Wo wohnt er?»

«Auf dem Arunachala, dem Berg des Heiligen Feuers.»

«Wo liegt der?»

«In Nord-Arcot, von hier aus südlich. Ich würde gerne Euer Führer sein. Kommt mit mir nach dort. Mein Meister wird Euch von Euren Zweifeln erlösen und alle Fragen beantworten, denn er kennt die Wahrheit.»

«Das klingt vielversprechend», sage ich widerstrebend.

«Leider kann ich augenblicklich nicht zu ihm reisen. Meine Koffer sind gepackt, ich muß die Fahrt in den Nordwesten des Landes antreten; ich habe dort zwei wichtige Verabredungen.»

«Dies aber ist wichtiger.»

«Schade, wir sind einander zu spät begegnet. Ich habe nun alles schon anders eingerichtet und kann es nicht rückgängig machen. Vielleicht komme ich später wieder in den Süden. Jetzt muß ich reisen.»

Der Yogi ist offensichtlich enttäuscht.

«Es entgeht Euch etwas, Sir, und . . .»

Ich befürchte nutzloses Gerede und falle ihm ins Wort:

«Ich muß jetzt gehen. Auf jeden Fall danke ich Ihnen.»

«Ich nehme Eure Absage nicht an!» erklärt er hartnäckig. «Morgen Abend komme ich zu Euch und will Euch fragen, ob es wirklich dabei bleibt.»

Unser Gespräch bricht plötzlich ab. Ich sehe der kräftigen Gestalt im gelben Gewand nach.

Zu Hause angelangt, will es mir plötzlich scheinen, als ob ich einen Fehler begangen hätte. Wenn der Meister nur die Hälfte dessen darstellt, was sein Jünger verheißt, müßte sich die beschwerliche Reise in den äußersten Süden der Halbinsel lohnen. Von den allzu begeisterten Anhängern großer Lehrer will ich anderseits nichts mehr wissen; meist singen sie Lobeshymnen

auf ihre Meister, die sich dann vor dem prüfenden Auge des Europäers als recht unbedeutende Männer entpuppen. Zudem sind meine Nerven nach vielen schlaflosen Nächten und schwülen Tagen weniger gefaßt, als sie sein sollten. Kurzum: die Aussicht, eine so weite Reise könnte ein Reinfall werden, hält mich zurück. Trotzdem werde ich das Gefühl nicht los, daß ein Körnchen Wahrheit in den begeisterten Verheißungen des Yogi liegt.

★

Ich sitze beim ‚Tiffin‘, als der Diener einen Besuch meldet: es ist der indische Dichter Venkataramani, der dem Senat der Universität von Madras angehört und durch Essays und Romane über das dörfliche Leben weit hinaus bekannt ist. Ein hochgewachsener, magerer Mann tritt ein. Auf seinem kleinen Kopf sitzt ein winziges Haarbüschel, sein Kinn ist spitz. Er trägt eine Brille. Er hat die Augen eines Denkers, Idealisten und Dichters. Im Laufe der Unterhaltung entdecken wir viele gemeinsame Interessen. Es drängt mich, ihm den Grund meines Hierseins zu offenbaren, und ich frage ihn freimütig, ob er mir helfen und mir einen Yogi nennen kann, der besondere Fähigkeiten besitzt. Ich gestehe ihm ehrlich, daß mich die mit Schmutz bedeckten Heiligen und Straßengaukler nicht sonderlich anziehen.

Er schlägt die Augen nieder, dann schüttelt er den Kopf.

«Indien ist nicht mehr das geeignete Land für diese Art von Menschen. Der mehr und mehr sich ausbreitende Materialismus unseres Landes, unsere Degeneration und die vom Westen auf uns eindringenden, ungeistigen Strömungen haben die großen Weisen, nach denen Sie suchen, vertrieben. Ich glaube aber, daß einige von ihnen irgendwo in der Stille, in fernab liegenden Urwäldern, leben. Wenn Sie nicht Ihr Leben lang nach ihnen suchen, werden Sie kaum zum Ziele kommen können.»

«Sie haben also wenig Hoffnung für mich?»

«Das ist nicht gesagt. Vielleicht haben Sie Glück.»

«Haben Sie schon einmal etwas gehört von einem

Weisen, der in den Bergen von Nord-Arcot lebt?» frage ich ihn unvermittelt.

Er verneint. Wir unterhalten uns dann wieder über literarische Dinge. Dann spricht Venkataramani mit Begeisterung und Hingabe von der schnell verfallenden uralten indischen Kultur. Schweigend höre ich zu und bemühe mich, seinen Standpunkt zu begreifen. Dann erhebt er sich und geht. Die lange, schlanke Gestalt schreitet die Straße hinunter.

Am anderen Morgen kommt er in aller Frühe ganz unerwartet wieder. Mit größter Geschwindigkeit fährt sein Wagen vor meinem Hause vor. Venkataramani hatte schon befürchtet, mich nicht mehr anzutreffen.

«Ich bekam gestern die Nachricht, daß mein größter Gönner sich einen Tag in Chingleput aufhält!» ruft er atemlos und fährt fort: «Seine Heiligkeit Shri Shankara Acharya von Kumbakonam ist das geistliche Oberhaupt Süd-Indiens, und Millionen sehen in ihm den gottgesandten Lehrer. Er nimmt regen Anteil an meinem Ergehen und hat mich stets zu meinen literarischen Arbeiten ermutigt. Immer wieder hole ich mir bei ihm Rat. Heute kann ich Ihnen auch sagen, was ich mich gestern auszusprechen scheute: wir halten ihn für einen Meister mit den allergrößten Kenntnissen. Ein Yogi ist er nicht. Er hat das höchste geistliche Amt Süd-Indiens inne, er ist ein wirklicher Heiliger, ein großer Philosoph. Er kennt fast alle geistigen Strömungen unserer Zeit und wird Ihnen über die echten Yogis vieles sagen können. Er reist von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt. Wo er erscheint, kommen die heiligen Männer der ganzen Gegend zu seiner Begrüßung. Vielleicht kann er Ihnen einen Rat erteilen. Wollen Sie ihn besuchen?»

«Ich danke Ihnen für die Nachricht. Ja, ich möchte zu ihm fahren. Wie weit ist es bis Chingleput?»

«Nur fünfunddreißig Meilen von hier. Ob Seine Heiligkeit Sie aber empfangen wird, kann ich nicht mit Bestimmtheit sagen. Was in meiner Macht steht, wird geschehen, aber . . .»

«Ich bin Europäer!» vollende ich den Satz. «Ich verstehe.»

«Wollen Sie es auf eine Weigerung ankommen lassen?» fragt er schüchtern.

«Jawohl! Wir wollen aufbrechen!»

Nachdem wir etwas zu uns genommen haben, fahren wir nach Chingleput. Ich überhäufe meinen Gefährten mit Fragen über den Mann, den ich heute noch zu sehen hoffe. Shri Shankara soll keine persönlichen Bedürfnisse haben, sein hohes Amt aber zwingt ihn dazu, bei seinen Reisen ein königliches Gepränge zu entfalten. In seinem Gefolge sind gerittene Elefanten und Kamele, gelehrte Brahmanen (sogenannte ‚Pundits‘) und ihre Schüler, Herolde und Schlachtenbummler. Wo er erscheint, strömen die Menschen zusammen, um sich bei ihm Rat zu holen über seelische und praktische Dinge, und um ihm ihre Sorgen vorzutragen. Die Reichen legen täglich Tausende von Rupien zu seinen Füßen nieder, da er aber das Gelübde der Armut geleistet hat, wird dieses Geld für mildtätige Zwecke verwandt. Er hilft den Armen, betreibt die Instandsetzung verfallener Tempel und sorgt für die Verbesserung der künstlichen Regenwasser-Teiche, die für die wasserarmen Gebiete Süd-Indiens so wichtig sind. Sein eigentliches Amt aber ist ein geistliches. Er sucht dem Volk die altindische Kultur wieder näher zu bringen und bemüht sich, die Menschen über den Alltag zu erheben. Meist predigt er im Tempel des jeweiligen Ortes und gewährt im Anschluß daran den einzeln zu ihm kommenden Leuten eine Unterredung.

Shri Shankara ist der sechsundsechzigste Träger des hohen Titels, der sich in ungebrochener Folge fortgepflanzt hat vom ersten Shankara an; dieser lebte vor über zweitausend Jahren und war einer der größten brahmanischen Weisen. Man könnte ihn als rationalen Mystiker und tiefen Philosophen bezeichnen. Sein Nachfolger, den ich heute sehen werde, setzt sein Werk fort und lehrt das Volk noch dieselben Grundsätze. Es gibt eine merkwürdige Überlieferung: der erste Shankara

versprach seinen Schülern, daß er nach seinem Tode wie ein Schatten um sie sein werde, daß sie in seinem Schutze ständen. (Eine ähnliche Nachfolge gibt es bei den Dalai Lamas in Tibet.) Der jeweilige Amtsträger ernennt während seiner letzten Lebensminuten den der Nachfolge für würdig erachteten Menschen. Der Auserkorene ist meist ein Knabe zarten Alters, der von den besten Lehrern die für sein hohes Amt erforderliche Erziehung erhält. Er wird nicht nur in religiösen und geistigen Dingen unterrichtet, sondern erlernt auch das höchste Yoga und die Meditation. Dieser Lehrzeit folgen Jahre, die dem Dienste am Volke gewidmet sind. Es ist eine beachtenswerte Tatsache, daß während all der Jahrhunderte keiner der Auserwählten andere als höchste Tugenden besaß, alle hatten den edelsten und selbstlosesten Charakter.

Venkataramani schmückt diesen Bericht nun noch aus mit kleinen Erzählungen über die außergewöhnlichen und wunderbaren Gaben, die der sechshundsechzigste Shri Shankara besitzt. Seine Heiligkeit hat zum Beispiel seinen leiblichen Vetter geheilt, der verkrüppelt und jahrelang ans Bett gefesselt war. Shri Shankara besuchte ihn, legte die Hand auf seinen Körper, und nach drei Stunden konnte der Kranke aufstehen; bald darauf war er völlig geheilt. Seine Heiligkeit besitzt außerdem die Gabe, die Gedanken anderer Menschen zu lesen, wenigstens ist Venkataramani davon überzeugt.

☆

Durch eine Palmenallee fahren wir in die Stadt Chingleput, die aus mehreren getünchten, eng aneinander geschmiegtten Häusern und vielen schmalen Gäßchen besteht. Wir steigen aus und gehen zu Fuß zum Mittelpunkt der Stadt, wo sich das Volk versammelt hat. Man führt mich in ein Haus. Hier sitzen Sekretäre und bearbeiten die aus dem Hauptlager bei Kumbakonam nachgesandte, sehr umfangreiche Post Seiner Heiligkeit. Ich warte in einem Vorraum, in dem es keine Stühle

gibt. Einer der Sekretäre ist mit einem Schreiben Venkataramanis zu Shri Shankara hineingegangen. Es vergeht mehr als eine halbe Stunde, bis der Mann mit der Nachricht zurückkommt, daß Seine Heiligkeit die gewünschte Audienz nicht erteilen kann, da er mit einem Europäer keine Berührungspunkte habe. Zudem warten draußen zweihundert Menschen auf eine Unterredung mit ihm, von denen manch einer in der Stadt übernachtet hat, um zeitig an die Reihe zu kommen. Der Sekretär trieft von Ausdrücken des Bedauerns.

Ich füge mich gottergeben, nicht so Venkataramani. Er will als bevorzugter Freund Seiner Heiligkeit meinen Fall vortragen. Die Menge murrst, als er außer der Reihe in das begehrte Haus eindringen will. Nach vielem Hin und Her aber setzt er sich durch und kehrt gleich darauf triumphierend lächelnd zurück.

«Seine Heiligkeit will eine Ausnahme machen und Sie in etwa einer Stunde empfangen.»

Ich entsinne mich der alten Sitte, hochgestellten geistlichen Persönlichkeiten ein aus Früchten, Blumen oder Zuckergebäck bestehendes Geschenk zu Füßen zu legen. Ich suche nach einer Gabe für meinen erhabenen Gastgeber; Orangen und Blumen ist alles, was ich auftreiben kann. Ich nehme soviel ich tragen kann.

Ich stehe wieder in der Menge vor dem Haus, das Seine Heiligkeit vorübergehend beherbergt, und vergesse abermals eine der unerläßlichen Vorschriften. «Ziehen Sie Ihre Schuhe aus», erinnert mich Venkataramani schleunigst. Ich ziehe sie aus und lasse sie auf der Veranda stehen, in der Hoffnung, sie später wiederzufinden.

Wir treten durch eine niedrige Tür in den kahlen Vorraum, an dessen entgegengesetztem Ende ich in einer trübe beleuchteten Nische eine kleine Gestalt erkenne. Ich trete näher, lege meine Gaben nieder und mache eine tiefe Verbeugung. Die zeremonielle Begrüßung macht mir Spaß, ganz abgesehen davon, daß sie sich so gehört und nur eine kleine Aufmerksamkeit bedeutet.

Ich betrachte schweigend den kleinen Mann. Er trägt das ockergelbe Kleid des Mönchs und stützt sich auf einen Pilgerstab. Man hat mir erzählt, er sei etwa vierzig Jahre alt, deshalb wundere ich mich über sein ergrautes Haar. Das Braun und Grau des edlen Kopfes ergeben einen sehr schönen Gesamteindruck, das Gesicht nimmt heute noch einen Ehrenplatz unter den in meinem Gedächtnis aufgereihten Bildnissen ein. Er sieht bescheiden und sanft aus, seine schönen, großen dunklen Augen zeugen von tiefem innerem Frieden. Die kurze, gerade Nase hat eine fast klassische Linie. Er trägt einen kurzen Bart, der seinen ernsten Mund freiläßt. Wir sachlichen Westländer würden seine Augen vielleicht verträumt nennen, ich habe aber die unerklärliche Gewißheit, daß hinter den schwarzen Lidern mehr als Träume wohnen.

«Eure Heiligkeit ist sehr gütig, mich zu empfangen», sage ich zur Einführung.

Er wendet sich zu dem Dichter und sagt etwas in der Landessprache, dessen Sinn ich nur errate.

«Seine Heiligkeit versteht Ihr Englisch sehr gut, fürchtet aber, daß Ihr das seinige nicht verstehen werdet. Er möchte deshalb, daß ich seine Antworten übersetze», sagt Venkataramani.

Mir fällt gerade ein, daß Venkataramani an Shri Shankaras prophetische Gabe glaubt. Es reizt mich deshalb, ihn nach dem Schicksal der Welt zu fragen.

«Wann werden die politischen und wirtschaftlichen Zustände allenthalben besser werden?»

«Eine Wendung zum Guten kann nicht auf einen Schlag einsetzen», entgegnet er. «Dazu braucht es Zeit. Wie kann es besser werden, wenn die Völker jährlich mehr und mehr Geld für Waffen des Todes ausgeben?»

«Es wird doch soviel von Entwaffnung gesprochen!»

«Wenn Ihr Eure Schlachtschiffe verschrottet und Eure Kanonen verrosten laßt, hört der Krieg noch lange nicht auf. Die Menschen werden immer weiter kämpfen, selbst wenn es mit Stöcken geschehen müßte.»

«Wie kann man helfen?»

«Nur Verständnis der Völker füreinander, Verständnis zwischen Arm und Reich schafft gegenseitiges Wohlwollen, Frieden und Wohlergehen.»

«Das scheint in weiter Ferne zu liegen. Unsere nächste Zukunft ist wohl nicht allzu rosig?»

Seine Heiligkeit stützt sich schwerer auf seinen Stab.

«Es bleibt immer noch Gott!» sagt er sanft.

«Wenn es ihn gibt, ist er aber weit fort», erwidere ich mutig.

«Gott empfindet nichts als Liebe für die Menschheit», lautet seine milde Antwort.

«Angesichts all der Not, all des Elends in der Welt, müßte man eigentlich verzweifeln und ihn für gleichgültig halten!» platze ich heraus. Ich kann mich dabei eines gewissen spöttischen Untertons in der Stimme nicht erwehren. Seine Heiligkeit sieht mich befremdet an. Schon bereue ich meine voreiligen Worte.

«Ein geduldiger Mensch sieht tiefer. Gott wird sich menschlicher Werkzeuge bedienen, um zu vorbestimmter Zeit die neue Ordnung zu schaffen. Der Aufruhr unter den Völkern, die moralische Verkommenheit und die Leiden von Millionen werden eines Tages einen von Gott gesandten Menschen auf den Plan bringen. Jedes Jahrhundert hat bisher noch seinen Erretter gefunden. Sein Erscheinen vollzieht sich mit einer fast gesetzmäßigen Folgerichtigkeit. Je größer das durch geistige Stumpfheit und Materialismus verursachte Elend ist, desto größer wird der zur Errettung der Welt Berufene sein.»

«Sie glauben, daß noch zu unserer Zeit jemand berufen wird?»

«In unserem Jahrhundert», verbessert er, «ganz gewiß. Die Welt bedarf seiner so sehr, und die seelische Finsternis ist so groß, daß ein von Gott gesandter Mann kommen muß.»

«Glauben Sie, daß die Menschheit tiefer herabsinkt?» erkundige ich mich.

«Nein, das glaube ich nicht», sagt er nachsichtig. «In jedes Menschen Seele ruht etwas Göttliches, das ihn auch am Ende zu Gott zurückführen wird.»

«In unseren westlichen Großstädten aber gibt es Rohlinge, die wie von Dämonen besessen sind», erwidere ich und denke dabei an den modernen Gangstertyp.

«Tadeln Sie weniger die Menschen als die Verhältnisse, in die sie hineingeboren wurden. Umgebung und Lebensumstände zwingen oft die Menschen, schlechter zu werden als sie ursprünglich sind. Das ist im Westen wie im Osten. Die menschliche Gesellschaft muß eine höhere Stufe erreichen, der Materialismus braucht als Gegengewicht den Idealismus, wenn die Welt gesunden soll. Die Nöte und Schwierigkeiten, unter denen alle Länder heute leiden, sind nur die krampfhaften Zuckungen, die eine endgültige Wandlung herbeiführen werden, denn oft sind Verfall und Zusammenbruch wegweisend für etwas Neues.»

«Würden Sie es begrüßen, wenn die Menschen nach sittlichen Prinzipien handelten?»

«Ja. Das ist nicht unausführbar, und das Ergebnis wäre befriedigend für jeden, seine Spuren wären nicht so bald verwischt. Gäbe es fromme Menschen, die das Licht des Geistes in der Welt suchen, würde sich sein Glanz schneller ausbreiten. Zu Indiens Ehre sei es gesagt, daß es seine frommen Männer unterstützt und achtet, wenn auch heute nicht mehr so wie früher. Würde sich auch die übrige Welt von denen leiten lassen, die den Blick nach innen richten, dann würden Frieden und Wohlstand herrschen.»

Unsere Unterhaltung schreitet langsam fort. Ich merke bald, daß Shri Shankara den Westen nicht verflucht, um den Osten gegen ihn auszuspielen, wie es so viele Leute hierzulande tun. Er hofft, daß ein klügeres Geschlecht das beste aus Asiens und Europas Kulturen übernehmen und daraus eine würdigere und ausgeglichene Weltordnung machen wird.

Ich wechsele das Thema und bitte darum, einige ihn selbst

betreffende Fragen stellen zu dürfen. Er gestattet es ohne weiteres.

«Seit wann hat Eure Heiligkeit das Amt inne?»

«Seit 1907. Ich war damals erst zwölf Jahre alt. Nach meiner Ernennung zog ich mich für vier Jahre in ein Dorf am Ufer des Cauvery zurück, um mich Selbstbetrachtungen und geistigen Übungen hinzugeben. Danach erst begann meine Arbeit in der Öffentlichkeit.»

«Sie weilen selten in Ihrem Lager bei Kumbakonam?»

«Der Grund ist dieser: im Jahre 1918 lud mich der Maharadscha von Nepal ein, in sein Land zu kommen. Ich nahm die Einladung an und befinde mich seitdem auf der Reise in den hohen Norden. Während all der Jahre aber bin ich nur ein paar hundert Meilen vorwärtsgekommen, denn es gehört zur Überlieferung meines Amtes, daß ich in jedem Dorf, in jeder Stadt, an denen mich mein Weg vorbeiführt oder die mich zu bleiben bitten, verweilen muß. Ich muß im Tempel des Ortes predigen und die Einwohner in verschiedenen Dingen unterweisen.»

Ich erzähle ihm von meinen Nachforschungen. Seine Heiligkeit fragt mich nach den Yogis und heiligen Männern, die ich bisher sah.

«Ich möchte einen Menschen finden», fahre ich fort, «der eine hohe Stufe des Yoga erreicht hat und Beweise und Beispiele für die Grundgedanken und Ziele dieser Lehre geben kann. Viele Eurer heiligen Männer aber teilen nur Worte aus, wenn man sie um Beweise bittet. Verlange ich zuviel?»

Still blicken mich seine Augen an. Eine lange Pause entsteht. Seine Heiligkeit spielt nachdenklich mit der Hand an seinem Bart.

«Wenn Sie eine Einführung in das Yoga der höheren Art suchen, verlangen Sie nie zuviel. Ihr ernsthaftes Streben wird Ihnen weiter helfen. Ich fühle, daß Sie innerlich fest entschlossen sind. In Ihnen wird eines Tages ein Licht aufgehen, das Ihnen zum Ziele leuchtet.»

Ich bin nicht sicher, ob ich ihn richtig verstanden habe.

«Bis jetzt war ich mein eigener Führer. Sogar einige Ihrer alten Weisen sagen doch, daß es keinen anderen Gott als den in uns gibt.»

Schnell kommt die Antwort:

«Gott ist allgegenwärtig. Wie kann man ihn auf das eigene Ich beschränken?»

«Was ist nach Ihrer Meinung mein Weg?»

«Setzen Sie Ihre Reise fort. Nach ihrer Beendigung werfen Sie einen Rückblick auf die Yogis und heiligen Männer, denen Sie begegnet sind. Wählen Sie den für sich aus, der am tiefsten auf Sie wirkte, und kehren Sie zu ihm zurück. Er wird Sie in die Anfangsgründe des Yoga einführen.»

Ich betrachte das regelmäßige Profil des Mannes und bewundere die einzigartige Abgeklärtheit dieses Gesichtes.

«Wenn aber keiner von ihnen bei mir eine tiefe Wirkung hinterläßt? Was dann?»

«Dann müßten Sie versuchen, allein weiterzukommen, bis Gott selbst Ihre Führung übernimmt. Üben Sie sich regelmäßig in Ihren Betrachtungen, denken Sie mit Liebe im Herzen über die höchsten Dinge nach und vergessen Sie nicht das Heil Ihrer Seele. Am besten machen Sie diese Meditationen in der Zeit nach dem Aufwachen, gut ist auch das Zwielflicht, denn dann ist die Welt stiller und wird Sie in Ihren tiefen Gedanken weniger stören als sonst.»

Er sieht mich mit gütigen Augen an. Fast beneide ich ihn um den stillen Frieden, der auf dem bärtigen Gesicht liegt. Es drängt mich, ihn zu fragen:

«Darf ich bei Ihnen Hilfe suchen, wenn ich nicht weiter kann?»

Sanft schüttelt er den Kopf.

«Ich bin das Haupt einer öffentlichen Einrichtung, meine Zeit gehört nicht mehr mir, sondern fast restlos meiner Arbeit. Jahrelang habe ich nur drei Stunden nachts geschlafen. Wie könnte ich da noch Schüler aufnehmen? Sie brauchen einen Meister, der seinen Schülern seine ganze Zeit opfert.»

«Man sagt mir aber, daß wirkliche Meister sehr selten seien, und ein Europäer könnte sie kaum finden.»

Er nickt zustimmend, fügt aber hinzu:

«Die Wahrheit lebt. Man kann sie finden.»

«Können Sie mir einen Meister nennen, der mir Beweise für das Vorhandensein eines höheren Yoga geben kann?»

Erst nach langer Pause antwortet Seine Heiligkeit:

«Ich weiß nur von zwei Meistern in Indien, die Ihnen geben könnten, was Sie suchen. Der eine lebt in Benares, verborgen in einem großen Hause, das ganz verschwiegen auf einem Grundstück liegt. Wenigen nur ist der Zutritt gestattet, noch kein Europäer hat ihn in seiner Einsamkeit besucht. Ich könnte Sie zu ihm schicken, fürchte aber, daß er keinen Europäer zulassen wird.»

«Und der andere?» Ich bin aufs äußerste gespannt.

«Er lebt im Inneren, weiter südlich. Ich suchte ihn einst auf und sah, daß er ein großer Meister ist. Ich empfehle Ihnen, zu ihm zu gehen.»

«Wo ist er?»

«Man nennt ihn den Maharischi*. Er wohnt auf dem Arunachala, dem Berge des Heiligen Feuers, in Nord-Arcot. Soll ich Ihnen alles genauer beschreiben, damit Sie ihn finden können?»

Das Bild des Mönches im gelben Kleid taucht vor mir auf; er bemühte sich vergeblich, mich zu seinem Meister zu führen. Ich höre ihn förmlich den Namen des Berges flüstern.

«Ich danke Eurer Heiligkeit. Ich hätte einen Führer, der von dort kommt.»

«Sie wollen also hingehen?»

«Alles ist vorbereitet für meine Abreise aus dem Süden», murmele ich schwankend.

«Ich bitte Sie, versprechen Sie mir, Süd-Indien nicht zu verlassen, ohne den Maharischi gesehen zu haben.»

In seinen Augen steht der ehrliche Wunsch geschrieben,

* Das Wort stammt aus dem Sanskrit. Maha heißt groß, rischi bedeutet Weiser oder Seher, Maharischi also großer Weiser.

mir zu helfen. Ich verspreche es ihm. Ein freundliches Lächeln erhellt seine Züge.

«Fürchten Sie nichts. Sie werden finden, was Sie suchen.»

Jetzt hört man draußen die Menge unwillig murren.

«Ich habe Ihre Zeit schon zu lange in Anspruch genommen», entschuldige ich mich. «Das tut mir leid.»

Shri Shankaras ernster Mund lächelt. Er folgt mir in den Vorraum und flüstert meinem Gefährten etwas ins Ohr, ich höre meinen Namen heraus. An der Türe wende ich mich noch einmal und verbeuge mich. Seine Heiligkeit ruft mich zurück, um mir ein letztes Wort zu sagen:

«Sie werden sich meiner stets erinnern, und ich werde mich Ihrer stets erinnern.»

Ich werde diesen schönen, sanften Menschen nie vergessen.

Bis zum Abend wandere ich durch Chingleput und besichtige die prächtigen alten Kultstätten. Vor der Heimkehr sehe ich Seine Heiligkeit noch einmal. Ich finde ihn im größten Tempel der Stadt. Der bescheidene, schlanke Mann im gelben Gewand spricht zu einer großen Versammlung von Männern, Frauen und Kindern. Es herrscht tiefste Stille. Ich verstehe seine Sprache nicht, sehe aber, daß er die Gemeinde in seinem Bann hält, den klugen Brahmanen ebenso wie den ungebildeten Landmann. Ich weiß es zwar nicht genau, möchte aber glauben, daß er die tiefsten Dinge schlicht und einfach vorzutragen versteht.

Wir verlassen Chingleput. Über uns wölbt sich ein indigofarbener Himmel, der mit leuchtenden Sternen besät ist. Mein Gefährte bricht das Schweigen.

«Sie sind glücklich!»

«Warum?»

«Weil Sie der erste Europäer sind, dem Seine Heiligkeit eine Unterredung gewährte.»

«Und . . .»

«Dadurch haben Sie sich seinen Segen zugezogen.»

*

Es ist fast Mitternacht, als ich zu Hause ankomme. Ich werfe noch einen Blick an den Himmel, an dem Myriaden von Sternen leuchten wie nirgendwo in Europa. Ich springe die Stufen zur Veranda hinauf und knipse meine Taschenlampe an. Im Dunkeln kauert eine Gestalt. Sie erhebt sich und begrüßt mich.

«Subramanya!» rufe ich überrascht. »Was tun Sie hier?»

Der Yogi im gelben Kleid schenkt mir wieder ein breites Lachen.

«Versprach ich nicht, zu Euch zu kommen?» fragt er vorwurfsvoll.

Im großen Zimmer angelangt, schleudere ich ihm sofort einige Fragen ins Gesicht:

«Wird Ihr Meister ‚der Maharischi‘ genannt?»

Jetzt ist die Reihe an ihm, zu staunen.

«Woher wißt Ihr das? Wer kann Euch das gesagt haben?»

«Das tut nichts zur Sache. Wir wollen zu ihm fahren. Ich habe meinen Plan geändert.»

«Das sind gute Nachrichten, Sir!»

«Ich werde nicht lange dort bleiben, vielleicht nur ein paar Tage.»

Während der nächsten halben Stunde richte ich noch ein paar Fragen an ihn und gehe dann todmüde zu Bett. Subramanya begnügt sich mit einer Palmfasermatte und wickelt sich ein in eine dünne Baumwolldecke, die Matratze, Leintuch und Decke zugleich ist. Die ihm von mir angebotene bequemere Schlafstätte lehnt er ab.

Plötzlich wache ich auf. Es ist ganz finster im Zimmer. Meine Nerven sind ungewöhnlich angespannt, die Luft scheint wie mit Elektrizität geladen. Ich greife nach meiner Uhr unter dem Kopfkissen und erkenne an dem leuchtenden Zifferblatt, daß es erst ein Viertel vor drei Uhr ist. Jetzt bemerke ich am Fußende des Bettes einen hellen Schein. Ich richte mich auf und starre den hellen Fleck an. Vor meinen erstaunten Augen erscheint jetzt klar und deutlich das Gesicht und dann die Gestalt Sei-

ner Heiligkeit, Shri Shankaras. Er ist kein Geist, sondern ein Mensch aus Fleisch und Blut. Ein strahlendes Leuchten umgibt ihn, scharf hebt sich die Gestalt vom dunklen Hintergrund ab.

Habe ich mich denn nicht in Chingleput von ihm verabschiedet? Ich presse die Augenlider zusammen, sehe ihn aber auch dann noch ganz deutlich. Das Gefühl seiner Nähe ist wohltuend. Ich öffne die Augen: immer noch steht der freundliche Mann im weiten, gelben Kleid vor mir.

Das Antlitz nimmt einen anderen Ausdruck an, die lächelnden Lippen scheinen zu sprechen.

«Sei demütig, dann findest du, was du suchst.»

Wie kommt es nur, daß mir ist, als ob ein lebendiges menschliches Wesen zu mir spräche? Warum halte ich die Erscheinung nicht für einen Geist? Plötzlich verschwindet das Gesicht ebenso geheimnisvoll, wie es kam. Ich fühle mich froh und glücklich und fürchte mich nicht vor dem Übernatürlichen. War es nur ein Traum?

In dieser Nacht finde ich keinen Schlaf mehr. Ich liege wach und denke nach über das Erlebnis dieses Tages, über die unvergeßliche Begegnung mit Shri Shankara, dem Priester Gottes für das einfache Volk Süd-Indiens.

9. Kapitel

DER BERG DES HEILIGEN FEUERS

In Madras besteigen Subramanya und ich den Zug, der an die Ceylondampfer Anschluß hat. Stundenlang fahren wir durch ständig wechselnde Landschaften. Wir kommen an grünen Reisfeldern, kahlen, rötlichen Hügeln und schattigen Kokospalmen-Hainen vorüber. Hie und da sieht man einen Bauer in seinem Reisfeld arbeiten.

Vierzig Meilen von Pondicherry, dem letzten bescheidenen Besitz Frankreichs in Indien, steigen wir aus und gehen von der Hauptstrecke hinüber auf eine kleine, wenig befahrene Nebenstrecke, auf der wir ins Innere fahren wollen. Etwa zwei Stunden lang sitze ich in einem öden, trübe beleuchteten Wartesaal. Der heilige Mann geht draußen auf dem Bahnsteig auf und ab, seine hohe Gestalt sieht im fahlen Sternenlicht fast geisterhaft aus. Endlich steigen wir in den kleinen Zug, der nicht regelmäßig auf der Strecke verkehrt und nur wenige Fahrgäste hat. Ich falle in einen unruhigen, von Träumen durchbrochenen Schlaf, aus dem mich mein Gefährte nach einigen Stunden weckt. An einer entlegenen kleinen Haltestelle steigen wir aus. Klappernd und fauchend fährt der Zug durch das nächtliche Schweigen davon. Es ist noch Nacht, und wieder sitzen wir in einem kahlen, kleinen Warteraum; die Petroleumlampe haben wir selbst angezündet.

Wir warten geduldig. Draußen kämpft das Licht mit dem Dunkel. Ganz allmählich kriecht das bleiche Morgenlicht durch das kleine verriegelte Fensterchen des Warteraums. Ich versuche, von unserer nächsten Umgebung etwas zu erkennen. Aus dem morgendlichen Dunst steigen verschwommen die Umriss eines Berges auf, der wenige Meilen entfernt liegt. Weit ausladend, breit und mächtig steht er einsam da, der Gipfel liegt hinter dichten Morgennebeln verborgen. Mein Reisegefährte geht ins Freie und findet einen kleinen Ochsenkarren mit einem laut schnarchenden Mann, den er durch Zurufe weckt. Der Mann sieht, daß es hier etwas zu verdienen gibt, und als wir ihm erst unser Ziel nennen, scheint er begeistert, er will uns gerne fahren. Mißtrauisch betrachte ich mir das schmale Gefährt, das eigentlich nichts weiter ist als ein Schutzdach aus Bambusgeflecht auf zwei Rädern. Der Yogi bringt es fertig, sich mit dem denkbar kleinsten Raum zu begnügen, ich setze mich mit baumelnden Beinen unter das niedrige Schutzdach, und der Ochsentreiber hockt sich mit hochgezogenen Knien auf die Deich-

sel zwischen die beiden Ochsen. Wir sind also alle verstaubt, und es kann losgehen. Man kann nicht gerade behaupten, daß wir schnell vom Fleck kommen, obwohl die kräftigen kleinen Zugochsen ihr Bestes hergeben. Im Innern Indiens dienen diese hübschen Tiere als Zugtiere und sind dafür sehr geeignet, da sie die Hitze besser vertragen und auch genügsamer sind als Pferde. In den stillen Dörfern und kleinen Städtchen des Inneren haben sich im Laufe der Jahrhunderte die Sitten und Gebräuche wenig geändert; heute, nach 2000 Jahren, bedient sich der Reisende noch immer des Ochsenkarrens, genau wie im Jahre 100 v. Chr.

Das Gesicht des Ochsentreibers ist bronzefarben. Er hat seine Tiere schmuck hergerichtet: an den langen, schön geschwungenen Hörnern hängt goldener Schmuck, an den schlanken Beinen sind kleine Glöckchen befestigt, die bei jedem Schritt läuten. Der Mann hält sie an einer durch die Nase der Tiere gezogenen Leine. Munter schreiten sie auf der mit dickem Staub bedeckten Landstraße dahin. Ich blicke in das Morgenrot, das in den tropischen Ländern so schnell heraufzieht.

Ein Bauer mit arbeitsmüdem Gesicht geht vorbei, sicherlich begibt er sich zu seines Tages langer Arbeit in die Felder. Wir überholen ein Mädchen, das einen Messingkrug auf dem Kopf trägt. Ein großes, zinnoberrotes Tuch ist eng um ihren Leib geschlungen, die Schultern sind frei. In einem Nasenflügel glänzt ein blutroter Rubin, die helle Morgensonne spiegelt sich in den goldenen Armreifen. Die dunkle Haut des Mädchens verrät, daß sie dravidischer Abstammung ist wie fast alle Menschen in dieser Gegend, mit Ausnahme der Brahmanen und Mohammedaner. Die dravidischen Mädchen sind meist von Natur fröhlich und zufrieden. Ich finde sie gesprächiger als ihre braunen Landsmänninnen, auch klingen ihre Stimmen melodischer. Das Mädchen starrt uns mit unverhohlenem Erstaunen an. Europäer scheinen selten in diese Gegend zu kommen.

Endlich erreichen wir das Städtchen. Die stattlichen Häu-

ser scharen sich um einen riesengroßen Tempel, der nach meiner Schätzung eine Viertelmeile lang sein muß. Ich kann die Wucht der Baumassen erst ermessen, als wir an einem der breiten Portale angelangt sind. Wir halten einen Augenblick, und ich werfe einen Blick in das Innere, um einen Überblick zu gewinnen. Der Tempel ist ebenso eigenartig wie groß, noch nie habe ich etwas Ähnliches gesehen. Vier riesige Mauern umschließen einen Hof, in dessen Mitte das gewaltige Labyrinth des eigentlichen Tempelinnern liegt. Die vier umschließenden Mauern sind von jahrhundertelanger Sonnenbestrahlung ausgedörrt und verwittert. Jede dieser vier Wandflächen ist durchbrochen von einem Portal, über dem sich ein eigenartiger, pagodenähnlicher Turm, eine dicht mit Reliefs bedeckte Pyramide, aufbaut. Außer diesen vier Eingangstürmen zähle ich noch fünf weitere Türme, die aus dem inneren Gebäudekomplex aufragen. Ihr Umriss hat eine auffallende Ähnlichkeit mit den ägyptischen Pyramiden.

Das Ganze umfaßt langgestreckte, überdachte Klosterbauten, zahllose Reihen glatter Steinpfeiler, in der Mitte einen großen, ummauerten Innenraum, trüb beleuchtete Altarnischen, düstere Gänge und vielerlei kleinere Bauten und Anbauten. Ich nehme mir jetzt schon vor, den Tempel bald eingehend zu besichtigen.

Die Ochsen setzen sich wieder in Bewegung. Bald haben wir die Häuser hinter uns gelassen. Roter Staub liegt auf der Straße, zu deren beiden Seiten sich niedriges Gebüsch dahinzieht, das hie und da von einer Baumgruppe unterbrochen wird. Manchmal kommen wir an hübschen, kleinen Altären vorüber, die sich stilistisch stark voneinander unterscheiden. Manche sind mit Zierrat überladen und, wie fast alle indischen Bauten, von kunstvoll ausgeführten Steinmetzarbeiten überwuchert. Die größeren ruhen auf glatten Steinsäulen, die ich bisher nur in Süd-Indien sah. Die klassisch schlichte Haltung einiger dieser Altäre gemahnt andererseits ein wenig an die griechische Kunst.

Wir sind etwa fünf oder sechs Meilen weit gefahren und befinden uns am Fuß des Berges, dessen verschwommenen Umriss ich vom Bahnhof aus gesehen hatte. Wie ein rotbrauner, einsamer Riese liegt er hingestreckt in der strahlenden Morgenhelle, ein Gebild aus roter Erde und braunem Fels, streckenweise kahl und öde und ohne Baum und Strauch. Gewaltige, abgesprengte Felsbrocken liegen allenthalben wüst umher.

«Arunachala! Der heilige rote Berg!», ruft mein Gefährte, der Richtung meines Blickes folgend. Sein Gesicht trägt einen verzückten Ausdruck, er sieht aus wie ein Heiliger des Mittelalters.

«Bedeutet der Name etwas?» frage ich.

«Ich sagte eben, was er bedeutet», erwidert er lächelnd.

«Der Name besteht aus zwei Worten: ‚aruna‘ und ‚achala‘, das heißt ‚roter Berg‘. Das ist auch der Name der Tempelgottheit. Genau übersetzt müßte es heißen: ‚Heiliger roter Berg‘.»

«Und das heilige Feuer?»

«Einmal im Jahr feiern die Priester des Tempels ein großes Fest. Dann wird auf dem Gipfel des Berges ein Feuer angezündet, das mit großen Mengen von Butter und Kampfer gespeist wird. Es brennt tagelang und ist meilenweit sichtbar. Wer es sieht, wirft sich anbetend nieder. Das Feuer versinnbildlicht die Tatsache, daß dieser Berg geweihte Erde ist, über der eine Gottheit schwebt.»

Steil richtet sich der heilige Berg vor unseren Blicken auf. Ein unklares, unheimliches Gefühl ergreift mich bei seinem Anblick, ich glaube, es ist Furcht; vielleicht haben die Worte des heiligen Mannes mich so beeindruckt.

Leise flüstert mein Gefährte:

«Dieser Berg gilt nicht nur als heiliges Stück Erde. Es gibt hierzulande außerdem eine Sage, nach der die Götter ihn hierher setzten, als Mittelpunkt der geistigen Welt.»

Ich muß über dies kindliche Märchen lächeln.

Endlich nähern wir uns der Einsiedelei des Maharischi. Wir biegen von der Landstraße ab und fahren auf holprigem Pfad durch ein dichtes, aus Kokospalmen und

Mangobäumen gebildetes Wäldchen. Plötzlich halten wir vor einem verschlossenen Tor. Der Ochsentreiber springt vom Karren, stößt die Torflügel auf und fährt uns in einen großen, ungepflasterten Hof. Ich recke meine steifen Glieder, steige vom Wagen und blicke mich um.

Der Wohnsitz des Maharischi liegt hinter einer Reihe eng stehender Bäume in einem dicht belaubten Garten. Rückfront und eine Seite sind von Gebüsch und Kaktushecken umfriedet, nach Westen zu geht das Gelände in das niedere Buschwerk des Dschungels über, in der Ferne sieht man einen dichten Wald. Das Haus liegt sehr malerisch auf einem Ausläufer des Berges und ist in seiner Weltabgeschiedenheit der geeignete Ort für innere Betrachtungen.

Die linke Hofseite säumen zwei kleine, strohgedeckte Häuser, im Anschluß daran erstreckt sich ein langer Bau in neuzeitlicher Bauart mit tief herabhängendem rotem Ziegeldach. Einem Teil der Vorderseite ist eine kleine Veranda vorgelagert. In der Hofmitte steht ein großer Ziehbrunnen. Ein Knabe mit fast schwarzer Haut und bis zu den Hüften nackt, windet an einer quietschenden Handwinde einen gefüllten Eimer hoch.

Das Geräusch unserer Ankunft lockt ein paar Menschen in den Hof. Alle sind verschieden gekleidet. Einer trägt nur ein zeretztes Lendentuch, ein anderer dagegen ein prächtiges weißes Seidengewand. Sie sehen uns fragend an. Mein Gefährte lacht sein mitreißendes Lachen und scheint sich an ihrem Erstaunen zu weiden. Er tritt zu ihnen und spricht ein paar Worte auf Tamilisch. Der Ausdruck ihrer Gesichter ändert sich sofort, alle lachen und strahlen mich an. Ihre Gesichter und ihr Wesen gefallen mir.

«Wir gehen in die Halle des Maharischi», sagt der heilige Mann im gelben Kleid und heißt mich, ihm zu folgen. Vor der ungedeckten Veranda mit steinernem Fliesenbelag bleibe ich stehen und ziehe die Schuhe aus. Ich nehme das mitgebrachte Obst in die Hand und trete durch eine offene Tür.

Zwanzig Gesichter wenden sich uns mit einem Male zu. Die Menschen hocken, zu mehreren Halbkreisen angeordnet, auf dem mit roten Kacheln ausgelegten Boden, in angemessener Entfernung von der äußersten rechten Ecke des Raumes. Offenbar waren vor unserem Eintritt aller Augen in diese Ecke gerichtet. Ich werfe einen Blick dorthin und sehe auf einem langen, weißen Ruhebett einen Menschen sitzen. Dies muß der Maharishi sein. Mein Gefährte nähert sich dem Lager, wirft sich flach auf die Erde und bedeckt beide Augen mit den Händen. Durch ein breites, hohes Fenster dringt Licht in den Raum und beleuchtet den Maharishi. Ich kann sein Profil jetzt genau sehen. Er sitzt und starrt regungslos durch das Fenster in die Richtung, aus der wir heute morgen kamen. Sein Kopf bewegt sich nicht. Leise gehe ich zum Fenster, um einen Blick von ihm zu erhalten, lege meine Gaben vor ihm nieder und trete einige Schritte zurück. Eine kleine Messingpfanne, gefüllt mit Holzkohle, steht vor seinem Ruhebett; ein starker Duft herrscht in dem Raum, man hat also offenbar ein wohlriechendes Pulver in die Asche gestreut. Daneben steht ein mit Räucherkerzen gefülltes Räuchergefäß, aus dem bläuliche Rauchfäden aufsteigen, die einen anderen sehr starken Wohlgeruch verbreiten.

Ich lege eine dünne Baumwolldecke auf den Boden und lasse mich darauf nieder. Erwartungsvoll blicke ich die stumme, unbewegliche Gestalt des Mannes an. Der Maharishi ist fast nackt, er trägt nur den hier üblichen dünnen, schmalen Lendenschurz. Seine Haut ist vom hellsten Kupferbraun und wirkt fast weiß gegen die Haut der meisten Südinder. Ich glaube, er ist ein großer Mensch, er muß anfangs der Fünfzig sein. Sein Kopf ist edel geformt und mit kurz geschnittenen, grauen Haaren bedeckt. Die hohe, breite Stirn läßt auf große Klugheit schließen. Die Gesichtszüge sind mehr europäisch als indisch zu nennen. Das ist mein erster Eindruck.

Das Ruhebett ist mit weißen Kissen bedeckt. Die Füße des Maharishi ruhen auf einem schön gezeichneten Ti-



Der Fakir Badreemath Sathu



Sarada Devi, die «Heilige Mutter»



Der Patriarch Mahasaya



Yogi Ramiah

gerfell. Es ist so still in der langen Halle, daß man eine Nadel fallen hören könnte. Der Weise sitzt starr und reglos, unsere Ankunft stört ihn nicht. Ein dunkelhäutiger Schüler sitzt am Fußende des Lagers; er durchbricht die Stille, indem er an einer Schnur zieht, durch die ein aus Bambusstroh geflochtener Fächer in Bewegung gesetzt wird. Der Fächer ist an einem Holzbalken an der Decke befestigt und hängt unmittelbar über dem Weisen. Ich lausche dem leisen Surren und sehe währenddes der sitzenden Gestalt fest in die Augen. Hoffentlich bemerkt er mich. Die Augen sind dunkelbraun, mittelgroß und weit geöffnet. Wenn er mich überhaupt wahrgenommen hat, so verrät er dies mit keiner Miene. Sein Körper ist unnatürlich ruhig, wie eine Statue. Seine Augen sehen in die Ferne. An was muß ich denken? Wo habe ich Ähnliches schon gesehen? Ich lasse alle bekannten Gesichter an meinem inneren Auge vorüberziehen: das Antlitz des ‚Weisen, der nie spricht‘, des Einsiedlers im kleinen Hause bei Madras, taucht vor mir auf. Auch sein regloser Körper war wie in Stein gemeißelt und ähnelte sehr der ruhigen Gestalt vor mir.

Langsam, unendlich langsam, schleppen sich die Minuten dahin. Niemand in der Halle scheint sich im geringsten zu bewegen, keiner wagt zu sprechen. Auch ich bin schließlich so weit, daß ich nichts anderes als den stummen Mann auf dem Ruhebett bemerke. Das von mir mitgebrachte Obst liegt unbeachtet auf einem geschnitzten Tischchen.

Mein Gefährte hat mich nicht darauf vorbereitet, daß sein Meister mir denselben Empfang bereiten wird wie der ‚Weise, der nie spricht‘. Etwas an diesem Menschen hier zieht mich magnetisch an. Ich kann den Blick nicht von ihm wenden. Meine anfängliche Verwirrung darüber, daß ich überhaupt nicht bemerkt werde, weicht langsam, mehr und mehr gerate ich in den Bann dieser Erscheinung. Erst als die zweite Stunde anbricht, merke ich, daß sich heimlich, aber unwiderstehlich, eine Wandlung in mir vollzieht. Alle Fragen, die ich mir während der

Fahrt bis ins kleinste überlegt hatte, werden jetzt hin-fällig. Es ist belanglos, ob ich sie ausspreche oder nicht, belanglos, ob ich die Probleme, die mich bis heute be-schäftigt haben, löse oder nicht. Tiefe Stille und ein un-endlich Friede erfüllen mich, mein gequälter Geist fin-det endlich ein wenig Ruhe. Wie unwichtig ist alles, was mich so in Atem hielt, wie nichtig sind die verlorenen Jahre! Mit plötzlicher Klarheit erkenne ich, daß es der Verstand selbst ist, der sich die Probleme schafft und sich dann abmüht, sie zu lösen. Diese Erkenntnis ist wahr-lich neu für einen Menschen, der im Verstand das höch-ste Gut erblickte.

Ich gebe mich ganz dem immer stärker werdenden Ge-fühl der Ruhe hin. Zwei Stunden sind verstrichen.

Plötzlich entsteht Bewegung im Raum, jemand nähert sich mir und flüstert:

«Wolltet Ihr nicht Fragen an den Maharischi richten?»

Vielleicht hat mein Reisebegleiter die Geduld verloren, vielleicht glaubt er auch, daß dem unruhigen Europäer nun endlich der Geduldsfaden gerissen sein müsse. „Ach, mein Freund! Gewiß kam ich hierher, um deinen Herrn zu befragen, ich schloß aber schon Frieden mit der Welt und mit mir. Warum soll ich also meinen Geist jetzt mit Fragen anstrengen?“

Der Bann ist gebrochen. Der Störenfried hat das Zeichen gegeben. Gestalten erheben sich vom Boden, gehen in der Halle umher, ich höre Stimmen an mein Ohr schallen, – und jetzt zuckt es auch in den dunkelbraunen Augen des Meisters. Der Kopf macht eine Wendung und senkt sich ganz langsam. Nach einigen Minuten bin ich in seinem Gesichtsfeld, und zum erstenmal ruht der geheimnisvolle Blick des Maharischi auf mir. Er ist aus seiner langen Trance erwacht. Der Störenfried scheint zu glauben, ich hätte seine Frage nicht verstanden, deshalb wiederholt er sie laut. Ich lese aber in den glänzenden Augen, die mich unverwandt und milde anblicken, eine andere, un-ausgesprochene Frage: «Ist es möglich, ist es wahr, daß du dich noch mit Zweifeln quälst, nachdem du den See-

lenfrieden genossen hast, der deiner, der aller Menschen harrt?»

Ich wende mich zu meinem Gefährten und sage:

«Nein! Ich wüßte jetzt nichts zu fragen, vielleicht ein an-deres Mal.»

Mir ist, als müsse ich meinen Besuch hier irgendwie be-gründen, nicht etwa dem Maharischi, sondern der kleinen Versammlung gegenüber, die sich so angeregt unterhält. Ich weiß aus den Schilderungen meines Weggenossen, daß nur ein kleiner Teil der Leute hier als ständige Schü-ler wohnt. Die übrigen sind Besucher aus der Umgebung. Mein Gefährte steht jetzt auf und erklärt den Anwesen-den die Ursache meines Hierseins. Er spricht eifrig und macht heftige Gebärden. Ich fürchte, daß er alles reichlich ausschmückt, denn seine Erzählung wird des öfteren durch Ausrufe des Erstaunens unterbrochen.

★

Das Mittagmahl ist beendet. Die erbarmungslos sengen-de Sonne schafft eine Nachmittagstemperatur, wie ich sie noch nie erlebte. Wir sind allerdings nicht sehr weit vom Äquator entfernt. Ausnahmsweise aber freue ich mich darüber, daß Indiens Klima alle Tatkraft lähmt, denn fast alle Besucher haben sich zur Mittagsruhe in das schattige Palmenwäldchen zurückgezogen, ich kann mich also dem Maharischi nähern, ohne unnötiges Auf-sehen zu erregen.

Ich betrete die große Halle und setze mich in die Nähe des Meisters auf den Boden. Er liegt halb zurückgelehnt auf einem weißen Kissen. Ein junger Gehilfe zieht gleich-mäßig an der Schnur; das leise, surrende Geräusch der Fächermaschine klingt angenehm.

Der Weise hält ein Buch in der Hand, in das er unend-lich langsam hineinschreibt. Einige Minuten nach mei-nem Eintritt legt er das Buch nieder und ruft einen Schü-ler. Sie sprechen miteinander in tamilischer Sprache. Dann sagt mir der junge Mann, seinem Meister täte es sehr leid, daß ich nicht an ihrem Mahl teilnehmen könne,

aber man führe hier ein sehr einfaches Leben, hätte bisher noch nie einen Europäer beköstigt und wisse daher nicht, was für diesen geeignet sei. Ich danke dem Maharishi und sage, daß ich ungewürzte Speisen sehr gerne äße, daß ich mir aber die übrigen Lebensmittel in der Stadt besorgen lassen wolle. Das Essen aber sei mir weit weniger wichtig als das, was mich hierher geführt habe. Der Weise hört aufmerksam zu, mit undurchdringlichem Gesicht.

«Meister, ich habe unsere westlichen Philosophien und Wissenschaften studiert und habe in unseren überfüllten Städten gelebt und gearbeitet, habe deren Zerstreungen genossen und mich von ihrem Ehrgeiz mitreißen lassen. Ich ging aber auch in die Einsamkeit, um meinen Gedanken nachzuhängen. Ich habe die Weisen des Westens ausgefragt und mußte mich nach Osten wenden, denn ich suche mehr Licht.»

Der Maharishi nickt, als wollte er sagen: «Ich verstehe.» «Ich hörte viele Meinungen und Theorien; in mir türmen sich verstandesmäßige Beweise für diesen oder jenen Glauben. Aber ich bin müde und zweifle an allem, was nicht durch eigenes Erleben zu beweisen ist. Vergebt mir, daß ich dieses ausspreche, aber ich bin nicht gläubig: gibt es übersinnliche Dinge, und wie kann ich sie wahrnehmen?»

Die wenigen um uns versammelten Anhänger des Weisen machen erstaunte Augen. Vielleicht habe ich durch meine offenen und furchtlosen Worte gegen strenge Vorschriften verstoßen. Ich weiß es nicht. Wenn der Maharishi aber der rechte Mann ist, wird er mich verstehen und meinen Verstoß gegen die Sitte verzeihen. Er antwortet nicht, scheint aber über etwas nachzusinnen. Meine Zunge ist nun gelöst, zum dritten Male spreche ich.

«Unsere westlichen Weisen und Wissenschaftler sind berühmt für ihre Klugheit. Sie geben aber zu, daß sie wenig über die hinter dem Leben verborgene Wahrheit zu sagen wissen. Es heißt, in Eurem Lande gäbe es Men-

schen, die uns geben können, was unsere westlichen Weisen nicht finden. Ist das wahr? Könnt Ihr mir helfen?» Nun will ich erst die Antwort des Maharishi abwarten. Immer noch blickt er mich gedankenvoll an, vielleicht denkt er über meine Frage nach. Zehn Minuten sind vergangen. Endlich öffnet er die Lippen und sagt leise: «Ihr sagt immer ‚ich‘, ‚ich will wissen‘. Wer ist dieses ‚Ich‘?»

Was mag er damit meinen? Er hat sich diesmal des Dolmetschers nicht bedient und englisch gesprochen. Meine Gedanken verwirren sich.

«Ich fürchte, die Frage nicht verstanden zu haben.»

«Ist sie nicht klar genug? Denkt noch einmal über sie nach!»

Ich grübele wieder an seinen Worten herum. Plötzlich finde ich einen Ausweg: ich zeige auf mich und sage meinen Namen.

«Und Ihr kennt ihn?»

«Seit ich lebe!» – Ich lächele ihn an.

«Das ist aber nur Euer Leib. Ich frage deshalb wieder: wer seid Ihr?»

Ich weiß keine Antwort auf diese rätselhafte Frage. Der Maharishi fährt fort: «Lernet erst das ‚Ich‘ kennen, dann werdet Ihr auch die Wahrheit erkennen.»

Meine Gedanken verschwimmen wieder, ich bin sehr verwirrt und sage ihm dies. Der Maharishi aber scheint an der Grenze seiner englischen Sprachkenntnisse angelangt zu sein und wendet sich wieder an den Dolmetscher, der langsam die Antwort übersetzt. Sie lautet:

«Es gibt nur eines, betrachtet Euer Selbst und tut dies auf die rechte Art. Dann werden alle Eure Fragen beantwortet.» Eine seltsame Antwort. Ich frage weiter:

«Was muß ich tun? Welcher Weg ist für mich der richtige?»

«Ihr findet das Licht durch tiefes Sinnen über Euer Selbst und durch häufige Meditationen.»

«Ich habe schon oft durch Nachdenken die Wahrheit zu ergründen gesucht, bin aber nicht weitergekommen.»

«Wie könnt Ihr wissen, daß Ihr nicht weitergekommen seid? Im Geistigen sind Fortschritte nur sehr schwer zu messen.»

«Brauche ich die Hilfe eines Meisters?»

«Vielleicht ja.»

«Kann ein Meister einem Menschen helfen, seine Blicke nach innen zu richten?»

«Er kann ihm alles geben, was dazu nötig ist. Zum inneren Erlebnis muß er aber allein gelangen.»

«Wie lange dauert es, bis man mit eines Meisters Hilfe zu innerer Erkenntnis gelangt?»

«Das hängt davon ab, ob die Seele des Suchenden die richtige Reife besitzt. Schnell entzündet sich das Pulver, lange aber dauert es, bis die Kohle Feuer fängt.»

Mir scheint, als spreche der Weise nicht gerne über die Meister und deren Methoden. Meine Beharrlichkeit aber ist viel zu groß, als daß mich dies zurückhalten könnte. Ich stelle eine weitere Frage. Jetzt wird sein Gesicht ganz leer, stumm blickt er geradeaus in die hügelige Landschaft und würdigt mich keiner Antwort. Ich verstehe den Wink und lasse das Thema fallen.

«Ist der Maharischi bereit, mir seine Ansicht über die Zukunft der Welt zu sagen? Wir leben in einer schweren Zeit.»

«Was kümmert Euch die Zukunft?» fragt mich der Weise. «Ihr wißt nicht einmal alles über die Gegenwart. Sorget lieber für sie, die Zukunft sorgt für sich selbst!»

Wieder eine Zurückweisung! Diesmal aber gebe ich mich nicht so leicht zufrieden, denn ich komme aus einer Welt, in der der Ernst des Lebens viel drückender ist als an diesem friedlichen Ort im Dschungel.

«Werden bald Freundschaft und Hilfsbereitschaft in der Welt sein, oder kommen Krieg und Chaos?» frage ich hartnäckig.

Von dieser Frage scheint der Weise unangenehm berührt zu sein, gibt aber trotzdem eine Antwort.

«Einer allein regiert die Welt, und an ihm ist es, für die

Welt zu sorgen. Er hat sie erschaffen. Er wird sich ihrer annehmen. Er trägt die Bürde dieser Welt, nicht Ihr!»

«Wenn man um sich blickt mit unvoreingenommenem Gemüt, entdeckt man nur wenige Zeichen dieser seiner Güte und Hilfe!»

Dies scheint der Maharischi noch weniger gern zu hören. Seine Antwort lautet: «Wie Ihr seid, so ist auch die Welt. Was nützt es Euch, die Welt verstehen zu wollen, noch ehe Ihr Euch selbst verstanden habt? Wer die Wahrheit sucht, sollte so nicht fragen. Mit solchen Fragen vergeuden die Menschen nur ihre Kraft. Findet erst einmal die in Euch wohnende Wahrheit, dann erst seid Ihr in der Lage, den Sinn dieser Welt zu entdecken, von der Ihr ein Teil seid.»

Nun wird es mit einem Male still. Ein junger Gehilfe entzündet eine zweite Räucherkerze. Der Maharischi sieht den feinen blauen Rauchringen nach und greift wieder zu seinem Buch, schlägt es auf und beginnt zu arbeiten. Ich bin somit aus seinem Bewußtsein ausgeschaltet.

Diese kühle Gleichgültigkeit versetzt meiner Selbstachtung einen argen Stoß. Eine Viertelstunde lang bleibe ich noch sitzen, merke aber, daß er weitere Fragen nicht beantworten möchte. Unsere Unterhaltung ist also beendet. Ich erhebe mich, lege zum Gruß die Handflächen aneinander und gehe.

★

Ich habe mir in der Stadt ein Fuhrwerk bestellt, ich will den Tempel besichtigen. Ich bat, möglichst ein Pferdefuhrwerk zu schicken, denn Ochsenkarren sind zwar sehr malerisch, aber langsam und unbequem.

Ein zweirädriger Ponywagen wartet im Hof. Ein Sitz ist nicht vorhanden, aber solche Dinge stören mich schon längst nicht mehr. Der wild dreinblickende Treiber trägt einen schmutzigen Turban und außer diesem nur ein Stück ungebleichtes Lendentuch, dessen eines Ende zwischen den Beinen durchgezogen und vorne wieder einge-

steckt ist. Nach langer, staubiger Fahrt halten wir endlich vor dem Tempeltor, und ich steige vom Wagen.

«Ich weiß nicht, wie alt der Tempel ist», sagt mein Gefährte auf meine Frage nach der Zeit der Erbauung. «Ihr seht aber, daß er viele Jahrhunderte alt sein muß.»

An den Portalen und an allen Zugangsstraßen zum Tempel sind unter überhängenden Palmen kleine Läden und bunte Buden aufgeschlagen, in denen dürftig gekleidete Verkäufer fromme Bilder und kleine Messingfiguren des Gottes Shiva und anderer Gottheiten feilhalten. Ich bin erstaunt über die vielen Darstellungen Shivas, denn andernorts stehen Krishna und Rama an erster Stelle. Mein Führer erklärt:

«Unsere heiligen Legenden berichten, daß der Gott Shiva vor tausenden von Jahren auf dem Gipfel des heiligen roten Berges erschien. Deshalb zünden die Priester einmal im Jahr das große Feuer an.»

Pilger schlendern vor den Buden auf und ab. Außer diesen kleinen Gottheiten kann man auch farbenprächtige Lithographien kaufen, auf denen Ereignisse aus den heiligen Schriften dargestellt sind; ferner gibt es schlecht gedruckte fromme Bücher in tamilischer und Telegu-Schrift, außerdem allerlei Farben, mit denen man das Kasten- oder Sektenzeichen auf die Stirne malt.

Der pyramidenförmige Eingangsturm mit den üppig wuchernden Reliefs fesselt zunächst meine Aufmerksamkeit. Dieses turmartige Gebilde sieht aus wie eine ägyptische Pyramide mit abgeschnittener Spitze und beherrscht mit den anderen Türmen das ganze Land.

Ich betrete das Tempelgelände. Auf dem gewaltigen, von Mauern umschlossenen viereckigen Raume sehe ich Säulengänge, Klöster, Galerien, Altäre, Nischen, Gänge, überdachte und offene Plätze. Die vielen dunklen Winkel und düsteren Heiligtümer sind mir unheimlich. Mein Begleiter aber schreitet unbeirrt durch dieses Labyrinth voran. Wir gehen durch einen langen Säulengang mit dicken Mauern und merkwürdigen, glatten Pfeilern, kommen in dunkle Seitengänge und finstere Nebenräu-

me. Auf einmal stehen wir in einer riesigen Säulenhalle. «Die Halle der Tausend Säulen», sagt mein Begleiter. Jede Säule besteht aus einem einzigen Block, sogar die Deckplatten sind einzelne, große, flache Steinblöcke. Die Säulen sind bedeckt mit Göttern, Göttinnen und den Fratzen von allerlei Getier.

Wir betreten jetzt den von Mauern umschlossenen mittleren Teil und wandern wieder durch viele lange, dunkle Gänge. Mein Begleiter bereitet mich darauf vor, daß wir jetzt bald vor dem Mittelaltar stehen werden, dem sich die Füße eines Europäers aber nicht nähern dürfen. Das Allerheiligste ist dem Ungläubigen verschlossen, er darf aber, verborgen in einem der dunklen Seitengänge, einen Blick hineinwerfen. Ich höre dumpfe Trommel- und Gongschläge, dazu den summenden, eintönigen Singsang der Priester. Dieser Zusammenklang ist unheimlich. Eine helle Flamme flackert vor dem Bild einer Gottheit auf, einige der Betenden führen jetzt eine rituelle Handlung aus. Ich kann von meinem Platz aus die musizierenden Priester nicht sehen, höre aber den seltsam harten Klang des Muschelhorns und der Zimbel. Mein Gefährte flüstert mir zu, daß ich nun nicht mehr länger hierbleiben darf, da die Priester meine Anwesenheit nicht gerne sehen. Wir gehen also wieder in den verlassen daliegenden äußeren Teil des Tempels.

In der Ferne sehe ich ein leuchtend weißes, marmornes Minarett aufragen, es muß am anderen Ende der Stadt liegen. Ich verlasse den Tempel und fahre zu dieser Moschee. Die Bögen und Kuppeln einer Moschee haben mich von jeher durch ihre Anmut und Schönheit gefangengenommen. Ich ziehe meine Schuhe aus und betrete den schönen, weißen Bau. Ein paar Menschen sitzen, knien oder liegen betend auf ihren kleinen, bunten Gebetsteppichen. Hier gibt es keine geheimnisvollen Heiligtümer und keine Götzenbilder, denn der große Prophet hat geschrieben, daß es nichts zwischen Gott und dem Menschen geben darf, nicht einmal einen Priester. Vor dem Antlitz Allahs sind alle Betenden gleich. Es gibt keine Mönche,

keine gelehrten Brahminen und keine Priesterherrschaft, die des Menschen Geist ablenken, wenn er sich gegen Mekka wendet.

Jetzt aber zieht es mich zurück zum Maharischi. Der Treiber treibt sein Pony zu größter Eile an. Ich sehe mich noch einmal um und werfe einen letzten Blick auf den Tempel von Arunachala. Wann wird der Tag kommen, da diese Tempel einsam und verlassen stehen und langsam wieder in roten und grauen Staub zerfallen, aus dem sie hervorstiegen? Oder werden die Menschen neue Götter finden, werden sie neue Tempel bauen, um darin zu beten?

☆

Im Garten der Einsiedelei zeichnen die Leuchtkäfer helle Muster auf den nächtlich dunklen Hintergrund. Wir fahren in den von Palmen umsäumten Hof. Ich betrete die lange Halle und setze mich auf den Boden. Eine unendliche Stille herrscht im Raum. Die Versammelten hocken in Reihen nebeneinander, nichts rührt und regt sich. Auf dem Ruhebett in der Ecke sitzt mit untergeschlagenen Beinen und auf den Knien ruhenden Händen der Maharischi. Wieder bin ich beeindruckt durch die bescheidene Schlichtheit seiner Erscheinung, die trotzdem etwas Würdevolles und Achtungsgebietendes hat. Hinter der edlen Stirn vermutet man homerische Weisheit; die unbeweglichen Augen sind auf das entgegengesetzte Ende der Halle gerichtet. Auffallend ist wie immer die starre Steifigkeit dieses Blickes. Um die Dachsparren des Raumes schweben die vom Räucherwerk aufsteigenden blauen Rauchringe. Ich nehme mir jetzt vor, meine Augen auf die des Maharischi zu heften, muß sie aber nach kurzer Zeit schließen. Bald falle ich in einen Halbschlaf. Der den Weisen umgebende Friede strömt auch in mich ein. Plötzlich ist mein Bewußtsein ausgeschaltet, und ich habe einen lebhaften Traum:

Ich bin ein kleiner Knabe von fünf Jahren und stehe auf dem holprigen Pfad, der sich um den heiligen Berg, den

Arunachala schlängelt. Der Maharischi hält mich an der Hand, neben mir ist er riesengroß. Um uns ist ein undurchdringliches Dunkel. Er führt mich von der Einsiedelei fort. Der Berg ist steil, wir steigen nur langsam. In den Felsspalten, zwischen den Steinblöcken und im Gebüsch sind winzige Einsiedlerhütten und Höhlen verborgen, deren Bewohner zu unserer Begrüßung herauskommen. Sie sehen im fahlen Schein der Sterne geisterhaft aus, ich erkenne aber, daß sie alle Yogis sind. Wir gehen weiter. Endlich sind wir auf dem Gipfel angelangt, mein Herz klopfte ängstlich und erwartungsvoll. Der Maharischi wendet sich um und sieht mir ins Gesicht, wie gebannt erwidere ich seinen Blick. In mir vollzieht sich ganz plötzlich eine geheimnisvolle Wandlung. Meine gewohnten Grundsätze sind auf einmal wertlos, mein bisheriges Wünschen verflüchtigt sich unglaublich schnell. Unsagbare Ruhe kehrt in mich ein, ich weiß, daß ich von nun an nichts mehr vom Leben erwarte.

Der Maharischi heißt mich, zum Fuß des Berges blicken. Ich gehorche und sehe zu meiner Verwunderung die ganze westliche Halbkugel vor meinen Blicken ausgebreitet. Ich höre den Weisen langsam zu mir sprechen:

«Wenn du dorthin zurückkehrst, wird der Friede, den du jetzt fühlst, bei dir sein. Dafür mußt du von nun an dem Gedanken entsagen, daß du dieser bestimmte Leib, dieser bestimmte Verstand bist. Wenn der Friede dich erfüllt, mußt du dein Selbst vergessen, denn dein Leben gehört jetzt diesem hier.»

Mit diesen Worten gibt mir der Weise das eine Ende eines silbernen Lichtfadens in die Hand.

Ich erwache aus dem lebhaften Traum, der mir noch ganz gegenwärtig ist. Sofort blickt der Maharischi mir in die Augen und sieht mich unbeweglich an.

Wie lange habe ich geträumt? Schon erheben sich alle Anwesenden und bereiten sich für die Nacht vor, ich muß also ihrem Beispiel folgen. In dem großen, dumpfen Raum ist es zu schwül zum Schlafen, ich gehe deshalb in den Hof. Ein hochgewachsener, graubärtiger Anhänger

des Weisen bringt mir eine Laterne und rät mir, sie die ganze Nacht über brennen zu lassen; es könnten sonst unerwünschte Gäste wie Schlangen oder Leoparden kommen. Die Erde ist knochentrocken. Da ich keine Matratze habe, kann ich stundenlang nicht einschlafen. Aber das kümmert mich nicht, denn es gibt genug Dinge, über die ich nachdenken kann. Mir ist, als sei der Weise von größter Bedeutung für mein Leben, ich weiß aber noch nicht zu sagen, warum. Wenn ich in dieser Nacht an ihn denke, wenn ich mich des lebhaften Traumes entsinne, durchzuckt mich eine sonderbare Empfindung, und mein Herz beginnt zu klopfen.

★

Während der nächsten Tage bemühe ich mich vergeblich, in nähere Beziehung zu dem Maharischi zu treten. Es gibt drei Ursachen für meinen Mißerfolg. Erstens ist er von Natur sehr zurückhaltend und liebt ganz offensichtlich keine wortreichen Erörterungen, und anderer Menschen Ansichten sind ihm völlig gleichgültig. Zweifellos hat er nicht den Wunsch, jemanden zu bekehren oder seine Gefolgschaft um eine Person zu vermehren. Die zweite Ursache ist sehr eigenartig. Seit ich neulich abends den seltsamen Traum hatte, ergreift mich beim Anblick des Weisen eine große Scheu, und die Fragen, die mir sonst so leicht von den Lippen gehen, werden unterdrückt. Fast erscheint es mir als eine Entweihung, wollte man sich mit ihm wie mit seinesgleichen unterhalten. Die dritte Ursache ist eine sehr einfache: fast immer befinden sich andere Menschen in der Halle, und vor ihnen mag ich nicht über meine innersten Gefühle sprechen, denn schließlich bin ich für sie ein Fremder, sogar ein Ausländer. Es ist also nicht leicht, sich über so viele Hindernisse den Weg zu bahnen. Oft fühle ich mich versucht, eine Frage an den Maharischi zu richten, immer aber hält mich einer der eben erwähnten Umstände davon ab. Bald ist das für meinen Aufenthalt vorgesehene Wochenende vorüber, ich muß eine ganze Woche daraus ma-

chen. Mein erstes Gespräch mit dem Weisen ist wahrscheinlich auch mein letztes gewesen. Die Woche vergeht, ich muß eine zweite ansetzen. Der letzte Tag ist da, und noch immer bin ich dem Maharischi nicht nähergekommen. Während der ganzen Zeit war ich entweder in gehobener Stimmung oder tief enttäuscht, immer sehnte ich mich nach einer näheren Bekanntschaft mit dem Weisen. Verzagt blicke ich mich in der Halle um. Die meisten der hier versammelten Menschen sprechen eine andere Sprache als ich, äußerlich wie innerlich. Wie könnte ich ihnen näherkommen? Ich sehe den Weisen an. Er thront auf olympischer Höhe und betrachtet von dort ganz unbeteiligt die Welt. In ihm ist etwas von der steinernen Unbewegtheit des einsamen Arunachala. So wie der Berg des Heiligen Feuers abgesondert steht von der Hügelkette, die den Landschaftsraum in der Ferne einschließt, so trennt auch den Maharischi ein geheimnisvoller Abstand selbst von seinen ergebenen Anhängern, die ihn lieben und jahrelang bei ihm leben. Manchmal ertappe ich mich dabei, daß ich mir ihn menschlicher wünsche, ein wenig aufgeschlossener für die menschlichen Dinge, die uns alle angehen, vor ihm aber fast wie kleine Schwächen erscheinen.

Ich bin verzweifelt. Die Zeit drängt. Fast zwei Wochen sind vergangen, und ich habe erst eine Unterredung von Bedeutung mit ihm gehabt. Sogar die etwas abgehackte Schroffheit in der Stimme des Weisen hat mich zurückgehalten. Ich will jetzt aber einen letzten Versuch machen, will meine Fragen aussprechen und zum letzten Mal eine Antwort zu erhalten suchen. Ich gehe zu einem seiner alten Schüler, der in der Hütte nebenan arbeitet und immer besonders freundlich zu mir war. Ich erzähle ihm, daß ich gern eine letzte Unterredung mit seinem Meister hätte, ihn aber nicht selbst anzureden wage. Der Mann lächelt verständnisvoll, geht fort und kehrt bald darauf mit der Botschaft zurück, daß sein Meister mir gern eine Unterredung gewähren wolle. Ich eile in die Halle und setze mich so nahe wie möglich an das Ruhe-

bett des Maharischi, der mir sein Haupt zuwendet. Er spricht einige liebenswürdige Begrüßungsworte, sofort fühle ich mich wohl und beginne zu fragen.

«Die Yogis sagen, daß man die Wahrheit nur finden kann, wenn man der Welt entsagt und sich in die Dschungel oder auf verlassene Berge zurückzieht. Das ist im Westen kaum ausführbar, da das Leben dort so ganz anders ist als hier. Seid Ihr derselben Ansicht wie die Yogis?»

Der Maharischi wendet sich an einen der Schüler, einen Brahmanen von sehr vornehmem Aussehen, und bittet ihn, mir die Antworten zu übersetzen.

«Dem tätigen Leben braucht nicht entsagt zu werden. Wenn Ihr eine oder zwei Stunden täglich mit Meditationen verbringt, könnt Ihr Euren Pflichten trotzdem nachgehen. Wenn Ihr Euch Euren Meditationen auf die rechte Weise hingebt, wird der dabei fließende Geistesstrom auch während des Tagewerkes weiter tätig bleiben. Es ist dann, als ob man denselben Gedanken auf zweierlei Weise ausdrückte. Die Richtung, die Ihr in Euren Meditationen einschlagt, wird dann auch die Richtung Eures Tuns und Handelns sein.»

«Was ist das Ergebnis?»

«Ihr werdet bald merken, daß Eure Beziehung zu den Menschen, den Dingen und Ereignissen langsam eine andere wird. Eure Handlungen entsprechen ohne weiteres Zutun den Gesetzen, die für Eure Meditationen richtunggebend sind.»

«Ihr seid also nicht derselben Meinung wie die Yogis?»

Ich möchte ihn gerne festnageln. Aber der Maharischi umgeht die Antwort.

«Ein Mensch sollte alles Selbstsüchtige aufgeben, das ihn an die Welt kettet. Das falsche Selbst aufgeben, heißt wirklich entsagen.»

«Wie ist es möglich, selbstlos zu sein und gleichzeitig ein tätiges, weltliches Leben zu führen?» frage ich.

«Es besteht kein Gegensatz zwischen Werk und Weisheit!» entgegnet er.

«Wollt Ihr damit sagen, daß man seinen Beruf weiter ausüben und gleichzeitig innere Erleuchtung finden kann?»

«Warum nicht? In dem Fall aber darf man nicht glauben, daß das alte Ich diesen Beruf ausübt, denn das Bewußtsein geht langsam über in das, was hinter dem kleinen Ich liegt.»

«Ein arbeitender Mensch findet nur wenig Zeit zum Nachdenken.»

Der Maharischi ist gänzlich unbeeindruckt durch diese Worte.

«Nur die jüngsten Anfänger brauchen eine besondere Freizeit für ihre Meditationen», erwidert er. «Ein Fortgeschrittener empfindet nach und nach ein immer größer werdendes Glücksgefühl, ob er arbeitet oder nicht.»

«Ihr lehrt also nicht die Grundsätze des Yoga?»

«Der Yogi treibt seinen Geist zum Ziele, wie ein Hirte den Stier mit dem Stocke vorwärtstreibt, aber auf diesem Wege lockt der Suchende den Stier mit einer Handvoll Gras an. Ihr müßt Euch fragen: ‚Wer bin ich?‘ Diese Frage führt Euch schließlich zur Entdeckung eines Etwas in Euch, das hinter dem Verstand verborgen liegt. Löset erst dieses Rätsel, dann wird Euch alles andre klar.»

Während der nun entstehenden Pause suche ich diese Antwort zu verstehen. Wieder spricht der Maharischi:

«Vielleicht wird es Euch klarer, wenn ich mich anders ausdrücke. Alle menschlichen Wesen sehnen sich nach einem wolkenlosen Glück, einem Glück ohne Ende. Habt Ihr niemals bemerkt, daß die Menschen ihr eigenes Ich am meisten lieben? Nehmet dazu ihr ständiges Streben nach dem Glück – sei es nun durch Trunk oder durch die Religion –, dann habt Ihr den eigentlichen Schlüssel zur wahren menschlichen Natur.»

«Ich verstehe noch nicht ganz.»

Seine Stimme klingt jetzt heller.

«Es gehört zur wahren menschlichen Natur, das Glück zu suchen, und das Glück ruht im wahren Selbst. Das

Suchen nach dem Glück ist ein unbewußtes Suchen nach dem wahren Selbst, das unvergänglich ist. Hat ein Mensch das wahre Selbst gefunden, so findet er auch ein nie endendes Glück.»

«Aber die Welt ist doch so unglücklich!»

«Ja, weil die Welt ihr wahres Selbst nicht kennt. Alle Menschen suchen bewußt oder unbewußt danach.»

«Auch die Bösen, die Grausamen und die Verbrecher.»

«Sie sündigen ja nur, weil sie in jeder Sünde, die sie begehen, das Glück ihres Selbst suchen. Dies Suchen ist dem Menschen von der Natur mitgegeben, er weiß aber nicht, daß er in Wirklichkeit nur nach dem wahren Selbst sucht. Also tut er das Böse vor allem um des Glückes willen. Das ist der falsche Weg, denn die schlechten Taten eines Menschen kehren sich gegen ihn selbst.»

«Wir finden also das dauernde Glück, wenn wir dies wahre Selbst erkennen?»

Er nickt. Ein schräger Sonnenstrahl fällt durch die glaslose Fensteröffnung auf das Antlitz des Maharishi. Eine heitere Ruhe liegt auf der faltenlosen Stirn, Zufriedenheit liegt um den ernsten Mund, ein fast heiliger Friede wohnt in den leuchtenden Augen. Seine makellose Erscheinung paßt zu seinen Offenbarungen. Was will er aber mit diesen anscheinend doch so einfachen Sätzen sagen? Gewiß, der Dolmetscher hat sie mir wörtlich übersetzt, aber sie haben noch einen tieferen Sinn, den er mir nicht mit übertragen kann. Ich weiß, daß ich diesen tiefen Sinn allein finden muß. Der Weise ist kein Philosoph und kein gelehrter Brahmane, der mir seine Lehre erläutern will. Was er sagt, kommt aus der Tiefe seines Herzens.

«Was tut dieses Selbst, von dem Ihr sprecht?» frage ich.

«Wenn das, was Ihr sagt, wahr ist, gibt es noch ein zweites Selbst im Menschen?»

Seine Lippen kräuseln sich zu einem milden Lächeln.

«Kann ein Mensch ein doppeltes Selbst besitzen? Um das, was ich sagte, zu verstehen, muß jeder Mensch zu-



Der Jumna-Fluß im Zwiellicht



Wandernde Schlangenbeschwörer



Fakire niederer Ordnung in Benares

erst einmal sein Inneres zerlegen. Weil er nämlich aus Gewohnheit dasselbe denkt, was die anderen denken, ist er seinem eigentlichen Selbst noch nicht wirklich begegnet. Er besitzt kein vollständiges Bild seiner selbst, denn er hat es zu lange mit seinem Körper und mit seinem Verstand identifiziert. Ich rate Euch deshalb, Euch immer wieder zu fragen: ‚Wer bin ich?‘

Er hält inne, um mir ein wenig Zeit zu geben. Gebannt lausche ich seinen nächsten Worten:

«Ich soll Euer wahres Selbst beschreiben? Was ist darüber zu sagen? Es ist jenes Etwas, aus dem das Ichgefühl entspringt, und in das es eingehen wird.»

«Eingehen?» frage ich. «Wie kann man das Bewußtsein des eigenen Ich verlieren?»

«Der allererste Gedanke des Menschen ist der Ichgedanke. Erst wenn dieser entsteht, können überhaupt andere Gedanken folgen. Erst wenn das persönliche Fürwort ‚Ich‘ das Bewußtsein erlangt hat, kann das ‚Du‘ erscheinen. Wollte man den Faden des Gedankens zurückspinnen bis zu seinem Ursprung, dann würde man entdecken, daß er nicht nur der allererste, sondern auch der allerletzte Gedanke ist.»

«Ihr wollt sagen, daß es sehr wohl möglich ist, solche geistigen Übungen mit sich selbst anzustellen?»

«Gewiß! Man kann so lange in sich blicken, bis der letzte Gedanke an das Ich vergeht.»

«Was bleibt dann noch? Ist ein Mensch dann ohne Bewußtsein, oder hat er den Verstand verloren?»

«Das nicht, im Gegenteil! Er erreicht jene unsterbliche Höhe des Bewußtseins und wird wahrhaftig wissend, wenn er zu dem wahren Selbst erweckt wurde, welches die eigentliche Natur des Menschen ist.»

«Gehört nicht auch das Ichgefühl dazu?»

«Das Ichgefühl gehört zu dem aus Körper und Verstand zusammengesetzten Menschen. Hat ein Mensch zum erstenmal sein wahres Selbst erkannt, dann steigt aus den Tiefen seines Wesens etwas in ihm auf und ergreift von ihm Besitz. Dies Etwas liegt jenseits des Verstandes,

es ist unendlich, göttlich, ewig. Einige nennen es das Reich des Himmels, andere Seele oder Nirvana. Wir Hindus nennen es ‚Befreiung‘. Nennet es, wie Ihr wollt. Wer dies erreicht, hat sich nicht verloren, sondern gefunden.»

Bei diesen Worten muß ich an den Spruch denken, den einst ein wandernder Prediger in Galiläa aussprach: ‚Wer da sucht, sein Leben zu retten, wird es verlieren, wer aber sein Leben verlieret, dem wird es erhalten bleiben.‘

Wie diese Sätze einander gleichen! Der indische Weise gelangte auf seine, auf die nicht christliche Weise zur Erkenntnis. Er bediente sich des psychologischen Weges, der für uns schwer und ungewohnt ist.

Der Maharischi weckt mich aus meinen Gedanken.

«Begibt sich aber der Mensch nicht auf die Suche nach seinem wahren Selbst, dann werden Zweifel und Unsicherheit ihm sein Leben lang folgen. Die größten Könige und Staatsmänner wollen andere regieren und sind sich im Grunde sehr wohl dessen bewußt, daß sie nicht einmal sich selbst regieren können. Die größte Macht besitzt der Mensch, der sein Inneres ganz durchdrungen hat. Es gibt überragende Geister, die ihr Leben damit hinbringen, sich Wissen zu erwerben. Fragt aber diese Menschen einmal, ob sie das Geheimnis des menschlichen Lebens gelöst haben, und sie werden beschämt ihr Haupt senken. Wozu dient das Wissen, wenn man nicht einmal weiß, was man selbst ist? Die Menschen unterlassen es meist, nach ihrem wahren Selbst zu suchen. Was gäbe es aber Besseres und Schöneres als dies?»

«Das ist eine fast übermenschliche Aufgabe», sage ich.

Der Weise zuckt leicht mit den Achseln.

«Ob sie möglich ist, muß jeder erst erproben. Die Schwierigkeit ist weniger groß als Ihr denkt.»

«Für uns tätige, praktische Westländer sollten solche inneren Betrachtungen . . .?» beginne ich nachdenklich und lasse den angefangenen Satz unvollendet verhallen.

Der Maharischi beugte sich vor, um eine neue Räucherkerze anzuzünden.

«Das Auffinden der Wahrheit ist gleich schwer für Inder und Europäer. Gewiß mag es noch schwerer sein für den, der in der Welt lebt, aber auch er kann und muß obsiegen. Der durch die Meditation freiwerdende geistige Kraftstrom kann durch regelmäßige Übungen in Tätigkeit gehalten werden. Dann kann man, während dieser Strom fließt, arbeiten und handeln, einen Bruch gibt es nicht mehr. Auch Meditation und Handeln sind keine Gegensätze mehr. Erkennet das wahre Selbst, dann wird die Sonne der Wahrheit in Eurem Herzen scheinen. Euer Geist wird sich dann nicht länger quälen, Glücksgefühle werden Euch durchströmen, denn Glück und wahres Selbst sind eins. Wenn Ihr dies Wissen um Euer Selbst erlangt habt, kennt Ihr keine Zweifel mehr.»

Er dreht seinen Kopf von mir weg und blickt zum äußersten Ende der Halle. Ich weiß, daß er nicht mehr sprechen will. So geht also unser letztes Gespräch zu Ende. Ich preise mich glücklich, daß es mir noch vor meiner Abreise gelungen ist, sein Schweigen zu brechen.

★

Ich verlasse ihn und gehe an einen stillen Platz im Dschungel, um mich den Tag über mit meinen Aufzeichnungen und Büchern zu beschäftigen. Bei Einbruch der Dunkelheit kehre ich in die Halle zurück. In wenigen Stunden wird der Pony- oder Ochsenwagen da sein und mich aus der Einsiedelei fortführen.

Die Luft in der Halle ist schwer vom Duft des Räucherwerks. Der Maharischi lag bei meinem Eintritt halb zurückgelehnt unter dem Fächer. Jetzt nimmt er seine Lieblingsstellung ein. Er sitzt mit gekreuzten Beinen, der rechte Fuß liegt auf dem linken Oberschenkel, der linke Fuß liegt unter dem gekrümmten rechten Bein. Eine ganz ähnliche Stellung zeigte mir der Yogi Brama, er

nannte sie ‚die bequeme Stellung‘. Es ist fast die Stellung des Buddha und ist leicht auszuführen. Der Maharishi stützt wie gewöhnlich sein Kinn in die rechte Hand, der Ellbogen ruht auf dem rechten Knie. Er sieht mich aufmerksam an, bleibt aber schweigsam. Auf dem Boden neben ihm liegt ein ausgehöhlter Kürbis, seine Wasserflasche, daneben sein Bambusstab. Diese Dinge sind sein ganzer irdischer Besitz.

Seine immer leuchtend klaren Augen werden jetzt starr und unbeweglich wie Glas, der Körper wird steif. Der Kopf zittert leise, dann ist auch er ganz ruhig. Ich erkenne bald, daß er in jenen Dämmerzustand versinkt, in dem ich ihn zum ersten Male sah. Jemand flüstert nahe an meinem Ohr: «Der Maharishi ist im heiligen Dämmer Schlaf; es ist zwecklos, jetzt mit ihm zu sprechen.»

Niemand regt sich. Langsam schleichen die Minuten dahin, es wird immer stiller. Ich kann mich nicht länger eines Gefühles der Furcht erwehren. In dieser Halle lebt und webt eine geheime, feine und nicht näher zu beschreibende Kraft, die eine tiefe Wirkung auf mich ausübt. Ich zweifle keinen Augenblick daran, daß diese geheimnisvolle Kraft von dem Maharishi ausgeht. Seine Augen haben einen ungeahnten Glanz. Seltsame Empfindungen bewegen mich, mir ist, als blickten diese Augen auf den Grund meiner Seele; ich weiß auch, was er dort sieht. Vor diesem geheimnisvollen Blick bin ich hilflos, er durchdringt mein Denken, mein Fühlen und Wünschen. Dieser Blick bedrückt mich fast, denn der Mann sieht in mir Dinge, die der Vergangenheit angehören, die ich schon längst vergessen habe. Er weiß alles, und ich bin machtlos, ich kann ihm nicht enttrinnen, will es auch gar nicht. Ich habe die leise Ahnung, als würde sich alles zum Guten kehren, deshalb ertrage ich den erbarmungslosen Blick.

Eine ganze Weile ruhen diese leuchtenden Augen auf den geheimsten Schwächen meiner Seele, auf meiner unruhigen Vergangenheit, auf der Verworrenheit, die mich

hierhin und dorthin trieb. Ich weiß aber, daß er versteht, warum ich einen anderen Weg einschlagen und Männer wie ihn aufsuchen mußte.

Der ihn und mich verbindende geheime Kraftstrom ändert sich jetzt. Ich zwinkere wiederholt mit den Augen, während die seinigen nicht einmal zucken. Ich fühle, daß er meinen Geist an den seinen kettet und daß er mich der himmlischen Ruhe teilhaftig werden läßt, die er ständig verspürt. Diese unendliche Ruhe macht mich leicht und froh. Die Zeit scheint stille zu stehen, mein Herz ist frei von drückenden Sorgen, nie mehr werden Bitterkeit, Zorn, Traurigkeit und unbefriedigtes Verlangen auf mir lasten. Jetzt weiß ich endlich: in uns wohnt ein Trieb, den Blick aufwärts zu lenken, zu hoffen und auszuharren; dieser Trieb verläßt uns auch nicht in der Finsternis. Es ist der Trieb zur Wahrheit. In dieser wundervollen, hinreißenden Stille, in der die Uhren stille stehen, die Nöte und Irrtümer der Vergangenheit nichtig werden, versenkt sich mein Geist ganz in den des Maharishi. Der Blick dieses Mannes hat eine zauberische Kraft und läßt vor meinen unheiligen Augen eine unbekannte Welt von ungeahnter Schönheit erstehen.

Schon des öfteren hatte ich mich gefragt, warum die Jünger des Weisen wohl jahrelang hier bleiben und doch nur selten mit ihm sprechen können, keinerlei äußere Bequemlichkeit und auch keine Beschäftigung haben. Langsam begreife ich jetzt, daß sie während all der Jahre dafür reichen inneren Lohn erhielten.

Totenstille herrscht in der Halle, bis jemand leise aufsteht und hinausgeht. Ein anderer folgt, dann noch einer, schließlich bin ich allein mit dem Maharishi, – zum erstenmal. Seine Augen verändern sich jetzt, sie werden klein wie Stecknadelköpfe, wie die Linse einer Kamera stellen sie sich auf mich ein. Der durch den Spalt zwischen den Lidern dringende Glanz verstärkt sich. Plötzlich scheint sich mein Körper aufzulösen, ich schwebe mit dem Weisen irgendwo im leeren Raum.

Dies ist ein entscheidender Augenblick. Ich zögere und beschließe, die Verzauberung von mir abzuschütteln. Der Entschluß gibt mir die nötige Kraft: ich bin wieder Fleisch und Blut und sitze auf dem Boden der Halle.

Er spricht kein Wort. Ich gewinne die Herrschaft wieder über mich, blicke auf die Uhr und stehe leise auf. Ich muß fort.

Ich neige abschiednehmend den Kopf, stumm nickend erwidert der Weise den Gruß. Ich stammele einige Dankesworte. Wieder nickt er. An der Türe bleibe ich unschlüssig stehen. Draußen hört man Schellengeklirr, der Ochsenkarren ist da. Zum letzten Male hebe ich die zusammengelegten Hände an die Stirn. Das ist der Abschied.

10. Kapitel

UNTER GAUKLERN UND HEILIGEN MÄNNERN

Der Fakir oder Gaukler auf der Straße zieht mich wie alle anderen Menschen an, wenn er mir auch nicht allzuviel zu bieten hat, denn sein Beitrag zur Ergründung der tieferen Geheimnisse unseres Lebens ist recht dürftig. Immerhin bietet er eine angenehme Zerstreuung, und so mache ich manchmal sogar kleine Umwege, um einem Fakir oder einem Zauberer zuzuschauen. Ich möchte hier einige Menschen beschreiben, die mir über den Weg liefen, um die verschiedenartigsten Typen in dieser Sammlung vorzuführen.

Ich schlendere ziellos durch eine staubige, enge Gasse, die zum Bazar führt. Es ist drückend heiß. In den offenen Haustüren hocken alte Männer, Kinder spielen im Schmutz. Aus einem Hause kommt ein spliternackter Bursche hervorgeschossen, um beim An-

blick eines Fremden schleunigst wieder zu verschwinden.

In der langen, belebten Bazarstraße sitzen die ältlichen Händler in ihren kleinen Buden und streichen sich, als sie mich erspähen, erwartungsvoll den Bart. Die Lebensmittel- und Kornverkäufer kauern vor ihren offenen Verkaufsständen, während ein Heer von Fliegen ihren Waren arg zusetzt. Plötzlich stehe ich vor einem prunkvollen Tempel und scheuche eine im Staube sitzende Gruppe von Frauen und Männern auf. Lautlos eilen die Frommen in den Tempel, ihre nackten Füße huschen über die staubigen steinernen Stufen. Nach einigem Zögern beschließe ich, den Tempel nicht zu betreten. Ich setze meinen Erkundigungsgang fort. Vor mir geht ein junger Mann. Er trägt ein europäisches Herrenhemd, das, wie es hier der Brauch ist, hinten und nicht vorne zugeknöpft ist, dazu eine flatternde Schärpe. Unter dem rechten Arm hält er einen Packen in Stoff gebundener Bücher. Als ich ihn überhole, wendet er unwillkürlich den Kopf, unsere Augen begegnen sich, und die Bekanntheit ist hergestellt. Der junge Mann entpuppt sich als Student eines hiesigen College, er sieht begabt und recht anziehend aus. Er scheint die alte Kultur seines Landes sehr zu lieben. Als ich ihm erzähle, daß ich mich auch dafür interessiere, kennt seine Freude keine Grenzen. Ich merke bald, daß ihn – im Gegensatz zu den meisten Studenten in den Städten – der politische Eifer noch nicht gepackt hat. Indien macht augenblicklich verworrene Zeiten durch, seit Gandhi die Beziehungen zwischen den weißen Regierenden und den braunen Regierten so verschärft hat.

Der junge Student führt mich auf einen offenen Platz, wo sich ein Haufe von Menschen um einen Mann versammelt hat, der gerade in den höchsten Fisteltönen etwas von sich gibt. Der Jüngling erklärt mir, daß der Mann angebe, ein Yogi zu sein und gerade alle die wunderbaren Dinge aufzähle, die er vollbringen könne. Der so sich rühmende Yogi ist von hohem Wuchs. Sein

Kopf ist ungewöhnlich lang und schmal, er hat breite, kräftige Schultern. Unter dem dünnen, baumwollenen Tuch, das er um die Hüften trägt, wölbt sich sein Bauch. Über diesem Tuch trägt er ein langes, loses, weißes Gewand. Ich sehe zwar, daß der Mann ein Schwätzer ist; als er aber das Mangobaum-Wunder in Aussicht stellt, falls genügend Geld einkommt, werfe ich einige Münzen hin. Er beginnt damit, daß er einen großen Tontopf vor sich hinstellt und sich auf den Boden niederhockt. Der Topf ist mit rotbrauner Erde gefüllt. Er zeigt uns einen Mangokern, den er in die Erde steckt. Aus seinem Reisesack zieht er ein großes Tuch hervor, das er über den Topf, seine Knie und Oberschenkel breitet. Nun hören wir einen mehrere Minuten dauernden eintönigen Gesang, dann zieht er das Tuch weg. Ein kleiner Mangobaum-Trieb ragt aus der Erde hervor. Wieder deckt er das Tuch über den Topf und seine Beine und greift nach einer roten Flöte, der er die schauerlichsten Töne entlockt. Nach wenigen Minuten zieht er das Tuch wieder weg: das Pflänzchen ist gewachsen. Dies Auf- und Zudecken mit Flötenmusik als Einlage wiederholt sich, bis ein kleines Mangobäumchen von neun bis zehn Zoll Länge vor uns steht. Als Baum ist es nicht zu bezeichnen, immerhin hängt an der Spitze der Pflanze eine kleine, goldgelbe Mangofrucht.

«Dieser Baum wuchs aus dem Kern, den Ihr mich in die Erde pflanzen saht!» verkündet der Yogi siegesbewußt.

Das kann ich nun doch nicht so ohne weiteres glauben! Das Ganze scheint ein echtes Gauklerstück zu sein. Der junge Mann meint:

«Sahib, er ist ein Yogi, und diese Menschen können wunderbare Dinge tun!»

Der Yogi packt seinen Reisesack, bleibt aber in der kauernenden Stellung sitzen und blickt in die langsam sich zerstreuende Menge. Als wir allein mit ihm sind, trete ich zu ihm, ziehe fünf Rupien aus der Tasche und sage zu dem Studenten:

«Sagen Sie ihm, daß dies Geld sein ist, wenn er mir zeigt, wie er das Wunder vollbringt.»

Gehorsam übersetzt der junge Mann. Der Yogi macht eine ablehnende Gebärde, ich sehe aber die Gier in seinen Augen aufleuchten.

«Bieten Sie ihm sieben Rupien!»

Der Yogi läßt noch nicht mit sich handeln.

«Gut, sagen Sie ihm, daß wir gehen.»

Wir drehen uns um und gehen. Ich mache nun absichtlich sehr lange Schritte, und schon ruft der Yogi hinter uns her.

«Wenn der Sahib hundert Rupien gibt, will der Yogi ihm alles zeigen.»

«Nein! Sieben Rupien, oder er kann sein Geheimnis für sich behalten! Kommen Sie!»

Wieder setzen wir uns in Bewegung, wieder erschallt hinter uns der Ruf des Yogi. Wir kommen zurück.

«Der Yogi ist mit sieben Rupien zufrieden.»

Er öffnet seinen Reisesack und bringt die für sein Kunststück nötigen Siebensachen zum Vorschein: einen Mangokern mit Keim und drei verschieden lange Mangoschößlinge. Den kleinsten Schößling steckt er in eine Miesmuschelschale. Das Pflänzchen läßt sich willig biegen und falten, die Schale wird zugeklappt und in die Erde gesteckt. Der Mann braucht also, um den ersten Schößling zur Entfaltung zu bringen, nur mit dem Finger in die Erde zu bohren und die Muschel zu öffnen. Dann richtet sich das Pflänzchen von selbst auf.

Die längeren Schößlinge versteckt er in seinem baumwollenen Leibgürtel. Während die Zuschauer warten und er singt und flötet, hebt er ein- oder zweimal das Tuch hoch, angeblich, um nachzusehen, wie das Wachstum vonstatten geht. Einen anderen Menschen aber läßt er nicht unter das Tuch sehen. Dabei nimmt er den jeweils längeren Schößling aus seinem Leibgürtel, steckt ihn in die Erde, zieht die kürzere Pflanze heraus und versteckt sie wieder im Gürtel. Die Illusion einer wachsenden Pflanze ist somit gegeben.

Ich muß an die Warnungen Bramas denken. Er sagte mir, daß Fakire niederer Art und falsche Yogis auf offener Straße Zauberkunststückchen zeigen und dadurch den Namen Yogi bei den jungen Menschen und bei den Gebildeten in Verruf bringen. Dieser Mann, der Mangobäume aus der Erde wachsen läßt, ist kein echter Yogi.

★

Es gibt aber auch Fakire, die ernst zu nehmende Kunststücke vollbringen können. Ein solcher Fakir besucht mich eines Tages, als ich mich vorübergehend in Berhampur aufhalte, einem anderen begegne ich in Puri. In Berhampur haben sich die alten Sitten und Gebräuche unverändert erhalten. Ich habe mein Quartier in einem Rasthause aufgeschlagen. Eines Nachmittags habe ich mich vor der brodelnden Hitze auf die schattige, überdachte Veranda meines Rasthauses geflüchtet. Plötzlich höre ich den lautlosen Tritt nackter Füße. Ein wild aussehender Mann steht draußen vor der Einzäunung. Er trägt ein Körbchen aus Bambusgeflecht. Er hat lange, wirre, kohlschwarze Locken, seine Augen sind blutunterlaufen. Er kommt an die Stufen der Veranda, setzt den Korb nieder und bedeckt zum Gruß das Gesicht mit beiden Händen. Er sagt etwas zu mir in der Landessprache und mischt einige Brocken Englisch darunter. Ich glaube, er spricht Telegu, bin aber nicht ganz sicher. Sein Englisch ist so fürchterlich, daß ich nur wenige Worte heraushören kann. Ich erwidere auf Englisch, aber seine Sprachkenntnisse sind so dürftig, daß er mich nicht einmal verstehen kann. So, wie es ihm mit dem Englischen ergeht, ergeht es mir mit Telegu. Das sehen wir beide ein, nachdem wir einander einige Sätze ins Gesicht geschleudert haben, die für jeden von uns nur eine lange Kette bedeutungsloser Laute sind. Er versucht es nun mit einer Grimassen- und Zeichensprache, der ich immerhin soviel entnehme, daß sich in dem Korbe etwas befindet, das er mir zeigen möchte.

Ich gehe in das Holzhaus und hole den Diener, der etwas Englisch versteht. Ich fordere ihn auf, mir zu übersetzen, was er kann.

«Er will Master Fakirzauber zeigen!»

«Gut! Was will er dafür haben?»

«Master soll geben, was er will.»

«Also los!»

Das wilde Äußere und die unbekanntere Herkunft des Fakirs sind abstoßend und anziehend zugleich. Es ist schwer, im Gesicht dieses Mannes zu lesen. Er sieht sehr finster aus, ich halte ihn aber nicht für böse. Mir ist, als ob er irgendeine fremde Kraft ausströme.

Er betritt die Veranda nicht, sondern setzt sich unter einen heiligen Feigenbaum, dessen tief herabhängende Zweige eine Art Laube bilden. Dann nimmt er einen giftig aussehenden Skorpion aus dem Bambuskorb und hält ihn mit einer plumpen hölzernen Kneifzange hoch. Das unheimliche Insekt sucht sofort zu entkommen. Der Fakir zeichnet jetzt mit dem Finger einen Kreis in den Staub. Rund herum schlängelt sich das Tier, und jedesmal, wenn es der Kreislinie zu nahe kommt, stutzt es wie vor einem unsichtbaren Hindernis und kriecht in eine andere Richtung.

Nachdem ich ein paar Minuten lang zugeschaut habe, hebe ich zum Zeichen der Befriedigung die Hand. Der Fakir legt das Tier wieder in den Korb, dem er jetzt zwei dünne, spitze, eiserne Spieße entnimmt.

Er schließt die erschreckend roten Augen und scheint auf den geeigneten Augenblick zu warten, um etwas Neues vorzuführen.

Endlich öffnet er die Augen und steckt nun einen der Spieße mit der Spitze nach vorn in den Mund. Er durchsticht sich von innen die Backe, so daß der Speiß fast ganz wieder zum Vorschein kommt, und steckt dann, als sei es noch nicht genug des grausamen Spiels, den zweiten Speiß durch die andere Backe. Ekel und Verwunderung ergreifen mich.

Als er findet, daß ich genug gesehen habe, zieht er die

Spieße wieder aus der Haut und grüßt. Ich steige die Stufen hinunter und sehe mir sein Gesicht aus der Nähe an. Man sieht ein paar Tropfen Blut und winzige Löcher in der Haut, sonst nichts.

Durch eine Handbewegung bittet der Mann, mich wieder auf den Stuhl auf der Veranda zu setzen. Er selbst ruht sich vor seinem nächsten Kunststück ein wenig aus.

Dann faßt er mit der rechten Hand den rechten Augapfel und zieht ihn langsam aus der Augenhöhle, ebenso ruhig, als ob er an dem Knopf einer Jacke zöge. Ich bin zutiefst erschrocken. Langsam, ganz langsam zieht er das Auge heraus, bis es an den Muskeln und Adern seiner Backe baumelt. Bei diesem grausigen Anblick wird mir fast übel, und ich fühle mich erst wieder wohl, als er den Augapfel in die Augenhöhle zurückschiebt.

Jetzt habe ich genug und gebe ihm zur Belohnung einige Silberrupien. Noch ganz mitgenommen bitte ich den Diener, den Fakir zu fragen, wie er diese anatomischen Schauerdinge vollbringt.

«Nicht verraten darf, Master, Vater nur zeigt Sohn, nur seine Familie weiß.»

Diese Ablehnung macht mich nicht unglücklich, denn hier sind wohl Ärzte und nicht reisende Schriftsteller zuständig.

Der Fakir bedeckt zum Abschied sein Gesicht mit den Händen und verschwindet durch das Tor auf der staubigen Landstraße.

★

In Puri sehe ich inmitten einer Menschenmenge einen bunt gekleideten Mann stehen. Turban und Hosen deuten darauf hin, daß er Mohammedaner ist. Der Mann fällt mir auf und zieht mich an. Er hat ein bunt und lustig angezogenes Äffchen bei sich, das mit beinahe menschlicher Klugheit alle seine Befehle ausführt.

Als der Mann mich sieht, sagt er einige Worte zu dem Tier, das daraufhin sofort durch die Menge zu mir gehüpft kommt und mich mit klagenden Lauten begrüßt.

Dann nimmt der Affe den Hut ab, als wolle er um ein Bakschisch betteln. Ich werfe vier Annas hinein, worauf er sich höflich dankend verbeugt und zu seinem Herrn zurückkehrt.

Dann tanzt er im Takt zu den Klängen einer alten Ziehharmonika, die sein Gebieter spielt. Die tänzerische Anmut und das ausgesprochen rhythmische Gefühl des Tieres wären einer besseren Bühne wert.

Als die Vorführung beendet ist, spricht der Mann in der Urdusprache mit seinem Gehilfen, einem jungen Mohammedaner, der mich bittet, in das Zelt seines Meisters zu kommen, da dieser mir etwas zu zeigen habe.

Ich gehe mit dem farbenprächtigen gekleideten Mann in das Zelt, während der Jüngling draußen bleibt, um die Neugierigen zu verscheuchen. Das Zelt besteht aus einem Stück Segeltuch, das an vier Pfosten befestigt ist. Ein Dach ist nicht vorhanden, so daß es innen so hell wie draußen ist. In der Mitte steht ein einfaches, leichtes Holztischchen.

Der Mann öffnet eine Leinenrolle und entnimmt ihr mehrere kleine Puppen von je zwei Zoll Länge. Sie haben bunt bemalte Wachsköpfe und steife, aus Stroheflecht hergestellte Beinchen; statt der Schuhe haben sie flache eiserne Knöpfe. Er stellt die Figürchen auf den Tisch, wo sie fest auf den kleinen Knöpfen stehen bleiben.

Dann tritt er ein paar Schritte zurück und ruft einige Befehle in der Urdusprache, – und schon beginnen sich die Püppchen zu bewegen und zu tanzen. Er schwingt dabei seinen kurzen Zauberstab wie ein Dirigent, die bunten Püppchen tanzen im Rhythmus seiner Bewegung. Sie hüten sich dabei sehr wohl, über die Kanten des Tisches herunterzufallen. Die Vorführung findet bei hellstem Tageslicht statt, es ist vier Uhr nachmittags. Da ich irgend einen Trick vermute, trete ich an den Tisch, um ihn genau zu untersuchen. Dabei fahre ich über und unter der Tischplatte mit der Hand durch die Luft, um etwaige feine Schnüre zu finden. Ich kann aber nichts

Verdächtiges feststellen. Ist der Mann doch mehr als ein Taschenspieler? Ist er ein Fakir?

Jetzt fordert er mich durch Worte und Gebärden auf, mehrere Stellen des Tisches zu bezeichnen. Als ich dies tue, laufen alle Puppen an der von mir bezeichneten Stelle zusammen, drehen sich und tanzen dann eng beieinander in die von mir angegebene Richtung.

Dann zeigt er mir eine Rupie und gibt mir zu verstehen, daß ich ihm eine geben soll. Ich lege eine Rupie auf den Tisch, und fast unmittelbar darauf beginnt die silberne Münze quer über den Tisch zu dem Fakir hin zu hüpfen, rollt herunter und fällt ihm vor die Füße. Er bückt sich, hebt sie auf und bedankt sich.

Mein Gesicht muß wohl einen ungläubigen Ausdruck tragen, denn der Fakir ruft seinen Gehilfen, durch den er mich fragen läßt, ob ich noch mehr sehen wolle. Ich bejahe. Der Fakir läßt sich die Ziehharmonika reichen und bittet mich, meinen goldenen Ring auf den Tisch zu legen. Ich ziehe den Ring, den der Yogi Brama mir zum Abschied schenkte, vom Finger, und lege ihn auf den Tisch. Während ich noch die goldenen Klammern und den grünlichen Stein genau betrachte, ruft der Fakir wieder einige Befehle in der Urdusprache. Bei jedem Wort springt der Ring hoch und fällt wieder hin. Dabei schlägt der Mann mit der rechten Hand den Takt in die Luft, mit der Linken hält er seine Ziehharmonika. Dann beginnt er das Instrument zu spielen, und nun tanzt der Ring vor meinen erstaunten Augen zum Takt der Musik. Zwischen Mann und Ring ist ein großer Zwischenraum, er hat den Ring nicht einmal berührt. Der Gehilfe reicht mir den Ring, an dem ich nichts Besonderes entdecken kann.

Jetzt holt der Fakir wieder etwas aus seinem baumwollenen Bündel: es ist ein rostiger, flacher Eisenstab, der etwa zwei und einen halben Zoll lang und einen halben Zoll dick ist. Als er den Stab auf den Tisch legen will, bitte ich den Gehilfen, das Stückchen Eisen untersuchen zu dürfen. Ich werde nicht daran gehindert. Trotz

sorgfältigster Untersuchung finde ich nichts Verdächtiges, auch keine etwa daran befestigten Fäden. Ebenso wenig ist an dem Tisch irgend etwas Auffälliges zu entdecken.

Der Stab liegt auf der Tischplatte. Der Fakir reibt sich ungefähr eine Minute lang die Hände, beugt sich ein wenig vor und hält beide Hände über den Stab. Ich beobachte jede seiner Bewegungen. Dann zieht er die Hände langsam zurück, wobei die Finger auf den Stab gerichtet bleiben. Dieser folgt seinen Händen und wandert auf der Tischplatte vor- und rückwärts, wie der Fakir will.

Der Zwischenraum zwischen den Fingern des Mannes und dem Stab beträgt etwa fünf Zoll. Ich bitte ihn, den Stab untersuchen zu dürfen, wogegen niemand etwas einzuwenden hat. Ich finde aber wieder nichts, es ist und bleibt ein Stückchen Alteisen. Der Fakir wiederholt das Kunststück mit einem kleinen Messer mit Stahlgriff.

Ich gebe ihm eine reichliche Belohnung und versuche, ihm einige Erklärungen zu entlocken. Er sagt mir, der für dieses Kunststück verwendete Gegenstand müsse im allgemeinen aus Eisen bestehen, da dem Eisen bestimmte mediale Eigenschaften innewohnen. Er habe sich aber in diesen Dingen so weit vervollkommnet, daß er dasselbe auch mit goldenen Gegenständen machen könne. Ich lobe ihn und nenne ihn einen hervorragenden Taschenspieler und Gaukler. Sein Gesicht verfinstert sich, und er verwahrt sich heftig dagegen, zu dieser Klasse von Menschen zu gehören.

«Wie nennen Sie sich denn?» frage ich.

«Ich bin ein echter Fakir», ist seine stolze Antwort, die der Gehilfe mir übersetzt. «Ich bin aus der Schule des . . .» Das letzte Wort, irgend ein Name in der Urdusprache, kann ich nicht verstehen.

Ich erzähle ihm, daß ich mich für dies alles sehr interessiere.

«Ja, das bemerkte ich, noch ehe Sie unter den Zuschauern

standen», erwiderte er etwas dunkel. «Deshalb bat ich Sie, in mein Zelt zu kommen. Glauben Sie nicht, ich sei geldgierig, aber ich brauche eine bestimmte Summe, um ein Grabmal für meinen verstorbenen Meister erbauen zu lassen. Das habe ich mir in den Kopf gesetzt und werde nicht ruhen, bis es fertig ist.»

«Sind diese Kunststücke leicht zu erlernen?» fragte ich. Der Fakir lacht.

«Nur durch jahrelanges Üben erlernt man sie.»

Obwohl ich noch längst nicht frei von Zweifeln bin, muß ich doch zugeben, daß er ein angenehmer und aufrichtiger Mensch zu sein scheint.

Je weiter ich mich aber von dem Zelt entferne, desto ungläubhafter erscheint mir alles. Ich wäre beinahe froh, wenn hier irgendein Trick im Spiele wäre, doch dafür wirkt der Mann viel zu anständig. Wie aber ist es zu erklären, daß er leblose Gegenstände ohne sichtbare Berührung hin und her bewegt? Mir will es nicht in den Kopf, daß man die Naturgesetze beliebig ändern kann, aber vielleicht wissen wir nicht so viel über diese Dinge, wie wir glauben.

★

Puri ist eine der heiligen Städte Indiens. Von altersher stehen hier Klöster und Tempel, und zahllose Pilger kommen alljährlich zu den religiösen Festen in die Stadt. Ich sehe mir die hier zusammengeströmten heiligen Männer an und muß viele meiner früheren ungünstigen Urteile richtig stellen.

Einen der wandernden frommen Männer lerne ich näher kennen. Er spricht gebrochen Englisch und zeigt ein freundliches Wesen. Um den Hals trägt er ein dünnes Kettchen aus getrockneten Beeren. Er erzählt mir, daß er von einem Heiligtum zum anderen pilgert, von einem Kloster zum anderen. Er besitzt nur das, was er auf dem Leibe trägt und bettelt sich sein Essen zusammen. Er will die größten heiligen Stätten des Südens und Ostens aufsuchen. Ich gebe ihm etwas Geld, und er zeigt

mir dafür ein kleines, in tamilischer Sprache gedrucktes, ganz abgegriffenes und stockfleckiges Buch. Es muß schon hundert Jahre alt sein und enthält einige sehr merkwürdige Holzschnitte. Langsam und sehr sorgfältig löst er zwei Bilder aus dem Buch und schenkt sie mir.

Ich gelange zu der Erkenntnis, daß Indiens sogenannte heilige Männer sehr verschieden geartet sind. Viele von ihnen sind gute, harmlose Menschen, ohne besondere Gaben und Kenntnisse. Andere sind im Leben gescheitert, wieder andere suchen auf diese Weise ein faules Leben zu führen. Einige wenige nur treiben ganz unverhohlenen Hexerei. Sie sind Indiens Geisterbeschwörer und treten meist in den kleinen Dörfern auf. Für ein geringes Entgelt fügen sie dem Feind des Auftraggebers Böses zu, befreien den Menschen auf Wunsch von einer unangenehmen Frau oder ebnen ihm den Weg, indem sie seinen Nebenbuhler mit einer geheimnisvollen Krankheit schlagen. Man hört lauter unheimliche Geschichten über diese schwarzen Hexenmeister, die sich ebenfalls als Yogis oder Fakire bezeichnen.

Es gibt aber auch noch eine gebildete Schicht von heiligen Männern, die sich auf der Suche nach der Wahrheit freiwillig kasteien und sich von der menschlichen Gesellschaft ausschließen. Viele der heute lebenden heiligen Männer machen sich derart verdient um die Erhaltung des indischen Idealismus und der indischen Geistigkeit. Es ist nicht ausgeschlossen, daß die Wertlosen unter ihnen in der Überzahl sind, das ist die unvermeidliche Folge der entarteten Geschäftigkeit unserer Zeit und braucht unsere Augen nicht so mit Blindheit zu schlagen, daß wir die wirklich Guten übersehen. Ich verstehe aber die hitzköpfigen Studenten in den Städten, die mir erklären, daß die Ausrottung dieser ‚heiligen Parasiten‘ ein Segen für Indien wäre, verstehe aber auch jene sanfteren Gemüter, die, älter an Jahren und in kleineren Städten lebend, Indien den sicheren Untergang voraussagen, wenn es für seine heiligen Männer nicht mehr sorgen kann.

Für das heutige Indien sind die heiligen Männer ein wirtschaftliches Problem geworden. Scharenweise überschwemmen diese unwissenden und ungebildeten Menschen die Dörfer und versammeln sich bei den religiösen Festen in den Städten. Sie sind Schreckgespenster für die Kinder und freche, lästige Bettler für die Erwachsenen. Sie belasten die Allgemeinheit, denn sie können das, was man ihnen gibt, nicht erwidern. Und trotzdem befinden sich unter ihnen wirklich edle Menschen, die ein angenehmes Leben aufgaben und ihr Vermögen verschenkten, um unbelastet auf die Suche nach Gott zu gehen. Wo sie erscheinen, wirken sie Gutes und bemühen sich, ihre Mitmenschen und sich selbst über den Alltag zu erheben, und das ist sicherlich das Stückchen Brot und die Schüssel Reis wert, die man ihnen gibt.

Ich wandere durch die engen, menschenreichen Gassen Alt-Kalkuttas. Im Zuge habe ich eine Bekanntschaft gemacht, die mir bei meinen seltsamen Forschungen in diesem Lande ein gutes Stück weiter hilft. Der Zug ist, wie die meisten Züge auf den Hauptstrecken, zum Bersten voll. In dem Abteil, wo ich eine Schlafkoje ergattert habe – alle Züge führen Schlafwagen, nur für die niedrigste Klasse nicht –, befindet sich eine sehr gemischte Reisegesellschaft. Alle sprechen so offen über ihre Angelegenheiten, daß man bald weiß, wer und was sie sind. Da ist zum Beispiel ein ehrenwerter Anhänger des Islam im langen, schwarzen Seidenrock, der oben am Hals geknöpft wird. Auf seinem nur dünn behaarten Kopf sitzt ein goldgesticktes schwarzes Käppchen, dazu trägt er weiße Hosen und, zur Vervollkommnung der Aufmachung, rot und grün gestickte Schuhe. Außer ihm sitzen ein Mahratti mit buschigen Brauen und ein Marwari im Abteil, letzterer mit goldenem Turban; er ist, wie fast alle seines Stammes, Geldverleiher von Beruf. Endlich ist noch ein dicker brahmanischer Rechtsanwalt aus Lahore dabei. Alle scheinen wohlhabend zu sein, da sie von ihren Dienern begleitet sind, die an den Haltestellen aus der dritten Klasse nach vorn gestürzt kommen,

um sich nach dem Wohlergehen ihrer Herren zu erkundigen.

Der Mohomedaner wirft mir einen einzigen Blick zu, schließt die Augen und schläft ein. Der Mahratti unterhält sich mit dem Marwari. Der Brahmane ist erst vor kurzem eingestiegen und hat sich noch nicht eingelebt. Ich bin in gesprächiger Stimmung, finde aber niemand, mit dem ich mich unterhalten könnte; die unsichtbare Kluft zwischen West und Ost trennt mich von allen. Ich bin sehr erfreut, als der beleibte Brahmane ein Buch hervorzieht, dessen riesengroß in englischer Sprache gedruckten Titel «Life of Ramakrishna» ich unwillkürlich lese. Ich ergreife die Gelegenheit, ihn in ein Gespräch zu verwickeln. Hat man mir nicht erzählt, Ramakrishna sei der Letzte der sogenannten Rischis, der geistigen Übermenschen, gewesen? Ich befrage meinen Reisegefährten, der mir gerne Auskunft erteilt. Wir sprechen über die höchsten philosophischen Dinge, aber auch über das alltägliche Leben. Den Namen des Rischis spricht er mit Liebe und Ehrfurcht aus, dabei leuchten seine Augen; er ist diesem toten Meister tief ergeben. Während der zwei-stündigen Fahrt höre ich, daß der Brahmane einen Lehrer hat, der zu den wenigen überlebenden Jüngern des großen Ramakrishna gehört. Dieser Meister ist beinahe achtzig Jahre alt und lebt nicht etwa einsam und zurückgezogen, sondern im Herzen von Kalkuttas indischem Viertel. Ich bitte ihn um die Adresse, die er mir gerne mitteilt.

«Sie brauchen als Einführung nichts als den Wunsch, ihn kennenzulernen», sagt der Rechtsgelehrte.

Und so bin ich jetzt in Kalkutta und suche nach dem Hause des Meisters Mahasaya, des betagten Jüngers Ramakrishnas.

Ich gehe durch einen offenen Hof und stehe vor der steilen Treppe eines alten Hauses. Ich steige durch das dunkle Treppenhaus hinauf und trete durch eine Türe in das oberste Stockwerk. Ich befinde mich in einem kleinen Zimmer, von dem aus man auf das flache Dach des Hauses gelangt. Niedrige Ruhebetten ziehen sich an zwei

Seiten des Raumes entlang, außer diesen sind nur eine Lampe und ein Stoß Bücher zu sehen. Ein junger Mann kommt und bittet mich, auf den Meister zu warten, der in einem der unteren Stockwerke ist.

Zehn Minuten vergehen. Ich höre unten jemand ins Treppenhaus treten und habe plötzlich die Gewißheit, daß der Mann dort unten seine Gedanken auf mich richtet. Jetzt hört man ihn ganz langsam die Stufen heraufkommen. Bei seinem Eintritt braucht mir niemand mehr zu sagen, wer er ist. Ein ehrwürdiger Patriarch des Alten Testaments scheint Gestalt angenommen zu haben. Dieser Mann mit dem kahlen Haupt, dem langen weißen Bart, dem ernsten Gesicht, den großen, nachdenklichen Augen und den von der Last der Jahre gebeugten Schultern kann nur der Weise Mahasaya selbst sein.

Er setzt sich auf eines der Ruhebetten und sieht mich an. Die ernste, gesetzte Erscheinung verscheucht mit einem Male allen Spott, alle Lust zu Scherz und Lachen, allen Zynismus und alle düsteren Zweifel, die mich hie und da ergreifen. Jeder kann diesem Manne ansehen, daß er Gott liebt und den edelsten Charakter hat.

Er sagt in ausgezeichnetem Englisch:

«Willkommen hier!»

Er heißt mich näher treten und auf dem Ruhebett neben ihm Platz nehmen. Er hält meine Hand lange in der seinen. Ich stelle mich ihm vor und sage ihm, was mich hergeführt hat. Als ich geendet habe, drückt er mir abermals freundschaftlich die Hand und sagt:

«Eine höhere Macht führt Sie nach Indien und zu den heiligen Männern unseres Landes. Das hat alles einen tieferen Sinn, den die Zukunft Ihnen offenbaren wird. Warten Sie in Geduld!»

«Wollen Sie mir etwas über Ramakrishna erzählen?»

«Darüber spreche ich am allerliebsten. Es ist fast ein halbes Jahrhundert vergangen, seit er von uns ging, die Erinnerung an ihn aber verläßt mich nie. Ich war siebenundzwanzig Jahre alt, als ich ihn kennenlernte und war

während seiner letzten fünf Lebensjahre ständig um ihn. Ich wurde ein anderer Mensch unter dem Einfluß des göttlichen Ramakrishna. Alle, die zu ihm kamen, gerieten in seinen geistigen Bann, ja, er verzauberte sie und fesselte sie an sich. Selbst weltlich eingestellte Menschen, die gekommen waren, um zu spotten, wurden in seiner Gegenwart stumm.»

«Wie können solche Menschen Ehrfurcht empfinden vor dem Geistigen, an das sie doch nicht glauben?» frage ich.

In den Mundwinkeln Mahasayas erscheint ein leises Lächeln.

«Zwei Menschen essen roten Pfeffer. Einer von ihnen kennt den Namen des Gewürzes nicht, hat es vielleicht noch nie gesehen. Der andere weiß, was es ist. Ist der Geschmack nicht für beide der gleiche? Wird der Pfeffer nicht beiden auf der Zunge brennen? Ebenso hat die Unkenntnis der geistigen Größe Ramakrishnas weltlich eingestellte Menschen nicht daran gehindert, den von ihm ausgehenden Geist zu ‚schmecken‘.»

«War er wirklich ein geistiger Übermensch?»

«Ja, nach meiner Ansicht sogar mehr als das. Ramakrishna war im Grunde ein einfacher, ungebildeter Mann ohne Erziehung, so ungebildet, daß er nicht einmal seinen Namen, geschweige denn einen Brief schreiben konnte. Sein Äußeres war schlicht, noch schlichter war sein Leben, und doch folgten ihm die klügsten und kultiviertesten Männer seiner Zeit nach. Sie mußten sich beugen vor seinem gewaltigen Geist, der so stark war, daß man ihn jederzeit spürte. Er lehrte uns, daß Stolz, Reichtum, Ruhm und Erfolg nichtig und vergänglich sind gegenüber dem Geistigen. Oft versank er in einen tranceähnlichen Zustand, der so heilig war, daß wir, die wir um ihn versammelt waren, fühlten: er ist mehr Gott als Mensch. Er besaß die seltene Gabe, seine Schüler durch bloße Berührung in einen ähnlichen Zustand zu versetzen; sie waren während der Dauer dieses Dämmerzustandes in der Lage, die göttlichen Mysterien unmittel-

bar zu verstehen. Lassen Sie mich erzählen, was er aus mir machte.

Ich war nach weltlichen Grundsätzen erzogen worden. Mein Hirn war erfüllt vom Stolz des Wissens. Ich hatte zu verschiedenen Zeiten an mehreren Colleges in Kalkutta Professuren für englische Literatur, Geschichte und Staatswirtschaftslehre innegehabt. Ramakrishna lebte damals im Tempel von Dakshineswar, einige Meilen von Kalkutta flußaufwärts. Dort fand ich ihn an einem unvergeßlichen Frühlingstag und hörte ihn in ganz einfacher Form über seine inneren Erlebnisse sprechen. Ich machte den schwachen Versuch, mit ihm zu disputieren, seine heilige Persönlichkeit aber band mir die Zunge. Ich kehrte wieder zu ihm zurück und konnte nicht mehr leben ohne diesen einfachen, aber göttlichen Menschen. Eines Tages sagte Ramakrishna scherzend: „Ein Pfau bekam Opium und erschien am nächsten Tag zur gleichen Stunde, weil er im Banne des Opiums stand und mehr haben wollte.“ So war es. Nie hatte ich mich so glücklich gefühlt wie in seiner Gegenwart. Kein Wunder, daß ich immer wiederkam. Mit der Zeit gehörte ich zu seinem engsten Schülerkreis, der mehr galt als die gelegentlichen Besucher. Eines Tages sagte der Meister zu mir: „Ich kann in deinen Augen, auf deiner Stirn und in deinem Gesicht lesen, daß du ein Yogi bist. Tu dein Werk, richte aber deine Seele auf Gott. Lebe mit Weib und Kindern, mit Vater und Mutter. Die Schildkröte schwimmt im Wasser des Sees, ihr Sinnen und Trachten aber ist auf die Stelle am Ufer gerichtet, wo ihre Eier liegen. So tu auch du dein Werk in der Welt, aber trachte nach Gott!“

Als unser Meister starb, entsagten die meisten seiner Jünger freiwillig der Welt, zogen das gelbe Kleid an und bemühten sich, Ramakrishnas Wort in Indien zu verbreiten. Ich aber behielt meinen Beruf als Lehrer, ich war fest entschlossen, in der Welt zu bleiben, mich aber von ihr nicht einfangen zu lassen. Dazu gehörte, daß ich manchmal mitten in der Nacht zu der offenen Terrasse vor dem Senatshause ging, um mit den obdachlosen Bettlern

zu schlafen. So fühlte ich mich wenigstens zeitweise wie ein Mensch, der nichts besitzt.

Ramakrishna ist tot. Sie werden aber auf Ihren Reisen durch Indien immer wieder Spuren jener ersten Anhänger finden, sei es auf sozialem, philanthropischem oder medizinischem Gebiet. Was Sie aber nicht so leicht finden werden, sind die durch dieses herrlichen Menschen Einfluß gewandelten Herzen. Sein Wort hat sich von einem Jünger auf den anderen fortgepflanzt und ist weiter verbreitet worden. Ich hatte die schöne Aufgabe, viele seiner Aussprüche in bengalischer Sprache niederzuschreiben; das Buch fehlt in keinem Hause in Bengalen und ist als Übersetzung auch in anderen Teilen Indiens bekannt geworden. Sie sehen, daß Ramakrishnas Einfluß weit über den engen Kreis seiner Schüler hinausgeht.»

Mahasayas Erzählung ist zu Ende. Er schweigt.

«Ich möchte wohl wissen, was Ramakrishna zu einem Menschen sagen würde, der nicht vom Glauben allein selig wird, der auch seinen Verstand und seine Vernunft befriedigen muß», murmele ich.

«Er würde ihm sagen: bete! Das Gebet ist eine gewaltige Macht. Ramakrishna betete selbst zu Gott, daß er ihm Menschen senden möge, die den Geist suchen, und bald darauf stellten sich seine späteren Jünger und andere Anhänger bei ihm ein.»

«Wenn man aber nie gebetet hat, – was dann?»

«Das Gebet ist die letzte Hilfe für den Menschen, das Gebet hilft ihm, wenn sein Verstand ihn im Stiche läßt.»

«Wenn aber jemand zu Ihnen kommt und Ihnen sagt, daß er nicht beten kann, was würden Sie ihm raten?» frage ich mit sanfter Beharrlichkeit.

«Er muß häufig die Gesellschaft heiliger Männer aufsuchen, die wirklich innere Erlebnisse hatten. Ständige Berührung mit ihnen wird seine brachliegende Geistigkeit befreien. Sie lehren ihn die tiefe Sehnsucht nach einem Leben im Geist. Diese Menschen zu suchen, ist der

erste Schritt, ebensooft aber auch der letzte, wie Ramakrishna zu sagen pflegte.»

Unser Gespräch behandelt die höchsten und heiligsten Dinge. Im Laufe des Abends kommen noch andere Besucher. Der bescheidene Raum ist voll von den indischen Schülern Mahasayas, die allabendlich in das vierte Stockwerk dieses hohen Hauses kommen, um wißbegierig jedes Wort ihres Meisters in sich aufzunehmen.

Auch ich komme von nun an Abend für Abend, nicht so sehr, um Mahasayas frommen Worten zu lauschen, sondern um mich an seiner Gegenwart zu erfreuen. Die von ihm ausgehende Stimmung ist sanft, schön und liebevoll, er hat die innere Seligkeit erreicht, die er anderen Menschen mitteilt. Oft vergesse ich seine Worte, nie aber vergesse ich sein gütiges Wesen. Das, was ihn zu Ramakrishna zog, scheint mich zu ihm zu ziehen. Wie unendlich groß muß der Einfluß des Lehrers gewesen sein, wenn der Schüler eine so große Wirkung hat!

Der letzte Abend ist da. Ich merke nicht, wie die Zeit vergeht. Glückselig sitze ich neben Mahasaya auf dem Divan. Unser Gespräch hat bis jetzt keine Unterbrechung erfahren, endlich aber sind wir stumm. Der gute Meister führt mich an der Hand auf das flache Dach, wo ich im hellen Mondlicht Reihen hoher Pflanzen in Töpfen und Fässern stehen sehe. Unter uns liegt das Lichtermeer von Kalkutta. Es ist Vollmond. Der Meister zeigt in die runde Scheibe des Mondes und versinkt in stilles Gebet. Ich stehe an seiner Seite und warte, bis er geendet hat. Dann wendet er sich, hebt segnend die Hand und berührt ganz leicht meine Stirn. Ich beuge mich in Demut, obwohl ich kein religiöser Mensch bin. Nachdem es einige Augenblicke still zwischen uns war, sagt er leise:

«Mein Werk ist fast vollendet und dieser Leib hat bald vollbracht, was Gott ihm aufgab*. Nehmen Sie meinen Segen, bevor Sie gehen.»

Er hat alles in mir aufgewühlt. An Schlaf ist nicht zu denken, ich wandere deshalb straßauf und straßab.

* Nicht lange danach erfuhr ich, daß er starb.

Wenn ein Mensch mich meinen Zweifeln entreißen und mir zum einfachen, schlichten Glauben verhelfen könnte, dann wäre es einzig und allein der Meister Mahasaya.

★

«Sie haben ihn verfehlt. Vielleicht war es Schicksal. Wer weiß?»

Der Sprecher ist Dr. Bandyopadhya, Chefarzt eines großen Krankenhauses in Kalkutta und einer der geschicktesten Chirurgen der ganzen Stadt. Er hat etwa sechstausend Operationen ausgeführt, und eine lange Schleppe von Titeln hängt an seinem Namen. Er war so liebenswürdig, mit mir zusammen das, was ich über das Yoga der Körperbeherrschung gehört hatte, zu untersuchen und zu sichten. Er konnte mir als Wissenschaftler und großer Anatom bei meinem Bestreben helfen, das Yoga von einer rein verstandesmäßigen Ebene aus zu betrachten.

«Ich weiß fast nichts über Yoga», gesteht er mir. »Was Sie erzählen, ist für mich neu. Ich habe noch nie einen echten Yogi getroffen, allerdings mit Ausnahme Narasingha Swamis, der vor nicht allzu langer Zeit nach Kalkutta kam.»

Als ich nach dem jetzigen Aufenthaltsort dieses Yogi frage, bekomme ich eine enttäuschende Auskunft.

«Narasingha Swami tauchte plötzlich in Kalkutta auf, verursachte größtes Aufsehen und verschwand, ich weiß nicht wohin. Es hieß, er sei aus einem stillen Ort des Inneren gekommen und wahrscheinlich dorthin zurückgekehrt.»

«Ich möchte wissen, was er tat.»

«Er war für kurze Zeit hier das Stadtgespräch. Er wurde entdeckt von Dr. Neoghy, Professor für Chemie am Presidency College der Universität Kalkutta. Dr. Neoghy sah, wie der Yogi zwei oder drei Tropfen einer giftigen Flüssigkeit aufleckte und glühende Kohlen so lange im Munde hielt, bis sie ausgeglüht waren. Dr. Neoghy interessierte sich für den Mann und konnte ihn dazu bewegen,

nach Kalkutta zu kommen. Man veranstaltete in der Universität einen Abend, an dem Narasingha Swami vor einem nur aus Wissenschaftlern und Ärzten bestehenden Publikum seine Fähigkeiten unter Beweis stellen sollte. Auch ich befand mich unter den Zuschauern. Die Vorführung fand im großen Physiksaal des Presidency College statt. Wir waren alle sehr kritisch eingestellt. Ich selbst habe nie viele Gedanken auf Religion, Yoga oder ähnliche Dinge verwendet, da mein Beruf mich ganz in Anspruch nahm.

Der Yogi stand auf der Experimentierbühne. Man reichte ihm Gifte, die man aus dem Laboratorium des College geholt hatte. Zuerst gab man ihm Schwefelsäure. Er träufelte sich einige Tropfen auf die flache Hand und leckte sie mit der Zunge auf. Dasselbe machte er mit Karbolsäure. Dann gaben wir ihm ein tödliches Gift, Zyankali, und auch das schluckte er herunter, ohne daß es ihm etwas antat. Das schien einfach unglaublich, aber wir hatten es schließlich mit eigenen Augen gesehen. Das von ihm eingenommene Gift hätte jeden anderen Menschen innerhalb von drei Minuten getötet, er aber stand lächelnd da.

Dann wurde eine dickwandige Flasche zerbrochen, die einzelnen Stücke wurden zu einem feinen Pulver zerstoßen, das Narasingha Swami schluckte. Ein solches Pulver kann einen Menschen langsam töten. Drei Stunden nach dieser eigenartigen Mahlzeit wurde dem Yogi durch einen Arzt der Magen ausgepumpt. Das Gift war noch vorhanden, und am nächsten Tag fand man das pulverisierte Glas in seinem Stuhl.

Alles wurde mit äußerster Gründlichkeit durchgeführt. Die zerstörende Wirkung der Schwefelsäure wurde an einer Kupfermünze in Augenschein gebracht. Unter den Anwesenden befand sich auch der berühmte Wissenschaftler und Inhaber des Nobelpreises, Sir C. V. Raman, der die Vorführung als eine Herausforderung an die gesamte moderne Wissenschaft bezeichnete. Als der Yogi gefragt wurde, wie es ihm möglich sei, seinem Körper

dies alles zuzumuten, sagte er uns, daß er sofort nach seiner Heimkehr in eine Yoga-Trance versinken müßte, um durch größte geistige Konzentration die tödliche Wirkung des Giftes auszuschalten*.

«Haben Sie als Mediziner eine Erklärung dafür?»

Der Arzt schüttelt den Kopf.

«Nein, für mich ist dies ein Rätsel.»

Zu Hause angelangt, suche ich in meinem Koffer nach dem Heft, in dem ich meine Unterhaltung mit Brama, dem Einsiedler vom Flusse Adyar, niedergeschrieben habe. Hastig durchblättere ich die Seiten und finde folgenden Satz: «Gift, und sei es auch noch so stark, kann dem Eingeweihten, der die ‚Große Übung‘ beherrscht, nichts anhaben. Diese Übung besteht aus einer bestimmten Stellung des Körpers, verbunden mit Atemübungen, Anspannung der Willenskraft und geistiger Konzentration. Gemäß unserer Überlieferung wird der Eingeweihte dadurch in die Lage versetzt, alles, sogar Gift, unbeschadet in sich aufzunehmen. Die Übung ist äußerst schwierig und muß regelmäßig ausgeführt werden, wenn sie ihre Wirkung behalten soll.»

Als Brama mir damals von dieser Unempfindlichkeit gegen Giftstoffe erzählte, hielt ich alles für unglaublich und unmöglich. Heute aber sind meine Ansichten über die Grenzen des Menschenmöglichen stark erschüttert. Schon oft habe ich gestaunt über die unfaßbaren Aufgaben, welche die Yogis sich stellen. Vielleicht aber wissen sie um Geheimnisse, die wir im Westen durch Tausende von wissenschaftlichen Versuchen vergeblich zu entdecken suchen.

* Einige Zeit darauf kam der Yogi wieder nach Kalkutta und ging von dort nach Rangoon, wo er eine ähnliche Vorführung gab. Unerwartete Besucher hinderten ihn daran, wie gewöhnlich in die Trance zu versinken. Die Folge davon war, daß er ganz schnell starb.

DER WUNDERTATER VON BENARES

Meine Wanderungen durch Bengalen werden wohl nie zu Papier gebracht werden, und auch die Einladung dreier tibetanischer Lamas, denen ich unerwartet bei Buddha-Gaya begegne, in ihr Bergkloster zu kommen, muß ich ablehnen, denn ich kann es nicht erwarten, die heilige Stadt Benares zu sehen.

Donnernd fährt der Zug über die große Eisenbahnbrücke vor der Stadt. Dieses Donnern verkündet, daß auch hier die Zivilisation eine veraltete und erstarrte Gesellschaftsform mehr und mehr verdrängt. Der heilige Ganges wird nicht mehr lange heilig sein, wenn fremdrassige Ungläubige in schnaubenden Dampffossen über seine Fluten dahinrasen.

Das ist also Benares! Auf dem Bahnhof wogt eine riesige Menschenmenge, lauter Pilger, auf und ab. Ich steige in einen Wagen und fahre durch eine staubige Straße. Ein befremdender Geruch liegt in der Luft. Ich tue, als ob ich ihn nicht bemerke, er wird aber immer stärker und ist nicht mehr wegzuleugnen. Das also ist Indiens heiligste Stadt! Ihr Geruch ist höchst unheilig. Benares soll die älteste Stadt Indiens sein, – ihr Geruch bestätigt diesen Ruf. Die üble Luft ist fast unerträglich, und ich fange an, den Mut zu verlieren. Soll ich mich lieber wieder zum Bahnhof zurückfahren lassen? Ist es nicht besser, man bleibt ein schnöder Ungläubiger in reiner Luft, als daß man einen so hohen Preis für die Frömmigkeit zahlt? Nein: man wird sich mit der Zeit sogar an diese Luft gewöhnen, wie man sich schon an ganz andere Dinge in diesem alten Land gewöhnt hat. Benares, du magst der Mittelpunkt der hinduistischen Kultur sein, du solltest aber trotzdem von den unfrohen Weißen lernen und deine Heiligkeit mit ein wenig Hygiene verbrämen!

Ich erfahre, daß der Gestank von den Straßen aufsteigt, die mit einem Gemisch aus Kuhdung und Erde gepflastert sind. Obendrein pflegt die Bevölkerung seit Menschengedenken ihre Abfälle in den alten Gräben zu werfen, der die Stadt umgibt. Will man den indischen Chroniken glauben, so bestand die Stadt Benares schon zwölfhundert Jahre vor Anbruch des christlichen Zeitalters. Aus allen Teilen des Landes strömten die Inder in die heilige Stadt, genau wie die frommen Engländer im Mittelalter in die heilige Stadt Canterbury pilgerten. Reiche und arme kranke Hindus kommen auch heute noch, um hier ihre letzten Tage zu verbringen, denn wer in Benares stirbt, gelangt unmittelbar ins Paradies.

Am nächsten Tag gehe ich zu Fuß durch das alte Kashi – so nennen die Inder die heilige Stadt. Ich wandere durch das Gewirr enger, gewundener Gassen, aber mein zielloses Schweifen ist nicht ohne Absicht: in meiner Tasche steckt ein Zettel, auf dem die Wohnung eines Yogi beschrieben ist; ich lernte einen seiner Schüler in Bombay kennen. Ich komme durch drückend heiße und dumpfe Gassen, die zu eng sind, als daß ein Wagen durchfahren könnte. Im Gewühl der Bazare drängen sich in brühter Hitze die Völker der verschiedensten Rassen, es wimmelt von Fliegen und rühdigen Hunden. Man begegnet alten Weibern mit grauen Haaren und welken Brüsten, Jungen, schlanken Frauen mit glatten, braunen Gliedern, Pilgern mit Rosenkränzen, die ihr frommes Verslein wohl schon fünfzigtausendmal gemurmelt haben, und hageren, mit Asche beschmierten Asketen. Auf einmal stehe ich vor dem Goldenen Tempel, der sich inmitten lauter, bunt belebter Straßen erhebt. Er ist allen Strenggläubigen Indiens bekannt. Vor dem Eingang kauern fromme Büßer mit Asche im Gesicht; ihr schmutziges Äußere ist für einen Europäer abstoßend. Ein endloser Strom von Gläubigen flutet ein und aus, viele sind mit bunten Kränzen geschmückt, und das ganze Bild ist recht farbenfroh. Die Gläubigen legen beim Verlassen des Tempels die Stirn an die steinernen Türpfosten und

bleiben im Umdrehen beim Anblick des weißen Ungläubigen wie angewurzelt stehen. Wieder fühle ich die unsichtbare Kluft zwischen uns.

Zwei goldene Kuppeln glänzen in der flimmernden Sonne, krächzend fliegt ein Papageienschwarm um einen Turm. Der Goldene Tempel ist dem Gotte Shiva geweiht. Wo mag jetzt der Gott sein, den die Hindus anrufen, zu dem sie beten und vor dessen Statue sie Blumen und Reis niederstellen? Ich gehe weiter und komme zu einem Tempel, der dem Gotte Krishna geweiht ist. Vor einem goldenen Bilde des Gottes wird Kampfer verbrannt, unablässig rufen die Tempelglocken, und der Klang der Muschelhörner dringt herauf an die Ohren des Gottes, die nichts hören können. Ein hagerer, strenger Priester kommt aus dem Tempel und blickt mich prüfend an. Ich gehe weiter. Wer zählt die Götterbilder in den Tempeln und Häusern von Benares? Wer begreift die ernsthaften Hindus, die oft so kindlich und oft so tief philosophisch sein können?

Ich streife einsam durch dunkle Gassen auf der Suche nach dem Hause des wundertätigen Mannes. Mein Weg führt mich jetzt durch breite Straßen. Ich begegne einer Schar zerlumpfter Knaben, Jünglinge und erwachsener Männer, die im Gänsemarsch an mir vorübergehen. Der Anführer trägt eine etwas dürftige Fahne mit unleserlicher Inschrift. Sie rufen Schlagworte, dann wieder singen sie. Sie mustern mich im Vorbeigehen mit feindseligem Blick, es scheint sich also um einen Umzug politischer Art zu handeln. Am Abend vorher hatte auf einem übervollen Bazar, wo es außer mir keinen Europäer und auch keinen Polizisten gab, jemand hinter mir gezischt, man werde mich niederknallen; ich fuhr herum und blickte in teilnahmslose, leere Gesichter. Der jugendliche Fanatiker – der Stimme nach handelte es sich um einen Jugendlichen – war in der Dunkelheit untergetaucht. Mitleidig betrachte ich diesen kläglichen Umzug: die trügerische Politik, die allen etwas verheißt, hat wieder neue Opfer gefunden.

Endlich komme ich in eine Straße mit großen, schönen Häusern, die in geräumigen und saubereren Höfen stehen. Ich beschleunige meine Schritte und stehe plötzlich vor einem Tor, auf dessen steinernem Pfosten der Name Vishudhananda zu lesen ist. Das ist das gesuchte Haus. Auf der Veranda sehe ich einen jungen Mann mit dummem Gesicht. Ich frage ihn auf hindustanisch:

«Wo ist der Meister?»

Er schüttelt nur den Kopf und gibt mir zu verstehen, daß hier niemand dieser Art wohnt. Ich nenne den Namen des Lehrers, bekomme aber wieder eine verneinende Antwort. Das ist nicht gerade ermutigend, ich bin aber fest entschlossen, nicht zu wanken und zu weichen. Eine innere Stimme sagt mir, daß der junge Mann wahrscheinlich glaubt, ein Europäer könne hier unmöglich etwas suchen wollen und müsse wohl in ein falsches Haus geraten sein. Ich sehe ihn mir noch einmal an – er ist wirklich recht dumm. Seine heftigen Gebärden nicht beachtend, gehe ich an ihm vorbei geradewegs in das Haus.

Ich komme in ein Zimmer und sehe mich unvermutet einem Halbkreis dunkelhäutiger Gesichter gegenüber. Einige gut gekleidete Inder hocken auf dem Boden, im Hintergrund des Raumes steht ein Ruhebett, auf dem ein bärtiger alter Mann liegt. Sein ehrwürdiges Äußere und der Ehrenplatz, den er einnimmt, sagen mir, daß er der Gesuchte ist. Ich erhebe die zusammengelegten Hände zum Gruß an die Stirn:

«Friede sei mit Euch, Meister!» Das ist der gebräuchliche Gruß. Ich ziehe mein Empfehlungsschreiben aus der Tasche und stelle mich vor als reisender Schriftsteller, der die indische Philosophie und die indische Mystik kennenlernen möchte. Ich füge hinzu, daß der Schüler, den ich in Bombay traf, mir zwar gesagt habe, der Meister zeige seine wunderbaren Fähigkeiten nie in der Öffentlichkeit, zeige sie einem Fremden auch nicht einmal allein; daß ich aber auf Grund meines großen Interesses an der uralten Wissenschaft darum zu bitten wage, als

Ausnahme gelten zu dürfen. Stumm blicken die Schüler einander an, dann wenden sich aller Augen dem Meister zu; man ist auf seine Antwort gespannt. Vishudhananda ist nach meiner Schätzung über siebzig Jahre alt. Er hat eine kurze Nase und einen langen Bart. Auffallend sind seine großen, tief in den Höhlen liegenden Augen. Die heilige Brahmanenschnur hängt ihm um den Hals. Der Alte sieht mich mit kühlem Blick an; mir ist nicht ganz geheuer, in diesem Zimmer scheint eine fremde Macht zu hausen. Mir wird immer unbehaglicher.

Endlich sagt er auf Bengalisch etwas zu einem der Schüler, der mir übersetzt, daß ich nur vorgelassen werden kann, wenn ich als Dolmetscher den Pundit Kavirj, einen gelehrten Brahmanen und Leiter der Sanskrit-Schule, mitbringe. Der Pundit spricht fließend englisch, war außerdem lange Zeit Schüler Vishudhanandas und ist deshalb als Vermittler besonders gut geeignet.

«Kommen Sie mit ihm morgen nachmittag um die vierte Stunde», sagt der Lehrer.

Ich bin also entlassen. Auf der Straße winke ich einem Wagen und lasse mich durch gewundene Straßen in die Sanskrit-Schule fahren. Der Pundit ist nicht da; jemand meint, er wäre wohl zu Hause. Ich muß also wieder eine halbe Stunde weit fahren und finde ihn endlich in einem großen, alten Haus, das mit seinem vorragenden Obergeschoß an ein mittelalterliches italienisches Haus erinnert. Der Brahmane sitzt auf dem Boden eines Dachzimmers zwischen Bücherhaufen, Papieren und gelehrtem Kram. Er hat die hohe Stirn, die schmale, lange Nase und die helle Haut des Brahmanen. Er hat ein feines Gelehrten Gesicht. Ich trage ihm meine Bitte vor. Er zögert ein wenig mit der Antwort, willigt aber schließlich doch ein, mich andern Tags zu begleiten. Wir verabreden die Stunde, und ich verlasse ihn.

Ich fahre zum Ganges, schicke den Wagen fort und schlendere am Ufer entlang. Der Uferstrand ist für die badenden Pilger in lange Reihen steinerner Stufen umgewandelt worden, die durch jahrhundertlanges Betreten

ganz ausgehöhlt sind. Wie unordentlich und ungleichmäßig ist die dem Fluß zugekehrte Seite der Stadt! Tempel ragen tief in den Fluß hinein, glänzende Kuppeln stehen neben flachen, breit gelagerten und reich verzierten Palästen von verschiedener Höhe. Alte und neue Bauten sind bunt durcheinandergewürfelt. Es wimmelt von Priestern und Pilgern. In kleinen, nach vorn offenen Häusern sitzen gelehrte Brahmanen und erteilen Unterricht. Die Wände der Häuser sind weiß getüncht, die Lehrer hocken auf kleinen Teppichen, um sie herum sitzt ehrfurchtsvoll die Schar ihrer Schüler.

Ein bärtiger Heiliger erweckt meine Aufmerksamkeit. Ich höre, daß er vierhundert Meilen weit durch den Staub bis hierher gerollt ist, eine merkwürdige Pilgerfahrt! Ein Stück weiter begegne ich wieder einem eigenartigen Menschen: er hält seit Jahren den einen Arm steil in die Höhe gereckt. Die Sehnen und Bänder des unglückseligen Gliedes sind zusammengeschrumpft, die Haut ist wie Pergament. Wie kann man sich solche Sinnlosigkeiten erklären? Hat die unerbittliche tropische Sonne diesen Männern den Verstand zerstört? Vielleicht ist eine Temperatur von neunundvierzig Grad Celsius im Schatten auf die Dauer zuviel für diese Unglücklichen, zumal das ganze Volk zum religiösen Wahnsinn neigt.

★

Am folgenden Tage fahren der Pundit Kavirj und ich um Punkt vier Uhr vor dem Hause des Meisters vor. Wir betreten den großen Raum und begrüßen den Alten. Etwa sechs Schüler sind anwesend. Vishudhananda bittet mich, näherzutreten, ich hocke mich also wenige Schritte von seinem Lager entfernt nieder.

«Wollen Sie eines meiner Wunder sehen?» lautet seine erste Frage.

«Wenn der Meister mir gütigst eines zeigen will, würde ich mich sehr freuen.»

«Geben Sie mir Ihr Taschentuch, am besten ein seidenes», übersetzt der Pundit. «Ich werde jetzt jeden Wohlgeruch,

den Sie mir nennen, herbeiholen, unter Zuhilfenahme eines Brennglases und der Sonnenstrahlen.»

Gottlob habe ich ein seidenes Tuch bei mir und reiche es dem Meister. Er nimmt eine kleine Lupe zur Hand und läßt mir sagen, daß er die Sonnenstrahlen auffangen wird, daß dies aber nicht unmittelbar geschehen kann. Ein Schüler muß vom Hof aus die Sonnenstrahlen mit einem Handspiegel durch das offene Fenster in den Raum zurückwerfen.

«Ich hole jetzt für Sie einen Wohlgeruch aus der Luft», sagt Vishudhananda. «Was möchten Sie haben?»

«Weißten Jasmin.»

Er nimmt mein Taschentuch in die linke Hand und hält die Lupe darüber. Ein heller Sonnenstrahl trifft zwei Sekunden lang auf das seidene Gewebe. Dann legt der Alte die Lupe beiseite und gibt mir das Taschentuch wieder. Ich halte es an die Nase und werde durch den schönsten Jasminduft belohnt.

Ich untersuche das Taschentuch, entdecke aber keine feuchte Stelle, es ist also kein flüssiges Parfüm daraufgeträufelt worden. Verwundert und ungläubig sehe ich den Alten an, der sich sogleich anbietet, den Versuch zu wiederholen. Beim zweitenmal wünsche ich mir Rosenöl und beobachte jede Bewegung des Alten, verfolge mit den Augen seine Hände, kann aber nichts Verdächtiges sehen. Er wiederholt die erste Vorführung und bringt es fertig, daß eine andere Ecke des Taschentuches nach Rosenöl duftet. Zum drittenmal wähle ich Veilchenduft, und auch den zaubert er herbei.

Vishudhananda scheint sich nicht viel auf dieses Wunder einzubilden und behandelt die ganze Vorführung als etwas Nebensächliches. Sein ernster Gesichtsausdruck verändert sich nicht.

«Jetzt will ich selbst die Art des Wohlgeruches bestimmen», sagt er ganz unvermittelt. «Ich will den Duft einer Blume hervorbringen, die nur in Tibet wächst.»

Er bestrahlt die vierte Ecke meines Taschentuches, die daraufhin einen mir unbekanntem Duft ausströmt.

Stauend stecke ich das Tuch wieder ein. Dieses Kunststück hat die Grenze des Wunderbaren erreicht. Hat der Alte die Wohlgerüche in den Falten seines Gewandes versteckt? Würde er dann nicht aber Unmengen bei sich tragen müssen, da er doch nicht vorher wissen konnte, welchen Wohlgeruch ich wählen würde? In diesem schlichten Gewand wäre außerdem nicht genug Platz, auch sah ich seine Hand nicht ein einziges Mal in den Stoffalten verschwinden. Ich bitte ihn um die Lupe: es ist ein einfaches Vergrößerungsglas mit stählernem Rand und Griff, irgend etwas Besonderes kann ich nicht entdecken. Die Tatsache, daß Vishudhananda außer von mir noch von einigen Schülern beobachtet wurde, ist eine weitere Gewähr für seine Ehrlichkeit. Der Pundit hat mir bereits mitgeteilt, daß es sich bei ihnen allen um angesehene und gebildete Leute handelt.

Sollte Hypnose im Spiele sein, so wäre das leicht festzustellen. Ich brauche zu Hause das Tuch nur anderen Leuten vorzuzeigen.

Vishudhananda kann mir ein noch viel größeres Wunder zeigen, das er nur selten vorführt. Dazu braucht er aber volles Sonnenlicht; da die Sonne jedoch im Sinken ist, bittet er mich, an einem anderen Tage der Woche um die Mittagsstunde wiederzukommen. Er wird ein totes Lebewesen für kurze Zeit wieder ins Leben zurückrufen.

Ich fahre nach Hause und zeige das Taschentuch drei Personen, die alle noch starke Spuren der Wohlgerüche wahrnehmen. Hypnose also kann hier nicht vorliegen, und Betrug ist es auch nicht.

☆

Wieder bin ich im Hause des Zauberers. Er sagt mir, daß er nur kleine Tiere vom Tode auferwecken kann, meist benutzt er dazu einen Vogel. Ein Spatz wird eingefangen und eine Stunde lang vor uns hingelegt, damit wir uns restlos davon überzeugen können, daß er tot ist. Die Augen sind starr, der kleine Körper ist ganz steif, das Tier gibt nicht das geringste Lebenszeichen von sich.

Der Alte nimmt das Vergrößerungsglas zur Hand und hält es in der prallen Sonne an das Auge des Vogels. Einige Minuten verstreichen, der alte Mann ist tief nach vorne gebeugt, seine Augen sind wie aus Glas, sein kühles Gesicht verrät keinerlei Erregung. Plötzlich summt er eine eigentümliche Melodie vor sich hin, die Worte verstehe ich nicht. Bald darauf beginnt der kleine Vogelkörper zu zucken, der Spatz schlägt schwach mit den Flügeln. Nach einigen Minuten ist er auf den Beinen und hüpfert umher. Er gewinnt soviel Kraft, daß er im Zimmer umherfliegen und sich hier und da niedersetzen kann. Es ist kaum glaublich, ich muß alle meine Sinne zusammenreißen und mir immer wieder sagen, daß Dinge und Menschen rings um mich wirklich und kein Traum sind.

Die Spannung dauert eine halbe Stunde, ich beobachte das hin- und herflatternde Tier. Auf einmal fällt der arme Spatz zu Boden und bleibt still zu unseren Füßen liegen. Wir untersuchen den kleinen Körper; er atmet nicht mehr, er ist tot.

«Hätten Sie ihn noch länger leben lassen können?» frage ich den Wundertätigen.

«Das ist das Äußerste, was ich Ihnen vorführen kann», antwortet er mit unmerklichem Achselzucken. Der Pundit flüstert mir zu, daß man bei der nächsten Zusammenkunft auf mehr hoffen könne, sein Meister sei größerer Dinge fähig, nur dürfe man seine Bereitwilligkeit nicht mißbrauchen und ihn nicht zum Jahrmarktsgaukler herabwürdigen. Ich muß mich für heute begnügen mit dem, was ich gesehen habe. Wieder werde ich von der in diesem Raume herrschenden geheimnisvollen Stimmung ergriffen, zumal man mir noch mehr verspricht. Es heißt, der Meister könne frische Trauben aus der Luft holen, aus dem Nichts Zuckerwerk hervorzaubern und einer verwelkten Blume in seiner Hand die alte Frische wiedergeben.

✱

Welches Geheimnis steckt hinter diesen Wundern? Ich versuche etwas zu erfahren und bekomme zur Antwort eine Erklärung, die keine ist. Das Geheimnis bleibt also hinter der breiten Stirne des wundertätigen Alten verborgen. Er hat bis heute nicht einmal seinem liebsten Schüler etwas verraten.

Er erzählt mir, daß er in Bengalen geboren wurde. Als er dreizehn Jahre alt war, wurde er von einem giftigen Tier gebissen und so krank, daß seine Mutter ihn aufgab. Sie brachte ihn zum Ganges, wo er sterben sollte, denn der Hinduismus kennt keinen schöneren und frömmereu Tod als am Ufer des heiligen Stromes. Man trug ihn zum Ufer, wo die trauernde Familie versammelt war, und senkte ihn ins Wasser. Aber es geschah ein Wunder: je tiefer man ihn hinabließ, desto mehr wich das Wasser von seinem Körper zurück. Wenn man ihn wieder hochzog, stieg auch das Wasser wieder bis zu seiner normalen Höhe an. Immer wieder versuchte man, ihn einzutauchen, immer tiefer aber sank das Wasser; kurzum, der Ganges weigerte sich, den sterbenden Knaben aufzunehmen. Vom Ufer aus beobachtete ein Yogi den Vorfall, stand auf und weissagte, daß der Knabe im Leben Großes erreichen werde, daß sein Schicksal ein günstiges sei, denn er dürfe ein berühmter Yogi werden. Der Mann bestrich die Wunde des Knaben mit einigen Kräutern und verschwand. Nach sieben Tagen kam er wieder und erklärte den Eltern, daß der Knabe nunmehr geheilt sei, was auch wirklich zutraf. Seltsamerweise aber hatte das Wesen des Kindes sich inzwischen vollständig geändert. Der Knabe wollte nicht mehr bei seinen Eltern bleiben, sondern hatte den innigen Wunsch, ein wandernder Yogi zu werden. Er bestürmte seine Mutter so lange mit Bitten, bis sie ihn nach einigen Jahren ziehen ließ. Er begab sich auf die Suche nach den Eingeweihten des Yoga und ging zunächst nach Tibet, in das geheimnisvolle Land jenseits des Himalaja. Dort hoffte er unter den sagenhaften wundertätigen Einsiedlern den ihm vom Schicksal bestimmten Meister

zu finden. Der Inder glaubt felsenfest, daß man nur als Schüler eines Eingeweihten selbst ein Yogi werden kann. Der junge Bengale besuchte die einsamen Männer, die in Höhlen und Hütten vor den heulenden Schneestürmen Schutz suchen, aber er mußte enttäuscht nach Hause zurückkehren.

Jahre vergingen, ohne daß sich sein Wunsch erfüllte. Wieder überschritt er die Grenze und durchwanderte die düsteren Einöden des südlichen Tibet. Tief in den Bergen fand er eines Tages in einer schlichten Behausung den langgesuchten Lehrer.

Was ich nun höre, klingt ganz unglaublich. Einst hätte ich darüber hellauf gelacht, heute aber läßt es mich aufhorchen. Man sagt mir nämlich allen Ernstes, daß dieser tibetanische Weise nicht weniger als eintausendzweihundert Jahre alt sei. Das teilt man mir ebenso ruhig mit, als ob ein nüchterner Europäer mir erzählte, daß er vierzig Jahre alt sei. Schon zweimal bin ich der merkwürdigen Legende der Langlebigkeit begegnet, hatte sie aber beide Male als phantastisch von mir gewiesen.

Der tibetanische Meister lehrte den jungen Vishudhananda die Gesetze des Yoga der Körperbeherrschung. Unter seiner strengen Anleitung entwickelte der Schüler außergewöhnliche körperliche und geistige Fähigkeiten. Er wurde außerdem in einer anderen Wissenschaft unterrichtet, die er als Sonnenlehre bezeichnet. Zwölf Jahre lang hielt er es in den rauhen Schneebergen aus, er saß zu Füßen eines Meisters, der die Unsterblichkeit besaß. Dann schickte man ihn nach Indien zurück. Er stieg über die Bergpässe in die Ebene hinab und wurde dort ein Lehrer des Yoga. Er lebte einige Zeit in Puri am Golf von Bengalen, wo er heute noch ein großes Haus besitzt. Seine Schüler gehören ausschließlich einer höheren Schicht von Hindus an: sie sind reiche Kaufleute, Grundbesitzer, Regierungsbeamte, sogar ein Raja ist darunter. Es scheint mir, aber vielleicht irre ich mich, als ob eine bescheidenere Klasse von Menschen von ihm nicht gerade ermutigt würde.

«Wie konnten Sie die mir gezeigten Wunder vollbringen?» frage ich ohne Umschweife.

Vishudhananda legt die dicken Hände übereinander.

«Was Sie gesehen haben, hat mit Yoga nichts zu tun, sondern beruht auf der Sonnenlehre. Das Wesentliche des Yoga ist für einen Yogi die Entwicklung der Willenskräfte, außerdem geistige Konzentration. Die Sonnenlehre bedarf dieser Eigenschaften nicht, sie ist eine Sammlung von Geheimnissen, und es erfordert keine besondere Schulung, sich dieser Geheimnisse zu bedienen. Man kann die Sonnenlehre genau so erlernen, wie man als Westländer die praktischen Wissenschaften erlernen kann.»

Der Pundit Kavirj fügt diesen Worten hinzu, daß diese seltsame Lehre noch am ehesten mit der Elektrizität und dem Magnetismus zu vergleichen ist. Ich tappe aber nach wie vor im Dunkeln, deshalb läßt sich der Meister zu weiteren Erklärungen herab.

«Die aus Tibet stammende Sonnenlehre ist nichts Neues. Schon den großen indischen Yogis der alten Zeit war sie bekannt, heute aber hat man sie in unserem Lande fast vergessen. Die Sonnenstrahlen enthalten eine belebende Kraft. Sie selbst können Wunder tun, wenn Sie sich der belebenden Elemente des Sonnenlichtes zu bedienen wüßten. Dem Sonnenlicht wohnen ferner ätherische Kräfte inne, die magische Wirkungen erzielen, wenn man Herr über sie wird.»

«Machen Sie Ihre Schüler mit den Geheimnissen der Sonnenlehre bekannt?»

«Noch nicht, ich beabsichtige es aber zu tun. Einigen ausgewählten Schülern werden die Geheimnisse enthüllt. Wir bauen augenblicklich ein Laboratorium mit Übungs- und Vorführräumen.»

«Was lernen Ihre Schüler jetzt?» «Ich mache sie mit den Grundlagen des Yoga bekannt.»

Der Pundit zeigt mir das Laboratorium: es ist ein neuzeitlicher mehrgeschossiger Bau von ausgesprochen europäischem Aussehen. In den roten Backsteinmauern sind

große Lücken freigelassen, in die demnächst Glasscheiben eingesetzt werden sollen. Für die Versuche im Laboratorium bedarf es roten, blauen, grünen, gelben und gewöhnlichen Glases, in dem sich die Sonnenstrahlen brechen sollen. Der Pundit erzählt mir, daß keine indische Fabrik diese riesengroßen Glasscheiben herstellen kann, und daß deshalb der Bau zum Stillstand gekommen ist. Er bittet mich, in England nach einer Fabrik suchen zu lassen, betont aber, daß bei der Herstellung streng nach den Angaben des Meisters zu verfahren sei. Die Hersteller müßten sich zum Beispiel verpflichten, daß das Glas keine Luftblasen enthalte, daß ferner das farbige Glas ganz klar und lichtdurchlässig sei. Jede der Glasscheiben müsse zwölf Fuß lang, acht Fuß breit und einen Zoll dick sein*. Das Laboratorium liegt inmitten großer Gärten und ist gegen neugierige Blicke durch eine Reihe von Fächerpalmen geschützt. Ich kehre zu dem alten Zauberer zurück und setze mich wieder vor ihm nieder. Die Schüler haben sich zurückgezogen, nur zwei oder drei sind noch da. Der Pundit Kavirj hockt neben mir, ehrerbietig wendet er sein durch angestrengtes Arbeiten vergeistigtes Gesicht dem Meister zu. Vishudhananda mustert mich mit langem Blick und sieht wieder zu Boden. Er ist würdevoll und vornehm-zurückhaltend; sein Gesicht ist unnatürlich feierlich. Dieselbe übertriebene Feierlichkeit liegt auf den Gesichtern seiner Schüler. Ich möchte hinter diese ernste Maske schauen, aber es gelingt mir nicht. Das Innenleben dieses Mannes ist für mich als Westländer ebenso undurchdringlich wie das innerste Heiligtum des Goldenen Tempels drüben in der Stadt. Er lebt im Reich der morgenländischen Magie. Ich fühle sehr deutlich, daß er zwischen sich und mir eine Schranke aufgerichtet hat, die ich niemals überschreiten kann, obwohl er mir seine Wunder bereitwillig zeigte, ohne daß ich ein zweitesmal

* Ich schrieb an die größten englischen Firmen, aber keine übernahm den Auftrag, da die von Vishudhananda gestellten Bedingungen technisch unausführbar sind.

darum zu bitten brauchte. Die mir gebotene gute Aufnahme ist nur Schein, denn westliche Forscher und westliche Schüler sind hier unerwünscht.

Plötzlich sagt er etwas Überraschendes:

«Ich dürfte Sie nicht als meinen Schüler annehmen, ohne die Erlaubnis meines tibetanischen Meisters einzuholen. Das ist für mich Bedingung.»

Hat er meine Gedanken erraten? Ich sehe ihn lange an. Auf seiner ein wenig gewölbten Stirne zuckt es. Ich hatte doch gar nicht darum gebeten, sein Schüler werden zu dürfen, denn es eilt mir nicht, mich irgendwo als Schüler zu verpflichten. Eines nur weiß ich genau: hätte ich darum gebeten, die Antwort hätte ‚Nein‘ gelautet.

«Wie können Sie Ihren Meister im fernen Tibet erreichen?»

«Im Geist sind wir ständig vereint», antwortet er.

Ich höre, aber ich verstehe nicht und muß über seine Bemerkung nachdenken. Unwillkürlich frage ich:

«Meister, wo findet man die Erleuchtung?»

Vishudhananda antwortet nicht, sondern richtet seinerseits eine Frage an mich:

«Wie wollen Sie Erleuchtung finden, ohne sich in die Lehre des Yoga zu versenken?»

Ich überlege.

«Man hat mir doch aber gesagt, daß es äußerst schwierig sei, das Yoga ohne einen Lehrer überhaupt zu verstehen, geschweige denn die Übungen auszuführen. Wirkliche Meister sind schwer zu finden.»

Sein Gesicht ist unerschütterlich und ausdruckslos.

«Wenn der Suchende bereit ist, wird stets ein Meister erscheinen.»

Ich zweifle. Er streckt eine seiner schweren Hände aus:

«Ein Mensch muß erst bereit sein, dann findet er seinen Lehrer, ganz gleich, wo er sich befindet. Wenn er den Meister nicht leiblich vor sich sieht, wird er ihm vor seinem geistigen Auge erscheinen.»

«Wie fängt man das an?»

«Nehmen Sie sich täglich die Zeit, sich in der einfachen

Stellung hinzusetzen, die ich Ihnen gleich zeigen werde. Das wird Ihnen zur Vorbereitung dienen. Bemühen Sie sich auch, den Zorn zu zügeln und die Leidenschaften zu meistern.»

Vishudhananda zeigt mir dann die Lotusstellung, die ich schon kenne. Ich begreife nicht, wie er diese Stellung, bei der die Beine verschlungen und gekrümmt sind, einfach nennen kann.

«Welcher erwachsene Europäer könnte sich so verrenken!» rufe ich.

«Nur im Anfang scheint es schwer. Man muß abends und morgens üben. Wichtig ist es, die Übungen des Yoga immer zur gleichen Stunde des Tages zu machen und sich streng an die Zeit zu halten. Anfangs genügen fünf Minuten, nach einem Monat kann man die Übungen auf zehn Minuten ausdehnen, nach drei Monaten auf zwanzig Minuten und so fort. Achten Sie darauf, die Wirbelsäule gerade zu halten. Diese Übung verhilft einem zu körperlichem Gleichgewicht und Seelenruhe. Innere Ausgeglichenheit ist Vorbedingung für alle weiteren Übungen.»

«Sie lehren also ein Yoga der Körperbeherrschung?»

«Ja. Glauben Sie aber nicht, daß das Yoga der Beherrschung des Geistes etwas Übergeordnetes sei. Jeder Mensch denkt und handelt, beide Seiten unseres Wesens also bedürfen der Schulung. Der Körper wirkt auf den Geist und dieser wiederum auf den Körper. Beide sind nicht voneinander zu trennen.»

Wieder spüre ich das innere Widerstreben des Mannes, sich weiter ausfragen zu lassen. Die Stimmung wird merklich kühl. Ich beschließe, mich bald zu verabschieden, stelle aber noch eine letzte Frage:

«Haben Sie den Sinn des Lebens gefunden?»

Die Schüler geben für einen Augenblick ihre ernsthafte Haltung auf und lächeln über meine Einfalt. So kann nur ein ungläubiger und unwissender Europäer fragen! Steht nicht in den heiligen Büchern der Hindus geschrieben, daß die Welt in Gottes Hand ruht, daß Er da-

mit verfährt, wie Er will? Der Lehrer antwortet nicht, schweigend blickt er Kavirj an, der seinerseits die Antwort erteilt:

«Sicherlich hat das Leben einen Sinn. Wir müssen unsere Seele vervollkommen, um eins mit Gott zu werden.» Eine Stunde lang bleibt es still im Raum. Vishudhananda blättert in einem dicken, alten Buch, dessen Titel in bengalischer Schrift gedruckt ist. Die Schüler starren vor sich hin, schlafen oder denken nach. Eine besänftigende, mesmerische Strömung kriecht sacht über meinen Körper. Ich fühle, daß ich einschlafen oder in eine Art Dämmerzustand versinken werde, wenn ich noch lange bleibe, raffe mich also auf und verabschiede mich.

★

Nach einem leichten Abendbrot wandere ich wieder durch die gekrümmten Straßen dieser bunten Stadt, die Heilige und Sünder in ihren Mauern birgt. Sie lockt die Frommen aus allen Teilen des Landes in ihre dicht bewohnten Häuser, aber auch die Unfrommen, die Schlechten und Lasterhaften strömen herbei, von den priesterlichen Schmarotzern gar nicht zu reden.

Ich sitze am Ufer des ehrwürdigen heiligen Ganges und lausche dem leisen Rascheln der Palmwedel. Ein Bettler, dessen Gesicht Aschenspuren trägt, nähert sich mir und bleibt still vor mir stehen. Ich sehe ihn an: auch er ist eine Art Heiliger, seine Augen sind nicht von dieser Welt. Mir wird jetzt klar, daß ich dieses alte Land doch noch nicht so gut begreife, wie ich zuerst dachte. Ich suche nach einigen Münzen in meiner Tasche. Ob wir wohl den Abgrund der Zivilisation, der zwischen uns liegt, überspringen können? Mit stiller Würde nimmt er das Almosen, hebt die Hände zum Gruß an die Stirn und geht. Lange habe ich mich mit dem Geheimnis des Wunder tätigen von Benares beschäftigt, der aus der Luft Dinge hervorzaubert und tote Vögel auf kurze Zeit ins Leben zurückruft. Seine zwar glaubwürdige, aber kurze Er-

klärung des Wesens der Sonnenlehre überzeugt mich nicht, ich muß mir anderswo eine Erklärung suchen. In Westindien erzählte man mir von zwei Yogis, die auch eins von Vishudhanandas Zauberkunststücken vollbrachten. Auch sie konnten verschiedene Wohlgerüche aus der Luft holen. Leider scheiterten meine Nachforschungen an der Tatsache, daß beide seit Ende des vorigen Jahrhunderts tot sind, meine Quelle aber ist zuverlässig. In beiden Fällen erschien auf der Handfläche der Yogis eine stark duftende, ölige Flüssigkeit, die durch die Haut gedrungen zu sein schien. Der Duft war manchmal so stark, daß er den ganzen Raum erfüllte.

Sollte Vishudhananda dies auch können, so wäre es für ihn wohl möglich, den Wohlgeruch mit der Hand auf das Taschentuch zu übertragen, während er sich mit der Lupe zu schaffen macht. Das Einfangen des Sonnenlichtes wäre demnach nur ein Kunstmittel durch das er das Übertragen des auf geheimnisvolle Art hervorgebrachten ätherischen Öles zu verbergen sucht. Diese Annahme wird bekräftigt durch den Umstand, daß der Wundertätige bis jetzt sein Geheimnis noch keinem der Schüler offenbart hat. Man hat sie hingehalten durch den Bau einer teuren Versuchsstätte, der nun überhaupt zum Stillstand gekommen ist, da die übergroßen Glasscheiben in Indien nicht zu beschaffen sind. Die Schüler warten und hoffen.

Was aber tut Vishudhananda wirklich, wenn das Einfangen des Sonnenlichtes nur zum Scheine geschieht? Ein haltbare Erklärung für die Wunder des Alten finde ich zwar nicht, kann deshalb auch nicht an seine Sonnenlehre glauben. Aber wozu soll ich mich quälen? Meine Aufgabe ist es, die Ereignisse zu schildern, und nicht, das Unerklärliche zu erklären. Wie aber hat er den toten Vogel lebendig gemacht? Was ist wahr an der Sage, daß ein vollkommen ausgebildeter Yogi sein Leben beliebig verlängern kann? Gibt es im Morgenland tatsächlich Menschen, die das Geheimnis der Unsterblichkeit besitzen?

Die irdische Welt erweckt mich aus meinen Träumen, laut dringt eine eintönige indische Melodie an mein Ohr und schnell kehre ich in die Wirklichkeit zurück.

12. Kapitel

ES STEHT IN DEN STERNEN GESCHRIEBEN

Die Kuppeln flimmern in der grellen Sonne. Die Luft ist erfüllt von den Rufen der Badenden, die ihre Morgenwaschung vornehmen. Vom Flusse aus betrachte ich die morgenländisch-bunte Stadt. Ich treibe flußabwärts in einer schwerfälligen Dschunke, deren Bug dem Kopf einer Kobra nachgebildet ist. Ich sitze auf dem Dach der Kabine, unter mir tauchen drei Ruderer die seltsam geformten Ruder ins Wasser. Mein Gefährte ist ein Kaufmann aus Bombay. Er erzählt mir, daß er sich nach seiner Rückkehr von dieser Reise zur Ruhe setzen will. Er ist außerordentlich fromm, aber ebenso geschäftstüchtig. Er hat nicht nur himmlische Güter gesammelt, er hat auch irdische in der Bank aufgespeichert. Ich kenne ihn seit einer Woche, er ist ein liebenswürdiger Mensch.

«Ich setze mich zur Ruhe in einem Alter, das Sudhei Babu mir vorausgesagt hat», erzählt er in seiner gesprächigen Art.

Bei dieser Bemerkung spitze ich die Ohren.

«Sudhei Babu, – wer ist das?»

«Sie kennen ihn nicht? Er ist der bedeutendste Sterndeuter von Benares!»

«Ach, nur ein Sterndeuter!» knurre ich verächtlich. Diese Art Menschen nämlich habe ich auf Bombays großem Platz, dem Maidan, im Staube hocken sehen, ich sah sie in stickig heißen Buden in Kalkutta, ich sah sie in jeder

kleinen Stadt gerade da auftauchen, wo die Reisenden vorüber müssen. Meist sind sie sehr schmutzig, und das wirre Haar hängt ihnen wild um den Kopf. Aberglaube und Dummheit steht ihnen im Gesicht geschrieben. Ihre Utensilien bestehen aus ein paar fettigen, abgegriffenen Büchern und aus einem mit unverständlichen Zeichen bedeckten Kalender. Ich mußte jedesmal darüber lächeln, daß sie sich anmaßen, anderer Menschen Schicksale zu leiten, während ihnen ihr eigenes Schicksal offenbar nicht sehr wohlgesonnen ist.

«Ich muß mich über Sie wundern. Ist es für einen Geschäftsmann angebracht, sich auf das Blinken der Sterne zu verlassen? Glauben Sie nicht, daß Sie mit dem gesunden Menschenverstand besser führen?»

Ich spreche in einem etwas väterlichen Ton.

Der andere schüttelt den Kopf und lächelt nachsichtig.

«Wie erklären Sie es sich aber, daß man mir den Zeitpunkt voraussagte, an dem ich mich zur Ruhe setzen will? Wer hätte je gedacht, daß ich mich so außergewöhnlich früh zurückziehen würde! Ich bin doch erst einundvierzig Jahre alt.»

«Zufall.»

«Schön, aber ich will Ihnen eine kleine Geschichte erzählen. Vor einigen Jahren sprach ich in Lahore mit einem großen Sterndeuter und wagte auf seinen Rat hin eine bedeutende geschäftliche Unternehmung. Mein damaliger Geschäftsteilhaber, ein älterer Mann, hielt die Sache für zu gewagt und verweigerte mir seine Zustimmung. Wir mußten uns trennen, ich machte das Geschäft allein, hatte großen Erfolg und verdiente ein kleines Vermögen. Ohne den Rat des Sterndeuters hätte ich den Mut für diese Unternehmung nicht aufgebracht.»

«Sie sind also der Ansicht, daß . . .»

«Unser Leben wird vom Schicksal bestimmt, und eines Menschen Schicksal ist aus den Sternen zu lesen.»

Statt jeder Erwiderung mache ich eine ungeduldige Gebärde.

«Die Sterndeuter, denen ich bisher in Indien begegnet

bin, waren ungebildet und dumm, als glückbringende Ratgeber kann ich sie mir nicht vorstellen.»

«Sie dürfen einen Gelehrten wie Sudhei Babu nicht mit jenen Scharlatanen vergleichen. Er ist ein ungewöhnlich kluger Brahmane, der ein eigenes großes Haus besitzt. Er beschäftigt sich seit vielen Jahren mit der Astrologie und besitzt eine Menge seltener Bücher.»

Mein Gefährte scheint nicht dumm zu sein; er ist einer der modern eingestellten Hindus, die leidenschaftlich praktisch sind und sich, ohne mit der Wimper zu zucken, der neuesten technischen Errungenschaften des Westens bedienen. Er ist in manchem moderner als ich. Er hat eine prachtvolle Filmkamera mit auf dem Boot, während ich nur einen kleinen Taschenkodak besitze; sein Diener bringt eine Thermosflasche mit einem kühlen Getränk, und seinen Erzählungen ist zu entnehmen, daß er in Bombay viel öfter das Telephon benutzt als ich in Europa. Trotzdem glaubt er an Sterndeuterei! Unvereinbare Gegensätze!

«Damit wir einander recht verstehen: Sie sind also restlos davon überzeugt, daß jedes Menschen Laufbahn, jedes Weltgeschehen beeinflusst wird von den Sternen, deren Entfernung von der Erde größer ist, als wir uns vorstellen können?»

«Ja.»

Ich zucke die Achseln und weiß nichts mehr zu sagen.

Er sagt, als ob er sich rechtfertigen wolle:

«Warum wollen Sie Sudhei Babu nicht auf die Probe stellen? Sehen Sie doch einmal selbst, was er Ihnen zu sagen hat. Mit den billigen Jahrmarktsweissagern und Scharlatanen kann auch ich nichts anfangen, aber an diesen Mann glaube ich.»

«Ich bin mißtrauisch gegen alle Leute, die Wahrsagerei als Geschäft betreiben. Ich will Sie trotzdem beim Wort nehmen: Führen Sie mich zu diesem Sterndeuter hin.»

«Kommen Sie morgen Nachmittag zu mir zum Tee. Nachher gehen wir zu Sudhei Babu.»

Am andern Tag führt mich der freundliche Mann in eine enge, alte Straße mit flach gedeckten Häusern. Vor einem alten Steinhaus bleiben wir stehen, gehen dann durch einen dunklen Gang und steigen einige Stufen hinauf, die nicht breiter sind als ein Mensch. Durch ein schmales Zimmer gelangen wir auf eine Veranda, von der aus man einen großen Innenhof überblickt. Ein Kettenhund beginnt bei unserem Anblick wütend zu bellen. Auf der Veranda stehen in großen Töpfen blütenlose tropische Blattgewächse. Ich folge meinem Begleiter in einen finsternen Raum und stolpere beinahe über einige zerbrochene Steinplatten. Das Zimmer ist ebenso wie die Veranda mit Erde bestreut. Ob sich der Sterndeuter wohl von seinem anstrengenden Beruf durch gärtnerische Arbeiten erholt? Mein Freund ruft den Namen des Sterndeuters, seine Rufe hallen von den alten Mauern wider. Wir warten zwei oder drei Minuten und helfen dann dem Hund, durch weiteres Rufen die Stille des offenbar verlassenen Hauses zu durchbrechen. Schon fürchte ich, daß wir umsonst gekommen sind, als wir jemanden von oben herunterkommen hören. Schlurfende Schritte nähern sich. Ein zierlicher Mann tritt ins Zimmer; er hält in der einen Hand eine Kerze, in der anderen einen klirrenden Schlüsselbund. Nach kurzem Wortwechsel schließt der Sterndeuter eine Türe für uns auf, und wir folgen ihm in ein Zimmer. Er zieht die schweren Vorhänge auf und öffnet die Läden. Das plötzlich eindringende Licht beleuchtet das Gesicht des Sterndeuters. Er scheint nicht aus Fleisch und Blut gemacht, sondern aus dem Geisterreich zu stammen. Nie sah ich einen Menschen, der so ‚von des Gedankens Blässe angekränkelt‘ ist wie er. Sein Totenschädel, sein unvorstellbar dürrer Leib und seine unwirklichen, langsamen Bewegungen, alles das ist unheimlich, zumal sich seine pechschwarzen Pupillen stark vom Weiß seiner Augen abheben.

Er setzt sich an einen langen Tisch, der über und über mit Papieren bedeckt ist. Er spricht leidlich englisch, ich kann ihn aber erst nach einigem Überreden dazu brin-

gen, sich ohne Mithilfe eines Dritten unmittelbar mit mir zu unterhalten.

«Verstehen Sie mich bitte recht: ich komme, um zu forschen, ich bin kein Gläubiger.» Das sind meine ersten Worte. Er nickt mit dem schmalen Kopf.

«Ich will Ihnen das Horoskop stellen, und Sie werden mir sagen, ob Sie befriedigt sind.»

«Wie hoch ist Ihre Gebühr?»

«Ich habe keine festen Sätze. Wohlhabende Leute zahlen mir sechzig Rupien, andere zwanzig. Ich überlasse es Ihnen.»

Ich bitte ihn, zuerst über meine Vergangenheit in den Sternen nachzulesen und mir erst dann die Zukunft zu enthüllen. Er ist einverstanden und rechnet zunächst etwa zehn Minuten an meinem Geburtsdatum herum. Dann bückt er sich und wühlt in den Haufen vergilbter Papiere und Palmblätter-Handschriften, die sich hinter seinem Stuhl auftürmen. Endlich zieht er ein Bündel länglicher, fleckiger Zettel hervor. Auf ein Blatt Papier zeichnet er eine seltsame schematische Figur.

«Dies ist eine Darstellung der Himmelskarte zur Zeit Ihrer Geburt, und dieser in Sanskrit geschriebene Text ist die dazugehörige Erläuterung. Ich werde Ihnen jetzt sagen, was hier geschrieben steht.»

Aufmerksam betrachtet er die Zeichnung, sieht auf einem der Zettel nach und spricht dann mit leiser Stimme, die keine Erregung verrät und die so gut zu ihm paßt.

«Sie sind Schriftsteller und kommen aus dem Westen. Habe ich recht?»

Ich nicke zustimmend.

Er erzählt mir von meiner Jugend und schildert in schneller Aufeinanderfolge einige Ereignisse aus meiner Frühzeit; im ganzen weiß er mir über sieben Ereignisse zu berichten, von denen fünf bis ins kleinste den Tatsachen entsprechen, während zwei ganz falsch sind. Der Mann aber ist offensichtlich ehrlich, ich bin bereits fest davon überzeugt, daß er kein vorsätzlicher Betrüger ist. Ein so großer Erfolg gleich bei der ersten Probe zeigt deutlich,

daß die hinduistische Sterndeuterei sehr wohl der Beachtung wert ist, zeigt aber ebenfalls, daß sie nicht ganz unfehlbar ist.

Wieder wühlt Sudhei Babu in den verstreut liegenden Papieren und gibt dann eine nicht unzutreffende Darstellung meines Charakters. Ferner nennt er mir meine geistigen Fähigkeiten, denen der von mir ergriffene Beruf angemessen ist. Er hebt den klugen Kopf und fragt wieder:

«Habe ich richtig gelesen?»

Ich kann ihn nicht widerlegen.

Er schiebt die Papiere hin und her, betrachtet schweigend die schematische Zeichnung der Sternbilder und beginnt dann, von meiner Zukunft zu sprechen.

«Die Welt wird Ihnen zur Heimat werden. Sie werden weit reisen und stets die Feder bei sich führen, um zu schreiben.»

Noch manches höre ich von ihm, kann aber seine Voraussagen nicht auf die Probe stellen und muß sie da lassen, wo sie sind: in den Sternen*.

Sollen die mir durch meine westliche Erziehung eingepflanzten Ansichten über die sogenannten dunklen Schicksalsmächte so ohne weiteres wie ein Kartenhaus zusammenfallen? Was soll ich zu seinen Enthüllungen sagen? Ich gehe ans Fenster, starre das gegenüberliegende Haus an und spiele mit den Silbermünzen in meiner Tasche. Dann setze ich mich wieder und richte einige Fragen an den Sterndeuter.

«Warum sollte es Ihnen unmöglich scheinen, daß diese fernen Sterne das Leben des Menschen irgendwie beeinflussen?» erwidert er milde. «Werden nicht auch die Gezeiten vom fernen Monde bestimmt? Vollzieht sich nicht auch im weiblichen Körper in jedem Mondmonat eine Veränderung? Ist unser Gemüt nicht niedergedrückt, wenn die Sonne nicht scheint?»

* Eine seiner Prophezeiungen, die ich als lächerlich und unmöglich von mir wies, ist inzwischen eingetroffen, eine andere traf nicht zu dem von ihm genannten Zeitpunkt ein, die anderen warten noch der Erfüllung.

«Gewiß. Aber das ist alles etwas weit hergeholt, damit kann man die Sterndeuterei doch nicht beweisen! Ist es nicht Jupiter oder Mars ganz gleichgültig, ob ich Schiffbruch erleide oder nicht?»

Er sieht mich mit ruhigem Gesicht an.

«Es wäre besser, wenn Sie die Planeten als Symbole betrachteten, die am Himmel stehen. Sie sind es nicht, die unser Leben beeinflussen, sondern unsere eigene Vergangenheit. Die Astrologie wird Ihnen nie verständlich werden, wenn Sie sich nicht die Lehre zu eigen machen, die da sagt, daß der Mensch immer von neuem geboren wird und daß sein Schicksal ihm in jedem Leben treu bleibt. Wenn er für seine bösen Taten in dem einen Leben nicht bestraft wird, muß er in einem späteren Leben für sie büßen. Wird er für die guten Taten in dem einen Leben nicht belohnt, wird er den Lohn in einem späteren Leben erhalten. Wenn man nicht daran glaubt, daß die Seele des Menschen so oft zur Erde wiederkehrt, bis sie die Vollkommenheit erreicht hat, müßte man in den wechselnden Geschicken mancher Menschen ja nur das Walten eines blinden Zufalls sehen. Wie aber könnte ein gerechter Gott das zulassen? Nein, wir glauben, daß nach dem Tode des Menschen sein Charakter, sein Streben, seine Gedanken und sein Wille weiterleben, bis sie abermals leibliche Gestalt annehmen und als neugeborenes Kind wiederkehren. Gute oder böse Taten des vorherigen Lebens werden vergolten in diesem oder in einem noch späteren Leben. So erklären wir uns den Begriff ‚Schicksal‘. Wenn ich Ihnen voraussage, daß Sie eines Tages Schiffbruch erleiden und in Gefahr geraten, zu ertrinken, dann ist dies ein Schicksal, das Gott Ihnen in seinem unerforschlichen Ratschluß zuerteilt hat, weil Sie in einem früheren Leben Böses begangen haben. Nicht die Sterne bestimmen das Schicksal, sondern Ihre früheren Taten. Die Planeten und ihre Stellung zueinander sind nur eine Darstellung dieses Schicksals. Warum das so ist, weiß ich nicht. Eines Menschen Erfindung ist die Sterndeuterei nicht. Sie kam vor langer Zeit zu uns; die gro-

ßen Seher des Altertums offenbarten sie dem Menschen zu seinem Heil.»

Ich höre ihm zu und weiß ihm nichts entgegenzuhalten. Er glaubt an ein Fatum, dem unsere Seele und unser äußeres Ergehen ausgeliefert sind. Kein gesunder Europäer aber läßt sich die Idee der Willensfreiheit rauben! Kein Bewohner des tatkräftigen Westens ist davon zu überzeugen, daß Schicksal und nicht freier Wille seine Taten bestimmen!

«Wissen Sie», frage ich, «daß in einigen Gegenden des Südens der Sterndeuter im Rang gleich nach dem Priester kommt, und daß dort nichts Bedeutendes unternommen wird, ehe man ihn befragt hat? Wir Europäer würden darüber lachen, denn von der Weissagerei halten wir nicht viel. Wir möchten als freie Persönlichkeiten gelten, nicht als das unselige Opfer eines unerbittlichen Schicksals.»

Der Sterndeuter zuckt die Achseln.

«In einem unserer alten Bücher, dem Hitopadesa, steht geschrieben: ‚Kein Mensch entgeht seinem Schicksal, das auf seiner Stirn geschrieben steht.‘» Er macht eine Pause, dann fährt er fort: «Was bleibt uns anderes übrig, als die Folgen früherer Taten zu tragen?»

Ich bezweifle das und halte damit auch nicht zurück. Der Sterndeuter erhebt sich vom Stuhl. Ich verstehe den Wink und mache mich zum Gehen bereit. Er murmelt nachdenklich:

«Alles liegt in Gottes Hand. Nichts entgeht Ihm. Wer von uns ist denn wirklich frei? Wohin können wir gehen ohne Gott?»

Als wir an der Tür stehen, sagt er zögernd:

«Wenn Sie mich wieder besuchen möchten, können wir über all dies weitersprechen.»

Ich nehme seine Einladung an.

«Gut, ich erwarte Sie morgen nach Sonnenuntergang, gegen sechs Uhr.»

✧

In der Abenddämmerung des nächsten Tages bin ich wieder da. Ich beabsichtige nicht, ihm alles zu glauben, habe aber auch nicht vor, ihm viel zu widersprechen. Ich will ihn anhören, vielleicht von ihm lernen. Wir sitzen einander an einem großen Schreibtisch gegenüber. Eine Öllampe spendet trübes Licht.

«Dieses Haus hat vierzehn Zimmer», sagt der Sterndeuter. «Sie sind angefüllt mit alten Handschriften, die fast alle in Sanskrit geschrieben sind. Deshalb brauche ich ein so großes Haus, obwohl ich allein lebe. Wollen Sie meine Sammlung sehen?»

Er nimmt die Lampe und führt mich in eins der Zimmer. An den Wänden stehen offene Kisten mit Büchern und Handschriften, auch der Fußboden ist mit alten Folianten und Bündeln von Manuskripten bedeckt. Ich hebe ein Bündel auf und sehe, daß es mit unverständlichen, verblaßten Schriftzeichen bedeckt ist. Wir gehen von Zimmer zu Zimmer: überall das gleiche Bild. Die Bücherei scheint im Zustande hoffnungsloser Unordnung zu sein, der Sterndeuter behauptet aber, jedes Buch, jedes Schriftstück finden zu können. Mir scheint es, als sei in diesem Hause die Weisheit ganz Indiens enthalten.

Wir setzen uns wieder an den Schreibtisch.

«Ich habe fast all mein Geld für diese Bücher ausgegeben», sagt er. «Viele von ihnen sind sehr selten und sehr teuer. Darum bin ich heute ganz verarmt.»

«Was steht in den Büchern?»

«Sie handeln vom menschlichen Leben, von göttlichen Mysterien oder der Kunst der Sterndeuterei.»

«Sie sind außerdem Philosoph?»

Seine schmalen Lippen deuten ein Lächeln an.

«Wer kein guter Philosoph ist, bleibt ein schlechter Sterndeuter.»

«Ich möchte hoffen, daß Sie sich mit all den Büchern nicht überarbeiten. Ich war über Ihre Blässe erschrocken, als ich Sie zum ersten Male sah.»

«Das ist nicht erstaunlich», antwortet er. «Ich habe seit sechs Tagen nichts gegessen. Das hat aber nichts mit

Geld zu tun. Die Frau, die mich täglich versorgt, ist krank. Seit sechs Tagen ist sie nicht mehr gekommen.»

«Warum holen Sie sich nicht eine andere?»

Er schüttelt den Kopf.

«Nein. Eine Frau aus einer niedrigeren Kaste kann nicht für mich kochen. Lieber esse ich vier Wochen lang nichts. Ich muß warten, bis meine Dienerin wieder gesund ist, ich hoffe, daß sie in ein oder zwei Tagen wiederkommt.»

Ich sehe ihn aufmerksam an. Er trägt die heilige Schnur der ‚Söhne Brahmas‘, die jedem Brahmanenkind umgehängt wird und bis zum Tode nicht entfernt werden darf.

«Warum machen Sie sich mit diesen Kastenvorurteilen das Leben schwer?» frage ich eindringlich. «Ist Ihre Gesundheit nicht wichtiger?»

«Es ist kein Vorurteil. Von jedem Menschen geht ein magnetischer Strom aus, den es tatsächlich gibt, auch wenn eure westlichen Instrumente ihn bis heute noch nicht verzeichnen können. Unwillkürlich überträgt die Köchin diesen Einfluß auf die Speisen; eine Köchin niederer Art durchsetzt die Speisen mit schlechtem Magnetismus, der in den Körper des Menschen, der sie isst, eingeht.»

«Eine eigentümliche Theorie!»

«So ist es aber.»

Ich wechsle das Thema.

«Seit wann sind Sie Astrologe?»

«Seit neunzehn Jahren. Ich ergriff diesen Beruf nach meiner Verheiratung.»

«Ich verstehe.»

«Nein, ich bin nicht verwitwet. Schon als dreizehnjähriger Knabe bat ich Gott häufig darum, mir Wissen zu schenken. Ich erhielt guten Unterricht und las in Büchern; ich liebte die Wissenschaften so sehr, daß ich bei Tage und bei Nacht las und las. Meine Eltern verheirateten mich. Wenige Tage nach unserer Verheiratung wurde meine Frau ärgerlich und sagte: ‚Ich habe ein mensch-

liches Buch geheiratet.‘ Am achten Tage entlief sie mit dem Mann, der uns im Wagen auszufahren pflegte.»

Sudhei Babu schweigt. Ich kann mich einer gewissen Heiterkeit über die Bemerkung der Frau nicht enthalten. Ihre Flucht muß in diesem sittenstrengen Land viel Aufsehen verursacht haben.

«Nach einiger Zeit erholte ich mich von meinem Schrecken», fährt er fort. «Dann vergaß ich sie. Alle Gefühle erstarben in mir. Immer tiefer drang ich ein in das Wesen der Sterndeuterei und in die göttlichen Mysterien. Dann las ich das wichtigste Buch, das ‚Brahma Chinta‘. Der Name bedeutet soviel wie Versenkung in Gott oder Suche nach Brahma oder Wissen um Gott. Das Werk umfaßt mehrere tausend Seiten; was ich durcharbeite, ist aber nur ein Teil des Ganzen. Ich brauchte zwanzig Jahre, um für diesen Abschnitt alles beisammen zu haben, denn er ist in einzelne Teile zerlegt über das ganze Land verstreut. Ich ließ durch Beauftragte in verschiedenen Provinzen nach den Bruchstücken suchen. Es gibt zwölf Hauptteile und viele Unterabteilungen. Meist handeln sie von Philosophie, Astrologie, Yoga, dem Leben nach dem Tode und anderen tiefgründigen Dingen.»

«Gibt es eine englische Übersetzung des Buches?»

«Nicht, daß ich wüßte. Nur wenige Hindus kennen das Buch, das bisher streng gehütet und geheimgehalten wurde. Es kommt aus Tibet, wo es als sehr heilig gilt, und wo nur Auserwählte darin lesen dürfen.»

«Wann wurde es geschrieben?»

«Vor Tausenden von Jahren schrieb es der Weise Bhriгу. Er lebte vor so langer Zeit, daß man keine Jahreszahl weiß. Die darin enthaltene Lehre unterscheidet sich von allen Lehren des Yoga, die es heute in Indien gibt. Sie interessieren sich für Yoga, nicht wahr?»

«Woher wissen Sie das?»

Statt mir zu antworten, greift Sudhei Babu wieder zu meiner Sternkarte und fährt mit dem Finger über die merkwürdigen Zeichen von Sternbildern und Tierkreisen.

«Ihr Horoskop überrascht mich. Es ist ungewöhnlich für einen Europäer, ja sogar für einen Inder. Es zeigt mir, daß Sie sich sehr zum Yoga hingezogen fühlen und weise Männer finden werden, die Sie mit allem bekannt machen werden. Sie werden sich aber nicht mit Yoga allein begnügen, sondern auch anderes tiefes Wissen um geheimnisvolle Dinge erwerben.»

Er sieht mir gerade in die Augen; fast scheint es mir, als wolle er mir sein Inneres enthüllen.

«Es gibt zwei Arten von Weisen: solche, die ihr Wissen ängstlich hüten, und solche, die es gerne teilen mit denen, die auf der Suche sind. Ihr Horoskop sagt mir, daß Sie bald Erleuchtung finden werden. Ich spreche also nicht zu tauben Ohren. Ich bin bereit, Sie mein Wissen zu lehren.»

Diese Wendung der Dinge erschreckt mich. Ich bin schließlich nur zu ihm gekommen, um mich über den Stand der indischen Sterndeuterei zu unterrichten; dann kam ich abermals, um ihn über seine Ideen sprechen zu hören – jetzt bietet er mir an, mich das Yoga zu lehren.

«Wenn Sie aber lieber nach dem ‚Brahma Chinta‘ vorgehen wollen», sagt er, «brauchen Sie keinen Lehrer. Ihre eigene Seele ist dann Ihr Lehrer.»

Ich merke, daß ich einen Fehler begangen habe. Ob er meine Gedanken gelesen hat?

«Sie überraschen mich!» Mehr weiß ich nicht zu sagen.

«Ich habe schon mehrere Menschen unterrichtet, betrachte mich aber niemals als ihr Lehrer, sondern als ihr Bruder oder Freund. Ich will auch nicht Ihr Lehrer in des Wortes ganzer Bedeutung werden. Der Geist des Weisen Bhrigu bedient sich lediglich meines Körpers und meiner Seele, um Sie mit seinen Lehren vertraut zu machen.»

«Ich verstehe nicht, wie Sie Sterndeuter sein und gleichzeitig Yoga lehren können.»

Er spreizt die mageren Hände auf der Tischplatte.

«Das ist so zu erklären: Ich lebe in der Welt und diene ihr durch meine Arbeit, durch Sterndeuterei. Ich wünsche nicht, als Lehrer des Yoga angesehen zu werden,

denn nach unserem ‚Brahma Chinta‘ gibt es nur einen einzigen Lehrer, nämlich Gott selbst. Außer ihm wird keiner anerkannt. Er ist die Allseele, ist also in uns und lehrt uns. Betrachten Sie mich als einen Bruder, aber nicht als geistigen Führer. Wer einen Lehrer hat, neigt dazu, sich an ihn anzulehnen und sich statt auf die eigene Seele auf ihn zu verlassen.»

«Und doch verlassen Sie sich statt auf Ihre Seele auf die Sterndeuterei», werfe ich schnell ein.

«Sie irren sich. Ich stelle mir das Horoskop nicht mehr, seit ich es vor Jahren zerriß. Ich habe die Erleuchtung gefunden und bedarf der Astrologie nicht mehr. Wer aber noch im Dunkeln tappt, den wird die Sterndeuterei leiten. Ich habe mein Leben in Gottes Hand gegeben und frage weder nach dem, was sein wird, noch nach dem, was war. Was der Herr auch schicken mag, nehme ich hin. Ich habe mein ganzes Sein – Körper, Seele, Tun und Fühlen – dem Willen des Allmächtigen überantwortet.»

«Würden Sie, wenn ein Mörder Ihnen mit dem Tode drohte, nichts tun, sondern auch darin den Willen Gottes sehen?»

«Wenn ich in Gefahr gerate, brauche ich nur zu beten und bin sofort in Seinem Schutz. Es bedarf nur des Gebetes, der Furcht bedarf es nicht. Ich bete oft, und Gott hat mich schon wunderbar errettet. Ich habe auch vieles erliden müssen, war mir aber stets Seiner Hilfe bewußt und verlasse mich nur auf Ihn. Auch Sie werden eines Tages nicht mehr an das, was da kommen soll, denken.»

«Dazu müßte ich mich erst sehr verändern», sage ich trocken.

«Sie werden sich auch verändern.»

«Sind Sie sicher?»

«Ja, Sie entinnen Ihrem Schicksal nicht. Die geistig-seelische Wiedergeburt liegt bei Gott, ob man danach strebt oder nicht.»

«Sie sagen seltsame Dinge, Sudhei Babu.»

Die Idee eines höchsten Wesens ist bei so vielen Gesprächen, die ich in diesem Lande führe, immer wieder das

große Unbekannte. Die Inder sind tief religiös veranlagt. Immer wieder muß ich aufhorchen, wenn sie so vertraut von einem Gott sprechen. Können sie überhaupt den kritischen Westländer verstehen, der den schlichten Kinderglauben längst gegen die Vernunft eingetauscht hat? Es hat aber keinen Sinn, mit dem Astrologen über die Idee des höchsten Wesens zu streiten. Ich lenke deshalb das Gespräch in andere Bahnen, die weniger zum Widerspruch reizen.

«Wir wollen über etwas anderes sprechen, denn Gott und ich sind einander noch nicht begegnet.»

Unverwandt sieht er mich an, seine sonderbaren schwarzweißen Augen suchen in mein Innerstes zu dringen.

«Ihr Horoskop weist keine Fehler auf. Die Bahn der Sterne ist unbeirrt. Was Sie heute nicht begreifen, wird still in Ihren Gedanken verharren und Ihnen eines Tages ganz klar werden. Ich sage ihnen noch einmal, daß ich bereit bin, Sie mit der Lehre des ‚Brahma Chinta‘ vertraut zu machen.»

«Und ich bin bereit zu lernen.»

☆

Abend für Abend gehe ich in das alte Steinhaus des Sterndeuters und werde in den Lehren des ‚Brahma Chinta‘ unterrichtet. Das bleiche Lampenlicht wirft tanzende Schattenmuster auf das magere Gesicht des Mannes, der mich in die Geheimnisse dieses uralten tibetischen Systems des Yoga einführt. Nie läßt er mich seine Überlegenheit fühlen, er ist die Bescheidenheit selbst und beginnt seinen Unterricht meist mit dem Satz: «Die Lehre des ‚Brahma Chinta‘ sagt...»

«Was ist das Ziel des Yoga des ‚Brahma Chinta‘?» frage ich eines Abends.

«Unser Ziel ist die heilige Versunkenheit, der heilige Dämmer Schlaf. Erst dann weiß der Mensch, ob er eine Seele hat. Er löst sich los von seiner Umgebung, die Dinge verblassen, die sichtbare Welt scheint sich zu verflüchtigen und er entdeckt, daß seine Seele ein lebendi-

ges Wesen in ihm ist. Wonne, Friede und Kraftgefühl durchfluten ihn. Wenn er dies nur ein einziges Mal gefühlt hat, weiß er, daß ein göttliches, unsterbliches Wesen auch in ihm lebt. Er wird das nie vergessen.»

«Sind Sie ganz sicher, daß dies nicht nur Selbsttäuschung ist?»

Ein kaum merkliches Lächeln huscht um seinen Mund.

«Kann eine Frau, die ein Kind gebiert, auch nur einen Augenblick im Zweifel sein über das, was geschieht? Kann sie, wenn sie daran zurückdenkt, annehmen, sie habe sich getäuscht? Kann sie beim Anblick des heranwachsenden Kindes jemals sein Dasein bezweifeln? Genau so ist die geistig-seelische Neugeburt des Menschen ein unendlich großes Erlebnis, das man nicht vergessen kann. Das ganze Leben wird dadurch geändert. Wenn man in der heiligen Versunkenheit ist, bildet sich in uns eine Art leerer Raum. Gott – oder, da Sie von diesem Wort nicht viel zu halten scheinen – die Seele, die höhere Macht, füllt diesen leeren Raum aus. In diesem Augenblick gibt es nur eins: man empfindet tiefes Glücksgefühl, eine allumfassende Liebe. Für einen Beobachter scheint der Körper nicht zu schlafen, sondern tot zu sein, denn der Atem hört auf, wenn der innere Höhepunkt erreicht ist.»

«Ist das nicht gefährlich?»

«Nein. Der heilige Dämmer Schlaf umfängt einen, wenn man ganz allein ist, es sei denn, daß ein Freund ihn bewache. Ich versinke oft in diesen heiligen Schlaf, aus dem ich jederzeit erwachen kann. Meist dauert er bei mir zwei bis drei Stunden, ich bestimme auch vorher, wann er beendet sein soll. Es ist ein herrliches Erlebnis, denn das All ist nun in mir. Deshalb sage ich, daß Sie alles von Ihrer eigenen Seele lernen können. Wenn ich Ihnen das ‚Brahma Chinta‘ erklärt habe, brauchen Sie keinen Meister, keine äußere Hilfe mehr.»

«Haben Sie keinen Lehrer gehabt?»

«Nein, ich suchte auch nicht danach, seit ich die Geheimnisse des ‚Brahma Chinta‘ kannte. Dennoch sind hin und

wieder große Meister zu mir gekommen, wenn ich im heiligen Dämmerzustand war und die innere Welt schaute. Diese großen Weisen sind mir in ihrer leiblichen Gestalt erschienen und segneten mich mit ihren Händen. Deshalb sage ich immer wieder: vertrauen Sie auf Ihre Seele, dann erscheinen Ihnen in der inneren Welt die Meister.»

Er schweigt und ist mit seinen Gedanken weit voran. Dann sagt er leise und demütig:

«Einst begegnete mir Jesus.»

«Sie wollen mich irreführen», rufe ich.

Er gibt mir keine Erklärung, sondern verdreht plötzlich die Augen. Ich bin tief erschrocken und atme erst auf, als seine Augen wieder wie vorher sind. Dann lächelt er auf rätselhafter Weise und sagt:

«Der heilige Dämmer Schlaf ist etwas so Großes, daß selbst der Tod den Menschen während dieser Zeit nicht befallen kann. Im Himalaja leben einige Yogis, die die Vorschriften des ‚Brahma Chinta‘ bis zur Vollendung beherrschen. Sie haben sich in Berghöhlen verborgen und leben im tiefsten Dämmer Schlaf. Ihr Pulsschlag hört auf, das Herz klopft nicht mehr, das Blut durchströmt den leblosen Körper nicht mehr. Wer sie findet, hält sie für tot. Denken Sie aber nicht, daß sie in körperlichem Schlaf liegen, denn sie sind ebenso wie Sie und ich bei vollem Bewußtsein. Sie leben in der inneren Welt und führen ein höheres Leben. Ihr Geist hat sich von den Fesseln des Leibes befreit, in sich selbst entdecken sie das All. Eines Tages erwachen sie und sind dann mehrere hundert Jahre alt.»

Hier ist also wieder die rätselhafte Legende des immerwährenden Lebens, die mich in diesem Lande zu verfolgen scheint. Ob ich wohl jemals einen dieser sagenhaften Unsterblichen sehen werde? Wird der Westen jemals diese in den düsteren Bergen Tibets beheimatete Zauberlehre anerkennen?

✱

Die letzte Unterrichtsstunde ist zu Ende. Ich überrede den Sterndeuter zu einem Spaziergang; fast nie verläßt er das Haus. Wir gehen durch enge Gassen und meiden die vollgepfropften Bazare. Wir gehen zum Fluß. Es ist Nachmittag, mein Begleiter trägt einen flachen Sonnenschirm, der ihn gegen die sengende Sonne schützen soll. Sein gebrechlicher Körper mit den müden, schleppenden Bewegungen kommt nur langsam vom Fleck, so daß ich einen Abkürzungsweg einschlage.

Die Straßen sind voll der übelsten Gerüche. In der Nähe des Flusses kommen wir durch eine Gegend, in der sich sämtliche Bettler ein Stelldichein zu geben scheinen, mühsam schleppen sich die armen, abgemagerten Menschen die staubige Straße entlang. Einer von ihnen tritt zu mir und sieht mir fragend in die Augen. Sein Gesicht ist so unsagbar traurig, daß es mir ans Herz greift.

Als wir am Ganges angelangt sind, sagt der Sterndeuter:

«Wir wollen uns ein wenig setzen.»

Wir sitzen im Schatten und lassen die Augen über die breiten Steinstufen und die vorgebauten Terrassen des Flußufers schweifen. Ständig kommen und gehen Gruppen von Pilgern. Zwei zierliche Minaretts ragen in den strahlenden Himmel, sie sind fast einhundert Meter hoch und gehören zu der schönen Moschee von Aurungzeeb, die in dieser so ganz den Hindus gehörenden Stadt geradezu widersinnig wirkt. Der Sterndeuter fühlt wohl, daß meine Gedanken noch bei den armen Bettlern von vorhin weilen. Er wendet mir sein bleiches Gesicht zu und sagt:

«Indien ist ein armes Land.» Es klingt, als müsse er sich entschuldigen. «Das Volk ist träge und gleichgültig. Die englische Rasse hat einige sehr gute Eigenschaften, und ich glaube, daß Gott sie zu unserem Wohle hierher führte. Ehe die Engländer kamen, war das Leben hier unsicher, Gesetz und Recht wurden häufig mißachtet. Ich hoffe, daß die Engländer Indien nicht verlassen werden,

denn wir brauchen ihre Hilfe. Nur sollte uns diese in Frieden und Freundschaft gewährt und nicht durch Gewalt aufgezwungen werden. Aber beide Völker müssen ihr Schicksal erfüllen.»

«Da ist wieder Ihr Fatalismus!»

Er überhört meine Worte und versinkt in Schweigen. Endlich fragt er: «Wie können diese beiden Völker sich dem Willen Gottes entziehen? Stets folgt dem Tage die Nacht, und auf die Nacht folgt der Tag. Genau so ist es in der Geschichte der Völker. Große Veränderungen harren der Welt; Indien ist in Trägheit und Gleichgültigkeit hinabgeglitten, Indien wird sich aber eines Tages erheben, es wird ehrgeizige Träume haben und neue Tatkraft wird diesen folgen. Europa strotzt von praktischer Tüchtigkeit, die Allgewalt seines Materialismus aber wird eines Tages vergangen sein. Und dann wird Europa nach höheren Dingen streben, es wird die Verinnerlichung suchen. Genau so wird es Amerika gehen.» Ich höre still zu.

«Eines Tages werden darum unsere Philosophie und unsere tiefe Innerlichkeit in Europa Fuß fassen», sagt er tiefenst. «Einige unserer Sanskrit-Handschriften und heiligen Bücher sind bereits in europäische Sprachen übersetzt worden. Viel Geschriebenes aber ist noch verborgen in Höhlen, in einsamen Gegenden Indiens, Tibets und Nepäls. Auch das wird eines Tages der Welt offenbart. Bald wird die Zeit gekommen sein, da Indiens alte Philosophie und sein Wissen um die tiefsten Dinge sich mit den praktischen Wissenschaften Europas verbünden wird. Die Geheimnisse vergangener Zeiten müssen enthüllt und den Erfordernissen der Gegenwart geopfert werden. Ich bin froh, daß es so kommen wird.»

Ich blicke in die Fluten des Ganges, der kaum merklich dahinströmt, das Wasser glitzert in der Sonne.

Der Sterndeuter spricht weiter.

«Das Schicksal jeder Volksrasse erfüllt sich ebenso wie das Schicksal des einzelnen. Gott ist allgewaltig. Menschen und Völker entgehen ihrem selbstverdienten Ge-

schick nicht; vielleicht aber werden sie in der Not behütet und aus allzu großen Gefahren errettet.»

«Wie wird man dieses Schutzes teilhaftig?»

«Durch Gebet, durch kindliche Reinheit gegenüber dem Allmächtigen, dessen Name man nicht nur auf den Lippen, sondern auch im Herzen haben muß. Versuchen Sie, die glücklichen Tage als Segensgabe Gottes zu betrachten. Vergessen Sie in der Not nicht, daß dadurch die Krankheiten Ihrer Seele geheilt werden. Fürchten Sie Ihn nicht, denn Er ist barmherzig.»

«Sie glauben, daß Gott nicht fern von dieser Erde lebt?»

«Nein, Gott ist Geist, der in den Menschen und allenthalben in der Welt verborgen ist. Wenn Sie etwas Schönes in der Natur, etwa eine schöne Landschaft, entdecken, dann genießen Sie dies nicht um seiner selbst willen, sondern weil das höchste Wesen sich auch darin offenbart. Sehen Sie das Göttliche in den Dingen und Menschen, und lassen Sie sich durch die äußeren Erscheinungen nicht vom Geistigen, das in Ihnen lebt, ablenken.»

«Sie vermischen auf seltsame Weise den Schicksalsglauben, die Religion und die Sterndeuterei!»

Er sieht mich feierlich an.

«Warum? Dies ist nicht meine eigene Erfindung, sondern uns von altersher überliefert. Die grenzenlose Macht des Schicksals, die Liebe zu unserem Schöpfer und die geheimnisvolle Beziehung der Sterne zu unserem Leben waren schon den Völkern des Altertums bekannt. Diese waren nicht so wild und unwissend, wie Ihr Westländer sie seht. Aber habe ich nicht gesagt, daß der Westen noch vor dem Ende dieses Jahrhunderts erkennen wird, daß diese unsichtbaren Kräfte wirklich das Leben des Menschen bestimmen?»

«Es wird dem Westen sehr schwer fallen, die ihm vertraute Idee aufzugeben, daß der Mensch sein Leben frei gestalten oder zerstören kann.»

«Was geschieht, geschieht durch Seinen freien Willen, und was wie freier Wille wirkt, ist in Wahrheit Seine

Macht. Der Allmächtige läßt die Menschen ihre guten und bösen Taten entgelten. Deshalb tut man gut daran, sich Seinem Willen zu beugen. Man braucht in der Not nicht zu zittern, wenn man bei Ihm die Kraft zum Aushalten sucht.»

«Wir wollen für alle die armen Bettler hoffen, daß Sie recht haben.»

«Eine andere Antwort kann ich Ihnen nicht geben», erwidert er kurz.

«Wenn Sie sich nach der Lehre des ‚Brahma Chinta‘ verhalten und in Ihre eigene Seele blicken, klären sich alle Fragen von selbst.»

Ich merke, daß er mich nicht weiterführen kann, daß die Grenze erreicht ist und daß ich nun meinen Weg allein finden muß.

In meiner Rocktasche steckt ein wichtiges Telegramm, das mich auffordert, auf dem schnellsten Wege mit der Bahn Benares zu verlassen. In einer anderen Tasche steckt ein Photoapparat. Ich bitte den Sterndeuter, ein Bild von ihm machen zu dürfen, er lehnt jedoch höflich ab. Als ich in ihn dringe, sagt er:

«Wozu? Was haben Sie von meinem häßlichen Gesicht und von meinen schlechten Kleidern?»

«Ihr Bild wird mir die Erinnerung an Sie zurückrufen, wenn ich weit fort bin.»

«Die beste Erinnerung», erwidert er sanft, «sind frommes Denken und selbstloses Handeln.»

Widerstrebend stecke ich den Apparat wieder ein. Als wir uns erheben, entdecke ich nahebei eine sitzende Gestalt, die unter einem riesengroßen, runden Bambuschirm Schutz vor den heißen Sonnenstrahlen sucht. Sie ist in innere Betrachtung versunken; nach dem ockergelben Gewand zu schließen, handelt es sich um einen heiligen Mann einer höheren Ordnung. Wir gehen weiter und treffen auf eine Kuh, die in der typischen Haltung mit unter den Bauch geschlagenen Beinen mitten auf dem Wege liegt, wahrscheinlich ist sie eine der heiligen Kühe, von denen Benares wimmelt.



Sahabji Maharaj



Die künstliche Höhle des Meher Baba

An der Bude eines Geldwechslers winke ich einem Wagen, und unsere Wege trennen sich.

☆

Während der folgenden Tage reise ich rastlos umher. Die Nächte verbringe ich in den Herbergen, die eine treusorgende Regierung für reisende Beamte und für alle, die ins Innere wollen, eingerichtet hat. In einem dieser Rasthäuser gibt es nichts weiter als Scharen von Ameisen, gegen die ich zwei Stunden lang einen verzweifelten Kampf führe, um schließlich das Bett mit einem Stuhl zu vertauschen. Langsam nur schreitet die Nacht voran. Meine Gedanken weilen bei dem Astrologen, bei seinem Fatalismus. Ich gedenke der unglücklichen Bettler, die sich hungernd voranschleppen, die zu wenig zum Leben, zu viel zum Sterben haben. Der reiche Geldverleiher mag ruhig in prächtigen Kleidern und in einem gut gefederten Wagen an ihnen vorüberfahren, – sie nehmen ihn ebenso willig hin wie ihr eigenes Elend. Der jammervollste Aussätzige ist in diesem glühend heißen Land mit seinem Los zufrieden. In jedem Inder ruht ein Stück dieses abstumpfenden Fatalismus. Deshalb ist es ganz zwecklos, daß ein Europäer mit einem Orientalen über die Willensfreiheit oder über die Allgewalt des Schicksals streitet. Der Orientale sieht hier kein Problem, denn für ihn beherrscht das Schicksal sein Leben, – mehr ist dazu nicht zu sagen.

13. Kapitel

DER GARTEN DES HERRN

In Nordindien treffe ich auf zwei Spuren, die mich beide nach der Stadt mit dem poetischen Namen Dayalbagh, der Garten des Herrn, führen. Diese Stadt ist eine einzigartige und wenig bekannte Siedlung.

Einer der beiden Spuren begegne ich in Lucknow. Dort finde ich zu meinem Glück in Sunderlal Nigam einen Führer und Freund. Mit ihm durchstreife ich die male-
rische Stadt. Er ist höchstens zweiundzwanzig Jahre alt, aber wie viele seiner Landsleute schon früh gereift. Auf unseren gemeinsamen Streifzügen lerne ich meinen jugendlichen Führer näher kennen. Sein Wesen macht auf mich großen Eindruck. Er ist außergewöhnlich klug und hat eine sichere, sachliche Haltung zu den Dingen der Welt. Dabei ist er ein innerlicher, versonnener Mensch wie alle, die sich dem Yoga verschrieben haben. Erst nach wiederholtem Beisammensein und nach leidenschaftlichen, philosophischen Erörterungen entpuppt er sich als Mitglied der halb geheimen ‚Radha Soami-Bruderschaft‘. Noch eine zweite Spur führt mich nach Dayalbagh. Diesmal weist Mallik mir den Weg. Er gehört zur gleichen Bruderschaft. Ich begegne ihm an anderem Ort und zu anderer Zeit als Sunderlal Nigam. Mallik ist wie viele Inder ein schöner, hellhäutiger und kräftiger Mensch. Seit Jahrhunderten lebt sein Volk in der Nähe wilder Grenzstämmen, die ihrer Nachbarn Besitz mit lüsternen Augen betrachten. Die kluge englische Regierung aber zählt diese unruhigen Feuerfresser, und zwar nicht wie früher durch langwierige Kämpfe, sondern indem sie ihnen Arbeit und Brot gibt.

Mallik ist Aufseher über einige dieser wilden Kerle, die zu friedlicher und nützlicher Arbeit gewonnen wurden und in den Bergen und unwegsamen Gebieten Straßen und Brücken, Befestigungen und Kasernen bauen. Manche von ihnen tragen ein Gewehr, nicht weil sie es brauchen, sondern aus alter Gewohnheit. Sie arbeiten überall an der Nordwestgrenze.

Mallik ist sehr fleißig, er arbeitet in der Nähe von Dera Ismail Khan, einem Vorposten des Imperiums. Er hat ein unerschütterliches Selbstvertrauen, viel Sinn für das Praktische, einen vornehmen Charakter und viel Verstand. Alle diese Eigenschaften halten einander die Waage.

Nach anfänglicher Zurückhaltung, die zur Tradition des Yoga gehört, gibt er meinem Drängen nach und gesteht mir widerstrebend, daß er einen Meister hat, den er aufzusuchen pflegt, wenn es ihm sein Dienst erlaubt. Sein Meister, der sich Sahabji Maharaj nennt, ist das Haupt der Radha Soami-Brüder. Zum zweitenmal höre ich nun, daß dieser Meister eine ganz besondere und eigenartige Auffassung des Yoga besitzt, das er mit einer normalen Lebensführung nach westlichem Vorbild zu vereinigen versteht.

★

Den Bemühungen Nigams und Malliks gelingt es endlich, mich als Gast bei Seiner Heiligkeit Sahabji Maharaj einzuführen; er ist der ungekrönte König von Dayalbagh, der Stadt der Radha Soami-Brüder.

Ich fahre von Agra nach Dayalbagh einige Meilen auf staubiger Landstraße. Dayalbagh – der Garten des Herrn! Wenn mich mein erster Eindruck nicht täuscht, ist es das Bestreben des Gründers der Stadt, ihr Aussehen ihrem Namen gerecht werden zu lassen.

Man führt mich zu einem Haus, in dem sich die privaten Räume des Meisters befinden. Das Wartezimmer ist geschmackvoll in europäischem Stil eingerichtet. Ich sitze in einem bequemen Lehnstuhl und freue mich über die hübsch gestrichenen Wände und über die gute und schlichte Form der Möbel. Man ist hier ausgesprochen westlich eingestellt. Die Yogis, die ich bisher gesehen hatte, hausten in kahlen, trübseligen Häuschen oder in einsamen Berghöhlen und an den Ufern der Flüsse in muffigen, mit Stroh gedeckten Hütten. In einer so modernen Umgebung hätte ich niemals einen Yogi vermutet. Wie wohl das Haupt dieser Bruderschaft aussieht?

Ich brauche nicht lange zu warten. Langsam öffnet sich die Tür, und er tritt ein. Er ist mittelgroß, sein Turban ist blütenweiß. Seine feinen Gesichtszüge sind nicht typisch indisch. Wäre seine Haut um einen Schatten heller, könnte man ihn für einen ruhigen, gesetzten Amerika-

ner halten. Er trägt eine Brille mit großen Gläsern, ein kleiner Schnurrbart ziert seine Oberlippe. Er ist bekleidet mit dem langen, einreihig geknöpften, hochgeschlossenen Rock, mit dem sich die indischen Schneider an die europäische Herrenmode anzupassen suchen. Er wirkt bescheiden und sanft und heißt mich mit höflicher Würde willkommen.

Nachdem wir einander begrüßt haben und er auf einem Stuhl Platz genommen hat, sage ich als erstes einige Worte der Anerkennung für die hübsche Ausstattung des Raumes. Er antwortet lächelnd, wobei er seine glänzend weißen Zähne zeigt:

«Gott ist nicht nur die Liebe, sondern auch die Schönheit. Der Mensch sollte nicht nur Geist, er sollte auch Schönheit ausstrahlen, nicht nur durch sein Wesen, sondern auch durch die ihn umgebenden Dinge.»

Sein Englisch ist ausgezeichnet, er spricht schnell und selbstsicher. Einen Augenblick ist es still, dann fährt er fort:

«Die Wände und Möbel eines Zimmers tragen noch einen unsichtbaren Schmuck, der aber sehr wichtig ist. Wissen Sie, daß diesen Dingen die Gedanken und Gefühle des Menschen anhaften? Jeder Raum, ja, jeder einzelne Stuhl, strahlt irgendwie das Wesen des Menschen aus, der ihn ständig benutzt. Man sieht dies vielleicht nicht, aber es ist dennoch da, und alle, die in den Bereich dieser Dinge kommen, werden unbewußt mehr oder weniger stark davon berührt.»

«Wollen Sie damit sagen, daß die Dinge, die menschliche Eigenschaften annehmen, elektrische oder magnetische Ströme aussenden?»

«Jawohl! Die Gedanken haben ihre eigene Art von Wirklichkeit und gehen für kürzere oder längere Zeit über in die Gegenstände, die wir ständig benutzen.»

«Eine interessante Theorie!»

«Mehr als das, eine Tatsache! Außer dem sichtbaren besitzt der Mensch auch noch einen unsichtbaren, feineren Leib, und in diesem befinden sich Kraftzentren, die den

Organen des sichtbaren Leibes entsprechen. Mit Hilfe dieser geheimen Kraftzentren nimmt der Mensch unsichtbare Einflüsse wahr; sie vermitteln ihm seelische und geistige Erlebnisse, wenn er sie in Tätigkeit setzt.»

Nach kurzer Pause fragt er mich, was ich vom heutigen Indien halte. Ich tadele ganz offen die Tatsache, daß sich das Land den neuzeitlichen Lebensformen so ängstlich verschließt und sich nur zögernd der Neuerungen und Erfindungen bemächtigt, die das Leben so vereinfachen; daß es hygienische und sanitäre Maßnahmen vernachlässigt und bei törichten und grausamen Sitten und Gebräuchen verharret, die von der Religion vorgeschrieben werden; daß religiöse Vorurteile Indien in eine bedenkliche Sackgasse getrieben haben. Ich führe dafür einige Beispiele an, die nur beweisen, daß der Mensch den ihm von Gott verliehenen Verstand vernachlässigt oder mißbraucht. Sahabji Maharaj gibt mir vollkommen recht.

«Auf die von Ihnen erwähnten Gebiete erstreckt sich gerade mein Reformprogramm», sagt er nachdenklich.

«Mir scheint, als ob viele Inder von Gott erwarteten, daß er das für sie tue, was sie ebenso gut selbst tun könnten.»

«Richtig. Wir Inder reden viel über Religion und vertuschen damit Dinge, die mit Religion nichts zu tun haben. Es ist ein Unglück, daß eine Religion nur während der ersten Jahre ihres Bestehens wirklich lebendig und unverfälscht ist. Später entartet sie und wird zur Philosophie, und ihre Anhänger predigen nur, statt ein Leben in Frömmigkeit zu führen. Dann kommt der letzte und längste Abschnitt: priesterliche Heuchler bemächtigen sich der Religion, bis die Heuchelei als Religion anerkannt wird.»

Ich bin sprachlos über soviel Unverblümtheit.

«Warum sollen wir streiten über Himmel und Hölle, über Gott und so weiter?» sagt Sahabji. «Die Menschheit lebt im Irdischen und sollte nichts vernachlässigen, was damit zusammenhängt. Wir sollten versuchen, unser Dasein schöner und glücklicher zu gestalten.»

«Aus diesem Grunde kam ich zu Ihnen. Ihre Anhänger sind prächtige Menschen, die sich bemühen, praktisch und neuzeitlich wie ein Europäer zu sein; sie führen die Religion nicht ständig im Munde, leben ein anständiges Leben und machen trotzdem mit unbeirrbarer Regelmäßigkeit die Übungen, die das Yoga vorschreibt.»

Sahabji lächelt zustimmend.

«Ich freue mich, daß Sie das bemerkt haben», antwortet er lebhaft. «Ich will durch mein Wirken in Dayalbagh der Welt nichts anderes zeigen, als daß man sich auch verinnerlichen kann, ohne in eine Höhle zu kriechen, daß man die höchste Stufe des Yoga erreichen und doch seine weltlichen Aufgaben erfüllen kann.»

«Wenn Ihnen das gelingt, wird die Welt die indischen Lehren höher schätzen, als sie es augenblicklich tut.»

«Es wird uns gelingen», antwortet er zuversichtlich. «Ich möchte Ihnen etwas erzählen. Als ich hierher kam, um die Kolonie zu gründen, war es mein größter Wunsch, recht viele Bäume ringsum zu haben. Man sagte mir aber, daß auf diesem unfruchtbaren Sandboden kein Baum gedeihen könnte. Der Jumna fließt nicht weit von hier, wir befinden uns in einem ehemaligen Flußbett. Wir hatten keine Fachleute unter uns, mußten also durch viele Versuche und ständigen Mißerfolg erst ganz allmählich die für unseren kargen Boden geeigneten Bäume herausfinden. Fast sämtliche im ersten Jahre gepflanzten Bäume – über tausend – gingen ein. Nur ein einziger Baum wuchs an. Wir ließen nicht nach, mit dem Erfolg, daß es in Dayalbagh heute neuntausend gesunde Bäume gibt. Ich erzähle Ihnen das nur, um Ihnen zu zeigen, wie wir Probleme zu behandeln pflegen. Wir fanden hier unfruchtbares Land vor, das niemand kaufen wollte. Sehen Sie selbst, was wir daraus gemacht haben!»

«Ist es Ihr Ziel, ein Arkadien bei Agra zu gründen?»

Er lacht. Ich sage ihm, daß ich die Stadt gerne besichtigen möchte.

«Bitte, ich werde mich sofort darum kümmern. Sehen Sie sich zuerst Dayalbagh an, dann besprechen wir alles

Drum und Dran. Sie werden meine Ideen besser verstehen, wenn Sie sehen, wie ich sie verwirkliche.»

Er drückt wie ein Geschäftsmann auf eine Klingel, und schon wenige Minuten später wandere ich durch unfertige Straßen, an hellen, neuen Fabrikanlagen vorüber. Ich werde von Hauptmann Sharma geführt, der als Arzt in der indischen Armee gedient hat, sich jetzt aber ganz in den Dienst seines Meisters hier gestellt hat. Ich lerne ihn nur flüchtig kennen, sehe aber, daß auch er westliche Tüchtigkeit mit wahrhafter Geistigkeit harmonisch verbindet.

Auf einer festlich anmutenden Allee gelangt man in das saubere kleine Dayalbagh. Alle Straßen sind mit Bäumen bepflanzt, auf dem großen Platz im Mittelpunkt der Stadt sind herrliche Gärten angelegt, die man nach unsäglichen Mühen dem trockenen Boden abgerungen hat. Ein Maulbeerbaum, den Sahabji Maharaj im Jahre 1915 bei der Gründung der Siedlung pflanzte, steht da als ein Symbol für die Liebe des Meisters zu einer geschmackvollen Umgebung.

Das Industrieviertel besteht im wesentlichen aus einigen Fabriken, die die Aufschrift tragen: ‚Muster-Industrien‘. Die Bauten sind hell, luftig, sauber und geräumig.

★

Zuerst besichtige ich die Schuhfabrik. Rastlos sausen die Treibriemen und setzen die in Reihen nebeneinander stehenden Maschinen in Tätigkeit. Die dunkelhäutigen Handwerker arbeiten ebenso geschickt beim Lärm der Maschinen und scheinen ihre Sache ebenso gut zu verstehen, wie die Arbeiter, die ich einmal in einer großen englischen Fabrik sah. Der Werkmeister erzählt mir, daß er zur Ausbildung in Europa war, um dort die moderne Art der Lederbearbeitung zu erlernen.

Man sieht Stiefel, Schuhe, Sandalen, Handtaschen und Gürtel alle Herstellungsphasen durchlaufen. Die Männer, die jetzt an den Maschinen stehen, sind von dem Werkmeister aus ungelerten Neulingen zu geschickten

Facharbeitern herangebildet worden. Ein Teil der Waren bleibt in Dayalbagh und Agra, der Rest geht in andere Städte. Überall sollen Verkaufsstellen eingerichtet werden, und zwar nach dem Vorbild der Warenhäuser.

Dann besichtigen wir eine Textilfabrik, in der gemusterte Baumwoll- und Seidenstoffe hergestellt werden.

In einem anderen Gebäude befindet sich eine moderne Maschinenfabrik, eine Schmiede und eine Formerei. Ein riesiger Schmiedehammer läßt die Luft von seinen gewaltigen Schlägen erdröhnen. In einer anderen Werkstatt entstehen wissenschaftliche Instrumente, Apparate für Laboratorien, Waagen und Gewichte. Die Gegenstände sind so gut gearbeitet, daß sie den Beifall der Regierung gefunden haben. Auch bei der galvanischen Vergoldung und Versilberung sehe ich zu.

In anderen Abteilungen der ‚Muster-Industrien‘ werden Ventilatoren, Grammophone, Messer und Möbel hergestellt. Einer der Mechaniker hat eine besondere Art von Schalldose erfunden, die demnächst fabrikmäßig hergestellt werden soll. Ich bin sehr erstaunt, auch eine Füllfederhalterfabrik vorzufinden und höre, daß es die erste in Indien ist. Viele Versuche waren notwendig, bis der erste Füllfederhalter versandfertig war. Eine Sache bereitet diesen Industriepionieren noch viel Kopfzerbrechen, nämlich, wie das Iridium an der Spitze der Goldfedern angebracht wird. Sie hoffen, das Rätsel eines Tages zu lösen, bis dahin aber müssen die Federn nach Europa geschickt und dort mit Iridiumspitzen versehen werden.

Dayalbaghs Bedarf an Geschäftspapieren und literarischen Erzeugnissen wird in einer Druckerei hergestellt. Man zeigt mir einige Druckerzeugnisse in drei Sprachen: hindustanisch, urdu und englisch. Auch eine kleine, wöchentlich erscheinende Zeitung wird hier gedruckt und an die auswärtigen Mitglieder der Bruderschaft gesandt.

Alle Arbeiter, mit denen ich spreche, sind nicht nur zu-

frieden, sondern geradezu begeistert. Gewerkschaften wären hier nicht am Platze. Jeder verrichtet seine Arbeit, und sei sie auch noch so gering, als ob sie eine Freude und keine Pflicht wäre.

Die Stadt hat ein eigenes Elektrizitätswerk, das für sämtliche Maschinen und für die großen Ventilationsanlagen den Strom liefert. Jedes Haus wird auf Gemeindegeldkosten elektrisch beleuchtet. Teure Zähler sind infolgedessen unnötig.

Zur Abteilung Landwirtschaft gehört eine kleine, nach neuzeitlichen Methoden arbeitende Farm, die noch im Anfang der Entwicklung steht, aber schon Dampftanktraktor und Dampfpflug besitzt. Die Haupterzeugnisse sind frische Gemüse und Viehfutter.

Hervorragend eingerichtet ist die Milchviehfarm. Nirgend in Indien habe ich ihresgleichen gesehen, man könnte sie so, wie sie ist, als Musterfarm auf einer Ausstellung vorführen. Die Tiere sehen ganz anders aus als die meisten indischen Kühe; man braucht nur nach Agra zu gehen, um den Unterschied festzustellen. In den Ställen herrscht peinlichste Sauberkeit. Man sagt mir, daß die hier angewandte wissenschaftlich erprobte Arbeitsweise höhere Milcherträge liefert als der durchschnittliche indische Molkereibetrieb. Die Milch wird pasteurisiert und gekühlt, die Einwohner von Dayalbagh und Agra bekommen also gute, keimfreie Milch. Aus dem Ausland ließ man eine elektrische Buttermaschine kommen. Die Abteilung untersteht einem Sohn Sahabji Maharajs, einem energischen, tüchtigen jungen Mann, der die größten Molkereien Englands, Hollands und Dänemarks besuchte, um die fortschrittlichste Arbeitsweise kennen zu lernen.

Die Wasserbeschaffung für die Landwirtschaft und für die Stadt stieß zuerst auf große Schwierigkeiten. Man baute eine Bewässerungsanlage und ein Wasserwerk, stärkerer Verbrauch aber zwang Sahabji, nach neuen Quellen zu suchen. Er ließ Ingenieure kommen, die einen Röhrenbrunnen bohrten, der mit Erfolg arbeitet.

Die Siedlung hat ihre eigene Bank, ein wuchtiges Gebäude mit vergitterten Fenstern. Sie besitzt ein Kapital von zwanzig Lakhs (ein Lakh sind 100 000 Rupien). Die Bank betreibt nicht nur private Geschäfte, sondern überwacht auch die Finanzen der Stadt.

Im Mittelpunkt von Dayalbagh steht die Bildungsanstalt, der schönste Bau der Siedlung. Diese modern eingerichtete Schule wird von mehreren hundert Schülern besucht; sie hat einen Schulvorsteher und zwei- unddreißig Lehrer, lauter junge, begeisterungsfähige Menschen, die nicht nur für ihre Schüler, sondern auch für ihren Meister ihr Bestes hergeben. Die Schule steht auf sehr hoher Stufe. Ein eigentlicher Religionsunterricht wird nicht erteilt, man bemüht sich statt dessen, für eine gute Charakterbildung zu sorgen. Sahabji Maharaj besucht die Schüler des öfteren und hält sonntags vor der ganzen Schülerschaft einen Vortrag über geistige Fragen.

Die Schüler werden zum Sport angehalten, am beliebtesten sind Hockey, Fußball, Cricket und Tennis. Vervollkommen wird die ganze Einrichtung durch eine Bibliothek, die siebentausend Bände enthält, und durch ein eigenartiges kleines Museum.

In einem anderen Bau ist eine ähnlich geführte Mädchenschule untergebracht. Sahabji Maharaj bemüht sich, innerhalb seines Einflusses die den indischen Frauen bis vor kurzem aufgezwungene Unbildung zu bekämpfen.

Der jüngste Zweig der Abteilung Erziehung ist das Technikum, in dem Vorlesungen über Maschinenbau, Elektrowissenschaft und Automobilbau abgehalten und Mechaniker und Vorarbeiter für die Fabriken ausgebildet werden. In der Abteilung ‚Muster-Industrien‘ sind für die Schüler besondere Maschinen und Werkbänke aufgestellt, so daß der Schulunterricht durch die Praxis in der Fabrik ergänzt werden kann.

Die Hunderte von Schülern dieser drei Schulen sind in drei Heimen untergebracht, lauter hübschen, hellen und

neuzeitlich eingerichteten Bauten. Der Wohnteil der Siedlung untersteht der Dayalbagh-Baugesellschaft, die alle Baupläne liefert und die Häuser baut. Die Häuser der einzelnen Straßen sind stilistisch aufeinander abgestimmt. Man merkt, daß diesen Städtebauern die architektonische Einheitlichkeit sehr am Herzen liegt. Häßliche, schadhafte, oder unbrauchbare Häuser werden abgerissen. Der Einwohner wählt sich sein Haus nach den von der Baugesellschaft vorgelegten Entwürfen aus. Es gibt vier verschiedene Haustypen zu gestaffelten festen Preisen. Der Käufer zahlt außer dem Baupreis nur noch einen ganz geringen Aufschlag.

Zur Siedlung gehört ein sauberes kleines Krankenhaus und ein Mütterheim. Größtes Ziel ist hier allenthalben die selbstgenügsame Unabhängigkeit. Ich bin darum gar nicht erstaunt, als ich höre, daß der uniformierte Polizist, der vorschriftsmäßig die Hand an die Mütze legt, auch ein Radha Soami ist. Bei seinem Anblick muß ich mich fragen, ob wohl die allgemeine Moral in Dayalbagh auf so hoher Stufe steht, daß Verbrechen ausgeschlossen sind. Der Polizist steht wohl nur da, um unerwünschte Eindringlinge fernzuhalten.

✱

Als Sahabji Maharaj mir wieder einmal etwas von seiner stark beanspruchten Zeit schenken kann, spare ich nicht mit der Anerkennung und Bewunderung für diese fortschrittliche Stadt im rückständigen Indien.

«Wie aber wird das Ganze finanziert?» frage ich. «Sie haben sicher große Summen hier investiert?»

«Sie werden noch sehen, wie das Geld hereinkommt», entgegnet er. «Die Siedlung wird finanziert von den Mitgliedern der Bruderschaft. Es besteht für sie aber kein Zwang, sie müssen keine festen Zahlungen leisten, sondern betrachten es als eine religiöse Pflicht, ihr Scherflein zum Ausbau der Siedlung beizutragen. Während der ersten Jahre waren wir von diesen Spenden abhängig, mein Ziel ist aber, die Siedlung ganz

auf sich selbst zu stellen. Ich werde nicht ruhen, bis wir völlig unabhängig sind.»

«Werden Sie von reichen Leuten unterstützt?»

«Keineswegs! Die reichen Radha Soami-Brüder kann man an den fünf Fingern herzählen. Unsere Mitglieder leben in bescheidenen Verhältnissen oder in nur mäßiger Wohlhabenheit. Unser Aufstieg hat von vielen Aufopferndes verlangt. Dank dem Höchsten Vater konnten wir bis jetzt viele Lakhs Rupien einnehmen und ausgeben. Die Zukunft der Siedlung ist gesichert, das Einkommen wächst mit der Zahl der Mitglieder. Wir werden nie ohne Geld sein.»

«Wieviele Mitglieder haben Sie?»

«Wir zählen über 100.000 Mitglieder, von denen nur einige Tausend sich hier niedergelassen haben. Die Bruderschaft besteht seit etwa siebzig Jahren, hat sich aber während der letzten zwanzig Jahre stark vergrößert, und das, wohlgemerkt, ohne öffentliche Werbung, da wir ein halb geheimer Bund sind. Wenn uns daran läge, in der Öffentlichkeit unsere Ansichten zu verbreiten, könnten wir unsere Mitgliederzahl um ein Hundertfaches vermehren. Unsere Mitglieder sind über ganz Indien verstreut, betrachten aber Dayalbagh als Sammelpunkt und besuchen uns, so oft sie können. Sie sind zu kleinen Ortsgruppen zusammengefaßt, die sich jeden Sonntag immer zu derselben Zeit versammeln, wenn wir hier in Dayalbagh auch gerade eine Zusammenkunft abhalten.»

Sahabji hält inne und wischt sich die Brillengläser blank. «Bedenken Sie nur: als wir mit dem Bau der Siedlung begannen, besaßen wir nur fünftausend Rupien, die eigens für diesen Zweck gestiftet worden waren. Unser Grundstück war nur vier Morgen groß, jetzt mißt Dayalbagh mehrere tausend Morgen. Wir sind also in der Ausdehnung begriffen!»

«Wie groß soll die Stadt werden?»

«Ich beabsichtige, zehn- bis zwölftausend Menschen hier anzusiedeln, dann hören wir auf. Eine Stadt von zwölf-

tausend Einwohnern ist, wenn sie richtig angelegt ist, groß genug. Ich will die Riesenstädte Europas nicht nachahmen! Sie sind überbevölkert und wirken ungünstig auf den menschlichen Charakter. Ich will eine Gartenstadt bauen, in der die Menschen arbeiten und glücklich leben, in der sie viel Platz und gute Luft haben. Es bedarf noch einiger Jahre, bis Dayalbagh vollendet ist, dann wird es eine Mustersiedlung sein. Als ich zum erstenmal Platos Republik las, war ich erstaunt, viele Ideen darin wiederzufinden, die ich hier zu verwirklichen suche. Wenn Dayalbagh fertig ist, möchte ich, daß es ein Musterbeispiel für ähnliche Gründungen in ganz Indien oder zumindest für eine in jeder Provinz wird. Ich werde dann sagen können, daß ich mit dem Bau dieser Stadt viele Probleme gelöst habe.»

«Soll Indien seine ganze Kraft in den Dienst der industriellen Entwicklung stellen?»

«Ganz gewiß! Das fehlt uns am meisten! Aber ich möchte nicht, daß Indien sich so ganz und gar darin verliert wie Sie im Westen», gibt er lachend zur Antwort. «Ja, Indien muß sich eine industrielle Zivilisation zu eigen machen, um die seine Menschenmassen aufreibende Armut zu bekämpfen. Diese Zivilisation muß aufgebaut werden nach einem Grundsatz, der den Kampf zwischen Kapital und Arbeit ausschließt.»

«Wie wollen Sie das fertigbringen?»

«Indem ich den Wohlstand des Einzelnen durch allgemeinen Wohlstand, statt auf Kosten der Allgemeinheit, erreiche. Unsere Arbeit ist Zusammenarbeit, jedem gilt das Wohl von Dayalbagh mehr als das eigene. Hier arbeiten Pioniere für einen niedrigeren Verdienst als anderswo. Ich spreche von gelernten und gebildeten, nicht von ungelerten Arbeitern. Sie tun dies natürlich aus freiem Willen. Dieser Grundsatz wirkt hier Gutes, weil unser Streben im Grunde geistigen Dingen gilt. Einige, die es sich leisten können, arbeiten hier umsonst. Das zeigt Ihnen, welch schöner Geist unsere Menschen hier beseelt. Wenn Dayalbagh fertig ist und sich allein trägt,

hoffe ich, daß dies unnötig sein wird. Das höchste Ziel unserer Bruderschaft ist es, möglichst schnell zu einer inneren Entwicklung zu gelangen, und das führt uns diese Menschen zu. Wenn Sie zu uns kämen, wäre Ihre Arbeit vielleicht tausend Rupien im Monat wert, Sie würden sich aber mit einem Drittel dieses Betrages begnügen müssen. Nach und nach würden Sie ein Haus erwerben, heiraten und Kinder haben. Würden Sie dann aber nur Ihr leibliches Wohl im Auge behalten, müßten Sie bald scheitern. Bei aller äußeren Betriebsamkeit, die Sie hier sehen, versuchen wir dennoch, das entscheidende Ziel, das zur Gründung unserer Bruderschaft führte, nie zu vergessen. Wir sind keine Sozialisten im europäischen Sinne. Die Fabriken, Farmen und Schulen sind Eigentum der Gemeinschaft, die auch Häuser und Land besitzt. Sie können sich hier ein Haus bauen, aber es gehört Ihnen nur, solange Sie darin wohnen. Jeder kann hier nach Belieben Geld und Güter anhäufen. Aller Besitz unserer Gemeinde und alle freiwillig von unseren Mitgliedern geleisteten Geldspenden betrachten wir als uns anvertraute Pfänder, die wir im Geiste der Frömmigkeit verwalten. Alles ist bei uns dem Religiösen, dem Innerlichen, untergeordnet. Unsere Verwaltung besteht aus fünfundvierzig Mitgliedern, Abgesandten der verschiedenen Provinzen Indiens, denen wir zweimal jährlich Einblick in unsere Finanzen verschaffen. Ein aus elf Mitgliedern bestehender Ausschuß überwacht die laufenden Arbeiten.»

«Sie sagten eben, daß Sie Dayalbagh als Lösung vieler Probleme vorzustellen beabsichtigen. Hat die Stadt auch die wirtschaftlichen Probleme gelöst, die heutzutage die brennendsten sind?»

Sahabji lächelt voller Zuversicht.

«Sogar Indien hat hier einen Beitrag zu liefern. Ich will Ihnen etwas über einen kürzlich gefaßten Plan erzählen, durch den wir in der Lage sein werden, unser Wachstum während der nächsten Jahre zu beschleunigen. Wir haben einen Erbschaftsfonds gegründet, in den alle die Mit-

glieder einen Beitrag einzahlen, die tausend Rupien oder mehr zeichnen können. Wer etwas einzahlt, bekommt eine Rente von jährlich fünf Prozent des eingezahlten Betrages. Nach seinem Tode wird seiner Frau, seinem Kind oder irgendeiner Person, die er vorher benannt hat, derselbe Betrag ausbezahlt. Die Hinterbliebenen haben sogar das Recht, ihren Anteil den Nachkommen zu vererben. Erst mit der dritten Generation erlöschen alle Zahlungen. Gerät einer, der einen Betrag eingezahlt hat, in Schwierigkeiten oder in Not, wird ihm der Betrag ganz oder teilweise zurückgezahlt. Durch diesen Erbschaftsfonds werden im Laufe der Zeit viele Lakhs Rupien in unsere Kassen fließen, ohne daß den Geldbeuteln unserer Mitglieder dadurch schwere Opfer zugemutet werden. Sie sind, was immer sie eingezahlt haben, als Gegenleistung eines bescheidenen Einkommens gewiß.»

Dayalbagh hat, so glaube ich, eine Gewähr für eine gute Zukunft in dem stetig anwachsenden Erbschaftsfonds, in den nie aufhörenden freiwilligen Stiftungen und in den mit Gewinn arbeitenden Zweigen seiner Industrie.

«Einige bekannte Führer Indiens beobachten gespannt unser Experiment und warten das Ergebnis ab. Einige von ihnen haben Dayalbagh besucht, und sogar Gegner unserer Ideen sind schon hiergewesen. Das indische Volk ist eines der schwächsten und ärmsten Völker der Welt; die von seinen Führern angebotenen Allheilmittel verursachen viel Unruhe. Gandhi war auch einmal hier und sprach lange mit mir. Er wollte mich für seinen politischen Feldzug gewinnen, ich lehnte aber ab. Wir haben hier mit Politik nichts zu schaffen, wir glauben an einen Zusammenschluß aller aufbauenden Kräfte. Gandhis politische Ziele gehen mich nichts an, seine wirtschaftlichen Ideen aber muß ich als unpraktisch und visionär ablehnen.»

«Er verlangt von Indien, alle Maschinen ins Meer zu werfen.»

Sahabji schüttelt den Kopf.

«Indien kann nicht in die Vergangenheit flüchten, sondern muß sich zivilisieren, wenn es zu Wohlstand kommen will. Meine Landsleute sollten sich lieber an Amerika und Japan ein Beispiel nehmen. Spinnen und Weben als Handarbeit sind dem Ansturm der rationalisierten Fabrikationsmethoden von heute nicht mehr gewachsen.»

Sahabji Maharaj wirkt auf mich wie ein geschäftstüchtiger Amerikaner in der Gestalt eines braunen Hindu. Meine allen Vernunftgründen zugängliche Natur fühlt sich von soviel gesundem Menschenverstand, von soviel Klugheit und Vernunft angezogen, lauter Eigenschaften, die auf diesem Erdteil nicht allzu häufig sind. Sein Charakter ist voller Gegensätze. Er ist Meister über hunderttausend Menschen, die eine geheimnisvolle Form des Yoga pflegen, er ist Organisator der verschiedenartigen Betätigungen hier in Dayalbagh. Er ist ein höchst anziehender Mensch, man findet seinesgleichen weder in Indien noch auf der ganzen Welt. Er unterbricht mich in meinen Gedanken.

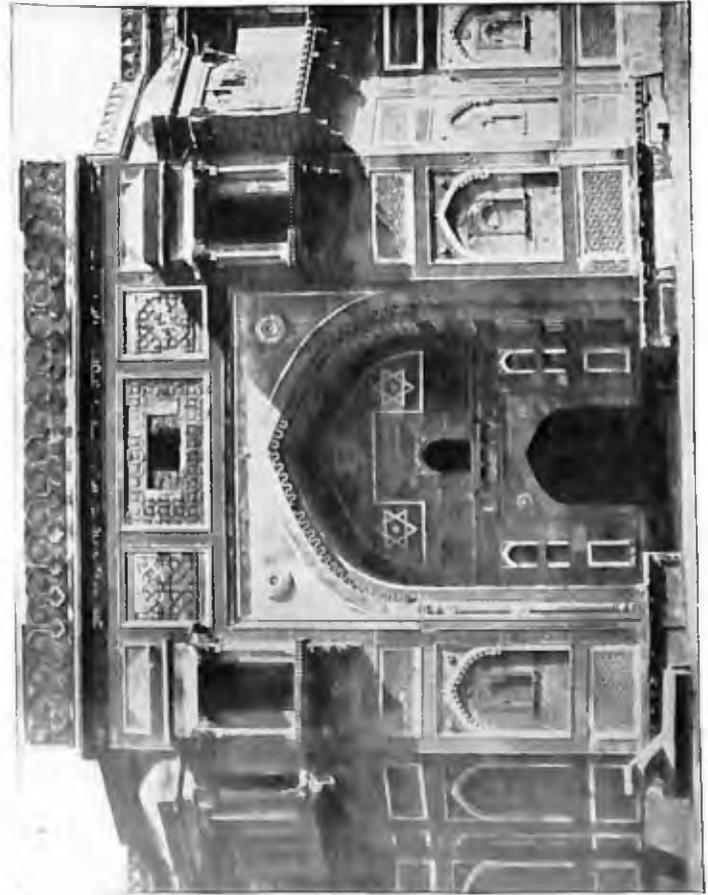
«Zwei Arbeitsgebiete haben Sie bereits besichtigt; es gibt aber noch ein drittes. Das Wesen des Menschen ist aus drei Dingen zusammengesetzt: Geist, Verstand, Körper. Für die körperlichen Arbeiten haben wir die Werkstätten und die Farmen, für die Bildung des Verstandes die Schulen, und für die geistigen Übungen unsere Versammlungen. Das Geistige hat für uns die größte Bedeutung. Jedes Mitglied unserer Bruderschaft bemüht sich, regelmäßig die ihm vom Yoga vorgeschriebenen Übungen auszuführen, wo immer er auch ist.»

«Kann ich einer der Versammlungen beiwohnen?»

«Selbstverständlich, Sie sind uns jederzeit willkommen.»

☆

Früh um sechs Uhr ist die Stadt schon auf den Beinen, dann findet die erste Versammlung statt. Ich folge



Portal des Jahangir-Palastes in Agra



Am Ufer des Ganges



Ramiatis Steinhäuschen

meinem Begleiter in ein riesengroßes, von Holzpfosten getragenes Zelt. Am Eingang drängen sich die Menschen, um Sandalen und Schuhe auszuziehen und sie den bereitstehenden Dienern zu überreichen. Auch ich tue, was die Sitte verlangt und betrete dann den großen Zeltraum.

In der Mitte steht ein Podium, auf dem Sahabji Maharaj auf einem Stuhle sitzt. Seine Anhänger hocken in Reihen rings um ihn herum, der Boden ist mit Menschen bepflastert. Aller Augen sind auf den Meister gerichtet, alles schweigt. Ich dringe bis zum Podium vor und zwänge mich dort in einen freien Raum zwischen zwei Menschen. Im Hintergrund erheben sich jetzt zwei Männer und beginnen langsam und getragen zu singen. Die Worte des Liedes entstammen dem Hindidialekt, der Gesang ist sehr wohlklingend. Sie singen etwa eine Viertelstunde lang, ihr fremdartiges, frommes Lied versetzt mich in eine friedliche Stimmung. Allmählich wird der Gesang leiser und hört dann ganz auf. Ich blicke mich um, die Menschen im Zelt sitzen ruhig und reglos da und scheinen in innere Betrachtungen oder in Gebet versunken. Meine Augen suchen jetzt den bescheidenen, schlicht gekleideten Mann auf dem Podium. Er hat noch kein Wort gesprochen. Sein Gesicht ist ernster als sonst, alles Lebhaftige ist von ihm gewichen, er scheint still über etwas nachzusinnen. Welche Gedanken mögen sich unter seinem weißen Turban kreuzen? Welche Verantwortlichkeit lastet auf seinen Schultern für alle diese Menschen, denen er der geheiligte Mittler zu einem höheren Leben ist! Das allgemeine tiefe Schweigen dauert noch eine weitere halbe Stunde. Niemand hustet, keiner rührt sich. Befinden sich diese Orientalen jetzt in einer anderen Welt, die dem skeptischen Westländer verschlossen ist? Jedenfalls ist das Ganze ein erstaunlicher Auftakt für die laute, muntere Betriebsamkeit, von der die Stadt bald erdröhnt.

Wir ziehen die Schuhe wieder an und gehen still nach Hause.

Im Laufe des Vormittags unterhalte ich mich mit vielen Radha Soami-Brüdern. Ein Teil von ihnen wohnt hier, andere sind nur zu Besuch da. Mehrere von ihnen sprechen gut englisch. Ich sehe Männer mit Turban aus dem Nordwesten, bezopfte Tamilen aus dem Süden, lebhaft kleine Bengalen aus dem Osten und bärtige Gestalten aus den inneren Provinzen. Ihr Selbstvertrauen, ihre Klugheit, ihr Sinn für das Praktische mit dem Gegengewicht rein geistiger Ziele, macht großen Eindruck auf mich. Ihre Seele schwingt sich auf in höchste Höhen, mit den Füßen aber bleiben sie auf der Erde. Jede Stadt könnte auf solche Bürger stolz sein. Ich fühle mich zu ihnen hingezogen und bewundere sie sehr, denn sie besitzen etwas Seltenes: Charakter. Nachmittags findet eine kleinere Versammlung statt, die, kurz und förmlich gehalten, für die auswärtigen Besucher bestimmt ist. Persönliche Dinge werden erörtert, Fragen beantwortet und einige Angelegenheiten von allgemeiner Bedeutung besprochen. Sahabji Maharaj erweist sich dabei als ungewöhnlich hilfreich. Er plaudert scherzhaft und witzig, versteht auch die schwierigste Frage zu beantworten und weiß über die verschiedenartigsten geistigen und praktischen Dinge etwas zu sagen. Seine Haltung zeigt eine ungewöhnlich harmonische Verbindung von Selbstvertrauen und stiller Bescheidenheit. Er besitzt viel Humor, den man aus seinen Bemerkungen heraushören kann.

Abends findet eine dritte Versammlung statt. Werkstätten und Gutsbetriebe sind geschlossen. Eine große Menschenmenge ist wieder im Zelt versammelt. Sahabji sitzt auf dem Podium. Jetzt treten mehrere Anhänger an seinen Stuhl und legen ihm Geldspenden zu Füßen, die von zwei Mitgliedern des Ausschusses eingesammelt und in Listen eingetragen werden.

Das wichtigste Ereignis ist eine lange Ansprache des Meisters. Tausende von Mitgliedern hören aufmerksam zu. Er spricht ein gutes Hindi und scheint ein guter Redner zu sein. Anregend und mit viel Feingefühl be-

handelt er die tiefsten Dinge. Sein Feuer und seine Leidenschaft reißen die Zuhörer sichtlich mit.

★

Tag für Tag ereignet sich dasselbe. Die zweistündige Abendversammlung ist die längste. Es spricht für Sahabji Maharajs Macht, daß er sein Programm ohne Schwierigkeiten durchführt und alles mit seiner dynamischen Kraft erfüllen kann. Niemand weiß im voraus, worüber er abends sprechen wird. Ich befrage ihn darüber und er antwortet:

«Wenn ich mich auf den Stuhl setze, weiß ich das Thema meiner Ansprache noch nicht. Wenn ich den ersten Satz spreche, weiß ich den nächsten noch nicht, ja, ich weiß nicht einmal den Schluß des ersten. Ich vertraue mich rückhaltlos dem Erhabenen Vater an, er sagt mir, was ich wissen muß. Mein Inneres harret Seiner Befehle, ich bin ganz in Seiner Hand.»

Tagelang kann ich die erste Ansprache nicht vergessen: sie handelte von der Unterwerfung unter einen Meister. Ich muß mit Sahabji darüber reden.

Wir sitzen im Herzen von Dayalbagh auf einer Art Gemeindeanger und geraten miteinander ins Gespräch. Er wiederholt, was er in der Ansprache sagte und fügt hinzu:

«Ein Meister ist unbedingt nötig. Im Geistigen gibt es den Begriff der Selbstgenügsamkeit nicht.»

«Hatten Sie auch einen Meister?» frage ich kühn.

«Gewiß, und ich mußte vierzehn Jahre suchen, ehe ich ihn fand.»

«Vierzehn Jahre, ein Fünftel Ihres Lebens! Lohnte sich das?»

Blitzschnell antwortet er:

«Die auf der Suche nach einem Meister verbrachte Zeit, mag sie auch zwanzig Jahre währen, ist nie vergebens gewesen. Ehe ich gläubig wurde, war ich ein Zweifler wie Sie. Dann verzagte ich, als ich vergeblich einen Lehrer suchte, der mir zu geistiger Erleuchtung ver-

helfen sollte. Ich suchte die Wahrheit mit jugendlichem Eifer, fragte die Bäume, das Gras und den Himmel. Ich weinte bitterlich wie ein Kind und bettelte um Licht, bis ich nicht mehr konnte. Eines Tages beschloß ich, nichts mehr zu essen, um langsam zu verhungern, falls die göttliche Macht mir keine Erleuchtung zuteil werden ließ. Ich konnte nicht mehr arbeiten. In der auf diesen Entschluß folgenden Nacht hatte ich einen lebhaften Traum: ich sah einen Lehrer, der sich mir zu erkennen gab. Ich fragte ihn, wo er wohne. ‚Allahabad!‘ antwortete er. ‚Näheres wirst du später erfahren.‘ Am anderen Tage traf ich einen Freund, der aus dieser Stadt stammte. Ich erzählte ihm meinen Traum. Er ging fort und holte eine Gruppenaufnahme und fragte mich, ob ich das Gesicht des Meisters auf dem Bilde wiedererkennen könnte. Sofort zeigte ich darauf. Jetzt gestand mir mein Freund, daß er einem halb geheimen Bund in Allahabad angehöre und daß der von mir bezeichnete Mann der Meister sei. Ich setzte mich sofort mit ihm in Verbindung und wurde sein Jünger. – Selbst wenn Sie allein die Übungen des Yoga ausführen und sich auf sich selbst verlassen, so wird doch ein Tag kommen, da Ihr Gebet erhört wird, und das wird der Tag sein, an dem Sie Ihrem Meister begegnen. Einen anderen Weg gibt es nicht. Sie brauchen einen Führer. Ein ehrlich und unbeeirrt suchender Mensch wird eines Tages dem Meister begegnen.»

«Woran erkennt man ihn?» frage ich leise.

Sahabjis Gesicht entspannt sich, ein heiterer Ausdruck liegt in seinen Augen.

«Der Meister weiß schon vorher, wer zu ihm kommen soll, und den wird er wie ein Magnet anziehen. Seine anziehende Kraft und das vorbestimmte Schicksal des Menschen gehören zueinander.»

Eine kleine, aber ständig anwachsende Gruppe von Menschen hat sich angefundun, und bald hat Sahabji Maharaj statt eines Zuhörers einige Dutzend.

«Ich habe mich bemüht, die Lehre der Radha Soami-

Brüder zu verstehen», sage ich, «aber sie geben einem eine harte Nuß zu knacken. Einer Ihrer Schüler hat mir einige Aufsätze Seiner Heiligkeit, Brahm Sankar Misra, eines ehemaligen Meisters der Bruderschaft, gegeben. Mit dem Erfolg, daß mein Verstand jetzt Überstunden machen muß.»

Sahabji lacht.

«Wenn Sie die Ideen der Radha Soami-Bruderschaft verstehen wollen, müssen Sie täglich die Yoga-Übungen unserer Schule machen. Wir halten diese täglichen Übungen für viel wichtiger als die Beschäftigung mit unseren Theorien. Leider kann ich Ihnen die Art unserer Meditationen nicht näher beschreiben, denn sie werden – unter dem Siegel der Verschwiegenheit – nur denen offenbart, die unserem Bund beitreten wollen und aufgenommen werden. Den Übungen liegt das ‚Yoga des Klanges‘ zugrunde, das, wie wir es gewöhnlich nennen, ‚Lauschen nach dem inneren Klang‘.»

«In den Schriften, mit denen ich mich augenblicklich beschäftige, heißt es, daß durch den Laut, durch den Klang, die Welt erschaffen wurde.»

«Von außen gesehen stimmt das. Es ist so zu verstehen, daß das Höchste Wesen sich zu Beginn der Schöpfung durch eine Reihe von Lauten äußerte. Das Weltall ist nicht das Ergebnis blinder Gewalten. Dieser göttliche Klang ist unserer Bruderschaft bekannt und kann phonetisch ausgedrückt werden. Wir glauben, daß man aus den Klängen ihre Herkunft, die Macht, die sie erschuf, heraushören kann. Wenn ein Mitglied unserer Bruderschaft mit vollkommen beherrschtem Körper, Geist und Willen in sein Inneres hinein lauscht, um den göttlichen Klang zu vernehmen, wird es, wenn es ihn hört, des Segens und der Weisheit des Höchsten Wesens teilhaftig.»

«Ist es nicht möglich, daß man das Rauschen des Blutes für den göttlichen Klang hält? Welch anderen Klang könnte man sonst in sich vernehmen?»

«Wir sprechen nicht von einem wirklichen hörbaren,

sondern von einem geistigen Klang. Die wirkende Kraft, die als vernehmbarer Klang erscheint, ist nur ein Echo dieser tieferen, geheimen Kraft, die das Weltall schuf. So wie die Wissenschaftler die Materie in Elektrizität verwandeln, so spüren auch wir in der Kraft, die uns als wirklicher Klang vernehmbar ist, die höhere Schwingung. Unsere Ohren können ihn nicht feststellen, weil dieser Klang nur im Geist vernehmbar ist. Ein Klang trägt in sich das Wesen der Welt, der er entstammt. Wenn Sie Ihr Augenmerk ganz auf Ihr Inneres richten, werden Sie eines Tages jene mystischen Worte hören, die im Anfang der Schöpfung durch das Nichts hallten und den wahren Namen des Schöpfers aussprachen. Das Echo dieser Worte erklingt in der Seele des Menschen. Wenn man diese Worte hört, wenn man mit Hilfe unserer geheimen Yoga-Übungen ihren tiefen Ursprung erfährt, so ist man wie im Paradies. Wer treu nach den Vorschriften der Radha Soami-Lehre lebt, wird den mystischen Klang vernehmen und in tiefer Verzückung sich selbst vergessen.»

«Ihre Lehre ist fast beunruhigend neu.»

«Für den Westen, nicht für Indien. Kabir lehrte schon im 15. Jahrhundert in Benares das ‚Yoga des Klanges‘.»

«Ich weiß nicht, was ich zu Ihrer Lehre sagen soll.»

«Was ist daran so schwierig? Sie müssen zugeben, daß eine Art des Klingens, die Musik, einen Menschen in Ekstase versetzen kann. Wieviel tiefer muß dann erst die innere Sphärenmusik wirken!»

«Das mag sein, – wenn man beweisen könnte, daß es das innere Klingen wirklich gibt.»

Sahabji zuckt die Achseln.

«Ich könnte Verschiedenes anführen, um Sie zu überzeugen. Ich glaube aber, daß Ihnen das nicht genügt. Wie könnte ich Ihnen durch Worte das Vorhandensein dieser überirdischen Kräfte beweisen? Der ungeübte Geist bemerkt natürlich nichts außer der sichtbaren Welt. Wenn Sie den besten Beweis, nämlich eigene innere Erlebnisse, haben wollen, müssen Sie unermüdlich die Vorschriften

des Yoga befolgen. Glauben Sie mir: der menschliche Körper kennt höhere Funktionen als die allgemein bekannten. Die Nervenzentren unseres Gehirns stehen mit verborgenen Welten in Verbindung. Durch die richtige Schulung können wir diese Nervenzentren in Tätigkeit setzen und durch sie die verborgenen Welten wahrnehmen und höchstes göttliches Bewußtsein erlangen.»

«Sprechen Sie von den Nervenzentren im anatomischen Sinne?»

«Zum Teil! Sie sind körperliche Organe, durch die verborgene Kraftzentren in Tätigkeit gesetzt werden. Das wichtigste dieser Zentren ist die Zirbeldrüse, die, wie Sie wissen, in der Gegend zwischen den Augenbrauen liegt. Sie ist der Sitz der individuellen Geistigkeit, der Wesenseinheit. Ein Schuß auf diese Stelle wirkt sofort tödlich. Die durch Gehör, Gesicht, Geruch und andere Nerven strömenden geistigen Kräfte laufen in dieser Drüse zusammen.»

«Unsere Ärzte sind sich über die Funktionen der Zirbeldrüse noch nicht im Klaren», sage ich.

«Das glaube ich gern, denn diese Drüse ist der Brennpunkt, ist der Sitz der Geistigkeit, die des Menschen Geist und Körper mit Leben und Lebenskraft durchströmt. Zieht die Geistigkeit sich aus der Zirbeldrüse zurück, dann verfällt der Mensch in tiefen Schlaf oder Trance, und wenn sie die Drüse endgültig verläßt, tritt der Tod ein. Da der menschliche Körper nur ein verkleinertes Abbild des Weltalls ist, und in ihm alle bei der Erschaffung der Welt wirkenden Kräfte im Kleinen auch vorhanden sind, da er ferner mit tiefen, verborgenen Welten in Verbindung steht, ist es für diese Geistigkeit in uns durchaus möglich, sich in die höchsten Sphären zu versetzen. Beim Verlassen der Zirbeldrüse gelangt die ichbewußte Geistigkeit in die graue Gehirnmasse, wo sie mit dem Weltgeist in Berührung kommt; von dort gelangt sie in die weiße Gehirnmasse, wo sie das Bewußtsein höchsten geistigen Daseins erlangt. Um dies zu erringen, muß der Mensch die Sinne

des Körpers ruhen lassen, andernfalls würden ihn die von außen kommenden Reize stören. Durch die Übungen des Yoga erreicht man vollständige Konzentration, dann ist die innere Schau erst möglich.»

Ich blicke zur Seite und versuche, diese mit sanfter Stimme gesprochenen schwierigen und dunklen Dinge zu begreifen. Eine recht beträchtliche Menschenansammlung um uns verfolgt alles mit gespannter Aufmerksamkeit. Die ruhige Zuversicht, die in den Worten des Meisters liegt, nimmt mich gefangen, aber . . .

«Sie sagen, daß man nur durch die Übungen des ‚Yoga des Klanges‘ eine Bestätigung Ihrer Behauptung erhält, aber Sie halten diese Übungen geheim», sage ich anklagend.

«Wer unserer Bruderschaft beitreten will und aufgenommen wird, erfährt, wie wir in unser Innerstes schauen.»

«Können Sie mir nicht vorher zu überzeugenden inneren Erlebnissen verhelfen? Was Sie sagen, mag wahr sein, und mein Herz möchte es glauben.»

«Sie müssen zuerst Mitglied werden.»

«Das kann ich leider nicht. Ich bin so beschaffen, daß ich schwerlich ohne Beweise glauben kann.»

Sahabji hebt wie bedauernd die Hände.

«Was kann ich dann tun? Ich bin in der Hand des Allerhöchsten Vaters.»

☆

Tag für Tag nehme ich wie alle Brüder an den Versammlungen teil. Ich sitze in ihrer Mitte und schaue in mein Inneres, lausche den Ansprachen des Meisters, richte Fragen an die Brüder und beschäftige mich mit ihrer Lehre.

An einem Spätnachmittag gehe ich mit einem der Jünger etwa eine Meile von Dayalbagh entfernt spazieren. Hier beginnt der Dschungel. Wir wandern zum Ufer des Jumna und setzen uns nieder. Von steiler, sandiger Höhe aus blicken wir auf den langsam dahinströmenden Fluß,

der sich durch die weite Ebene bis zu der Stadt Agra schlängelt. Manchmal fliegt ein Geier hoch über uns dahin.

«Noch vor einigen Jahren», sagt mein Begleiter, «hausten hier wilde Tiere und kamen des Nachts dahin, wo heute Dayalbagh liegt. Jetzt kommen sie nicht mehr.»

Schweigend sitzen wir nebeneinander. Dann sagt er:

«Sie sind der erste Europäer, der unseren Versammlungen beiwohnt, aber sicher nicht der letzte. Wir freuen uns über Ihr Verständnis. Warum werden Sie nicht Mitglied?»

«Weil ich an den Glauben nicht glaube. Weil ich weiß, daß es verhängnisvoll leicht ist, das zu glauben, was man glauben möchte.»

Er zieht die Beine an und legt den Kopf auf die Knie.

«Ihre Bekanntschaft mit dem Meister wird segensbringend für Sie sein. Ich will Sie nicht drängen, bei uns einzutreten. Wir wollen niemanden bekehren, und unsere Mitglieder dürfen nicht predigen.»

«Wie kam es, daß Sie in die Bruderschaft eintraten?»

«Das ist sehr einfach. Mein Vater war jahrelang Mitglied. Er wohnt nicht in Dayalbagh, kommt aber von Zeit zu Zeit hierher. Einmal nahm er mich mit, versuchte aber nie, mich zum Eintritt zu bewegen. Vor zwei Jahren begann ich über manches nachzutrübeln und bat mehrere Freunde, mir zu sagen, was ihr Glaube sei. Ich fragte auch meinen Vater; seine Antwort trieb mich zum Meister der Radha Soami-Brüder. Ich wurde als Mitglied aufgenommen, die Zeit hat meinen Glauben nur gefestigt. Ich bin glücklich zu nennen, denn andere durften erst nach einem verworrenen Leben zu uns kommen.»

«Könnte ich meine Zweifel doch so leicht aufgeben wie Sie die Ihrigen . . .» sage ich leise.

Wir sprechen eine Weile kein Wort. Die dunkelbraunen Wogen des Jumna ziehen meine Blicke an, unbemerkt beginne ich zu träumen.

Alles bewußte und alles unbewußte Sinnen dieser Inder

geht vom Glauben aus, von dem Bedürfnis, irgendeine Religion, irgendein Glaubensbekenntnis oder eine heilige Schrift anzuerkennen. Jede Art von Religion, von der niedrigsten bis zur erhabensten, ist in Indien vertreten.

Einmal entdeckte ich einen kleinen Tempel am Ufer des Ganges. Die Säulen waren mit Reliefs bedeckt, auf denen Frauen und Männer in sinnlicher Umarmung dargestellt waren; die Fresken im Inneren zeigten Liebeszenen, die einen westlichen Geistlichen entsetzt hätten. In der indischen Religion aber ist auch für diese Dinge Raum. Die Anerkennung des Geschlechtlichen durch die Religion ist vielleicht besser, als daß es in die niedrigsten Sphären verbannt wird. Aber auch für die reinste und edelste Auffassung des Glaubens ist in Indien Raum.

Einem Kult, wie ihn die Radha Soamis betreiben, begegnete ich nirgendwo in diesem Land, sie sind einzig in ihrer Art. Nur einem Menschen wie Sahabji Maharaj konnte es gelingen, krasseste Gegensätze zu vereinigen: das Yoga, die älteste Lehre der Welt, und die hochgespannte, moderne Zivilisation einer europäischen oder amerikanischen Stadt.

Wird Dayalbagh in Indiens Geschichte eingehen? Sahabji lacht über Gandhis Rückkehr zum Mittelalter. Dieses Lachen findet seinen Widerhall in Ahmedabad, wo Gandhis Hauptquartier liegt; dort kann man vom Flusse aus ein halbes Hundert rauchender Schloten zählen, die der kleinen Gruppe weißer Holzhäuser trotzen, in denen das Evangelium der bäuerlichen Handarbeit gepredigt wird.

Der gewaltige Ansturm westlicher Einflüsse hat die alte indische Gewohnheit, das unvermeidliche Dasein irgendwie zu fristen, stark erschüttert. Die ersten Europäer brachten nicht nur ihre Waren mit, sie brachten auch Ideen nach Indien. Schon als Vasco da Gama mit seinen bärtigen Matrosen im stillen Hafen von Calicut landete, begann der Prozeß der Verwestlichung, der heute in einem so rasenden Tempo vor sich geht. Indiens Industria-

lisierung steckt noch in den Kinderschuhen, aber sie hat begonnen. Europa hat schon eine geistige Renaissance, eine religiöse Reformation und eine industrielle Revolution hinter sich. Indien ist erwacht und findet dies alles auf seinem Wege. Das sind jetzt seine Probleme. Wird Indien Europa blind nachahmen oder eigene Wege gehen? Wird man eines Tages Sahabji Maharajs einzigartige Leistung würdigen?

Eines weiß ich ganz gewiß: Indien wird bald in einen furchtbaren Schmelztiegel gestoßen. Binnen zwei bis drei Jahrzehnten werden die Reste einer traditionsgebundenen Gesellschaftsordnung und die abgegriffenen religiösen Vorurteile verschwunden sein; es wird wie ein Wunder erscheinen, ist aber unvermeidlich.

Das hat Sahabji Maharaj erkannt. Er fühlt, daß ein neues Zeitalter begonnen hat, daß das Alte überall in Verfall gerät. Sollen die asiatische Weisheit und westlicher Sinn für die praktischen Dinge weiterhin unvereinbar bleiben? Nach seiner Ansicht nicht. Warum sollte ein Yogi nicht ein weltliches Kleid tragen? Sahabji beweist, daß ein Yogi sehr wohl aus seiner traditionellen Zurückgezogenheit hervorkommen und in der Nähe der dem Menschen gehorchenden Maschinen leben kann. Er glaubt, daß es für den Yogi an der Zeit ist, herabzusteigen in die Fabriken, Büros und Schulen, um die Menschen zu vergeistigen, nicht durch Predigten und Propaganda, sondern durch verinnerlichtes Handeln. Auch durch das Getriebe des Alltags kann und muß der Weg zum Himmel führen. Das rein aufs Geistige gerichtete Leben im Dienste des Yoga ist für den arbeitenden Menschen von heute viel zu hoch und muß ihm als Dummheit erscheinen.

Wenn das Yoga nach wie vor die Beschäftigung einiger weniger Einsiedler bleibt, hat unsere Zeit keine Verwendung mehr dafür, und bald werden die letzten Reste dieser uralten Lehre verschwunden sein. Der moderne Westländer und Inder werden sich dabei gleich verhalten.

Der kluge Sahabji Maharaj hat die unvermeidliche Entwicklung vorausgesehen und macht überzeugende Anstrengungen, die alte Wissenschaft des Yoga für die Neuzeit zu retten. Dieser mitreißende, rastlos arbeitende Mann wird in seiner Heimat Spuren hinterlassen. Er hat erkannt, daß sein Vaterland lange genug untätig war; er weiß, warum der Westen mit seinen Maschinen, mit seinen kaufmännischen Betrieben und mit seiner modernisierten Landwirtschaft ein besseres Leben führt. Er weiß aber auch, daß die Pflege des Yoga ein wertvolles Erbe ist, das Indien aus der Hand ehrwürdiger Weiser empfangt, und daß die wenigen Meister, die an einsamen Orten nach dieser Lehre leben, die Letzten ihrer Art sind. Darum stieg er von jenen einsamen Höhen des Denkens herab in unsere Zeit, in das um sein Dasein ringende zwanzigste Jahrhundert.

Ist das, was er tut, zu phantastisch? Im Gegenteil, es ist bewundernswürdig. Wir leben in einer Zeit, da Mohammeds Grab in Arabien elektrisch beleuchtet ist, da das Kamel in der marokkanischen Wüste von Luxusautos verdrängt wird. Indien, dieses riesige Land, ist beim Zusammenprall mit einer ihm entgegengesetzten Kultur aus jahrhundertlangem Schlaf erwacht und muß seine schweren Lider jetzt öffnen. Die Engländer haben mehr für Indien getan, als sandige Strecken in fruchtbares Land zu verwandeln, als Kanäle und Dämme zu bauen und eine unbezwingliche Schutzwehr großartig ausgebildeter Soldaten an der Nordwestgrenze zum Schutze des Friedens und Besitzes aufzustellen. Die Engländer haben auch mehr getan, als ihre frischen Ideen mitzubringen.

Aus dem grauen Norden und dem fernen Westen kamen die weißen Männer. Das Schicksal warf ihnen Indien zu Füßen, und das Land kam ohne große Mühe in ihren Besitz. Warum?

Vielleicht wird die Welt, die heute über asiatischer Weisheit und westlichen Wissenschaften brütet, eines Tages eine Zivilisation schaffen, die das Alte überholt,

der Moderne spottet und die Nachwelt in Staunen versetzt.

Meine Gedanken machen hier halt. Ich hebe den Kopf und richte eine Frage an meinen Begleiter. Er hat mich wohl nicht gehört, denn immer noch blickt er starr geradeaus über den Fluß, in dem sich die untergehende Sonne spiegelt. Es ist die Stunde des Zwilichts, langsam verschwindet die leuchtende Sonnenkugel. Es ist unwahrscheinlich still, die ganze Natur scheint stumm den herrlichen Anblick zu genießen. Der tiefe Friede senkt sich auch in mein Herz. Wieder blicke ich den Mann neben mir an, die schnell hereinbrechende Dunkelheit hüllt ihn ganz ein. So bleiben wir noch kurze Zeit sitzen, bis die Sonne ganz verschwindet.

Mein Gefährte steht auf und führt mich schweigend durch die Nacht nach Dayalbagh zurück. Über uns glitzern Millionen Sterne.

★

Sahabji Maharaj will Dayalbagh verlassen, um in einem Ort in den mittleren Provinzen der wohlverdienten Ruhe zu pflegen. Ich will auch abreisen und habe dieselbe Richtung wie er; bis Timarni fahren wir zusammen, dann trennen sich unsere Wege.

Eine Stunde nach Mitternacht sind wir auf dem Bahnhof von Agra. Einige Jünger begleiten den Meister, wir sind also eine größere Gesellschaft. Jemand hat einen Stuhl für Sahabji geholt, er sitzt inmitten seiner ergebenen Anhänger. Ich gehe langsam auf dem spärlich beleuchteten Bahnsteig auf und ab.

Ich habe während des Tages einen Rückblick auf die in Dayalbagh verbrachte Zeit geworfen und bedauernd festgestellt, daß ich keine bemerkenswerten inneren Ergebnisse gehabt habe, daß meine Seele nicht erhoben wurde durch neue Erkenntnisse. Ich hatte gehofft, daß das Yoga mein trübes Inneres wenigstens für eine oder zwei Stunden blitzartig erleuchten würde; ich hatte gehofft, daß ich auf dem vom Yoga vorgeschriebenen Wege mit

Überzeugung und nicht mit dem Glauben allein weiter wandern könnte. Aber ich wurde des Segens nicht teilhaftig. Vielleicht bin ich seiner nicht wert, vielleicht verlange ich auch zuviel.

Von Zeit zu Zeit blicke ich zu der sitzenden Gestalt. Sahabji Maharajs Persönlichkeit zieht mich magnetisch an. Er ist eine merkwürdige Mischung von amerikanischer Betriebsamkeit, englischer Vorliebe für eine korrekte Haltung und indischer Versonnenheit und Frömmigkeit. Menschen wie er sind heutzutage sehr selten. Über hunderttausend Männer und Frauen haben ihr Seelenheil diesem Manne verschrieben. Der bescheidene Meister der Bruderschaft aber sitzt still und unauffällig auf seinem Stuhl.

Der Zug braust in die Bahnhofshalle. Sahabji steigt in das für ihn freigehaltene Abteil, wir anderen verteilen uns in den übrigen Wagen. Ich strecke mich aus und weiß nichts mehr von den folgenden Stunden. Morgens erwake ich mit einer ausgedörrten Kehle.

An jeder Haltestelle versammeln sich die aus dem Ort oder von weither gekommenen Anhänger vor dem Fenster von Sahabjis Abteil. Man hat sie von seiner Reise benachrichtigt, und sie nehmen die Gelegenheit eines kurzen Zusammentreffens mit ihm wahr, denn es heißt in Indien, daß sogar ein Zusammensein mit einem Meister, das nur eine Minute dauert, wertvolle geistige und materielle Ergebnisse zeitigt.

Sahabji gestattet mir auf meinen Wunsch, während der letzten drei Fahrtstunden in seinem Abteil zu sitzen. Wir führen ein langes Gespräch über die Lage der Welt, über die Nationen des Westens, über Indiens Zukunft und die Zukunft seiner Lehre.

Seine erstaunliche Offenheit gefällt mir. So ist er immer: ohne Umschweife und geradeheraus, er hat den Mut zu seinen Überzeugungen. Mit ihm zu sprechen, sich seine Ideen auseinandersetzen zu lassen, ist ein großer Genuß. Er hat immer etwas neues zu sagen, und die Art, wie er die Dinge betrachtet, ist höchst eigenartig.

Der Zug fährt jetzt so, daß mir die Sonne unbarmherzig in die Augen scheint. Ich fühle mich glühend heiß, mein Kopf ist müde. Ich ziehe die hölzerne Sonnenschutzvorrichtung hoch und stelle den Ventilator an. Jetzt wird es erträglicher. Sahabji Maharaj sieht, daß ich mich nicht wohlfühle, nimmt einige Apfelsinen aus seiner Reisetasche und bittet mich, davon zu nehmen. Während er mit dem Messer langsam die Schale ablöst, meint er nachdenklich: «Sie tun recht daran, sich so um einen Lehrer zu bemühen. Die Skepsis ist sehr nützlich, solange man sich noch nicht für einen Meister entschieden hat, später aber müssen Sie glauben. Ruhen Sie nicht, bis Sie einen geistigen Ratgeber gefunden haben, denn das ist sehr wesentlich.»

Der Zug bremst jetzt, man hört rufen.

«Timarni!»

Sahabji Maharaj steht auf. Ehe seine Schüler kommen und sich seiner bemächtigen, möchte ich etwas sagen. Dieser Wunsch ist stärker als der Stolz des Westländers, stärker als meine skeptische Natur. Meine Lippen sprechen:

«Darf ich um den Segen Eurer Heiligkeit bitten?»

Er wendet sich lächelnd um, sieht mich freundlich durch seine Brillengläser an und klopft mir auf die Schulter.

«Den haben Sie schon!» sagt er und geht.

Ich sitze wieder in meinem Abteil. Der Zug rast durch schwarzbraune Felder, schläfrig dreinblickende Kühleweiden zufrieden in dem dürftigen Gras. Meine Augen nehmen alles nur halb wahr, denn meine Gedanken sind noch bei dem bemerkenswerten Mann, den ich liebe und bewundere. Er ist ein großer Träumer, ein ernster Yogi, ein Mann von Welt und ein Gentleman.

IM HAUPTQUARTIER DES PARSISCHEN
MESSIAS

Die Strecke von Agra nach Nasik ist lang. Bald werde ich wieder einmal in Nasik bei Meher Baba sein, dem heiligen Parsen, oder, wie er sich selbst nennt, dem «Neuen Messias». Ich habe keine große Lust, ihn wiederzusehen, denn die Schlange des Zweifels hat sich inzwischen in mir eingenistet, und eine innere Stimme sagt mir, daß der Besuch ergebnislos verlaufen wird. Gewiß, Meher Baba ist ein guter Mensch und führt ein frommes Leben, leidet aber an einer maßlosen Selbstüberschätzung. Ich habe mir übrigens während meiner Reisen die Mühe gemacht, seinen angeblichen wundertätigen Heilungen auf den Grund zu gehen. In einem Fall handelte es sich um eine Blinddarmentzündung, von der der Kranke kraft seines schlichten Glaubens an Meher geheilt wurde. Genaue Nachforschungen ergaben aber, daß der Arzt des Mannes nur eine schwere Verdauungsstörung feststellen konnte! In einem anderen Fall konnte ein lieber alter Mann, der angeblich über Nacht von einer ganzen Liste von Leiden geheilt worden war, letzten Endes nur ein geschwollenes Fußgelenk vorzeigen. Kurzum, die wundertätige Heilkraft des Meisters ist von den Jüngern stark übertrieben worden, was nicht allzu verwunderlich ist in einem Land, in dem die Mären sich schneller verbreiten als die Tatsachen.

Ich glaube nicht, daß der parsische Messias die außergewöhnlichen Dinge, die er mir versprochen hat, verwirklichen kann. Ich habe aber in Aussicht gestellt, vier Wochen bei ihm zu verbringen und möchte mein Wort nicht leichtfertig brechen. Wider besseres Wissen sitze ich nun im Zuge nach Nasik. Meher wird mir nie den Vorwurf machen können, daß ich ihm keine Gelegenheit gegeben habe, seine gerühmten Wunderkräfte vorzuführen.

Mehers Hauptquartier ist in einigen modernen Häusern am äußersten Rande der Stadt untergebracht. Ein Gefolge von etwa vierzig Jüngern schlendert auf und ab. «Worüber denken Sie nach?» ist eine der ersten Fragen, die er nach der Begrüßung an mich richtet. Ich bin abgesehen von der langen Reise, er scheint aber mein angegriffenes Aussehen für des Gedankens Blässe zu halten. Ohne zu überlegen antworte ich:

«Ich denke nach über das Dutzend oder mehr Männer, die sich mir seit meiner Ankunft in Indien als Messias vorgestellt haben.»

Meher Baba scheint nicht erstaunt zu sein.

«Ja», antworten seine gewandt über das Buchstabierbrett huschenden Finger, «man hat mir von ihnen erzählt.»

«Wie erklären Sie sich das?» frage ich harmlos.

Auf seiner Stirn erscheinen jetzt lauter Falten, seine Lippen aber lächeln überlegen.

«Wenn sie ehrlich sind, betrügen sie sich selbst, wenn sie unehrlich sind, betrügen sie andere. Es gibt heilige Männer, die es sehr weit bringen und dann plötzlich in geistigen Hochmut verfallen. Das tritt gewöhnlich dann ein, wenn sie keinen richtigen Lehrer haben, der sie führt und berät. Auf dem mystischen Wege gerät man an eine Stelle, an der man nicht weiter kann. Es kommt häufig vor, daß der bis hierher gelangte Fromme törichterweise annimmt, am Ziele zu sein; es fehlt dann nicht mehr viel, und er dünkt sich einen Messias.»

«Eine ausgezeichnete, logische Erklärung! Leider haben mir alle, die sich ‚Messias‘ nennen, dasselbe gesagt. Alle behaupten, selbst vollkommen zu sein, alle nennen ihre Nebenbuhler unvollkommen.»

«Quälen Sie sich nicht damit! Diese Leute helfen mir alle unbewußt, mein Werk zu vollbringen. Ich weiß, wer ich bin. Wenn meine Zeit gekommen ist, wird auch die Welt wissen, wer ich bin.»

Logische Erörterungen sind auf dieser Ebene natürlich völlig ausgeschlossen, ich lasse die Angelegenheit also fallen. Nachdem Meher Baba noch einige liebenswürdige

Plattheiten zum Besten gegeben hat, bin ich entlassen. Ich miete mich in einem wenige Minuten entfernten Holzhaus ein und nehme mir ernsthaft vor, alle Gefühle auszuschalten und während der kommenden vier Wochen alles so unbefangen wie möglich in mich aufzunehmen. Ich will nicht mit vorgefaßter Meinung an Meher herangehen, ich will mich abwartend verhalten.

Täglich komme ich mit den Jüngern zusammen, sehe, wie sie leben, und suche ihre Psyche und ihre Beziehungen zu Meher zu verstehen. Täglich schenkt mir der parsische Messias etwas von seiner kostbaren Zeit. Wir sprechen über dies und jenes, er beantwortet viele meiner Fragen, erwähnt aber nicht ein einziges Mal die hochtrabenden Versprechungen, die er mir in Ahmednagar gemacht hat. Ich habe keine Lust, seinem Gedächtnis einen Stoß zu versetzen, die Angelegenheit gerät also in Vergessenheit.

Ich bestürme ihn und seine Schüler unablässig mit Fragen, weil ich als Journalist neugierig bin, vor allem aber, weil ich Tatsachen erfahren möchte, die meine recht niedrig gespannten Erwartungen entweder bestätigen oder übertreffen sollen. Das Ergebnis der Fragerei ist, daß er mir Einsicht gestattet in einige geheime Tagebücher, die im Laufe mehrerer Jahre unter seiner Aufsicht geschrieben worden sind. Sie enthalten eine Schilderung der Hauptereignisse aus dem Leben des Messias und seiner vertrautesten Jünger; außerdem enthalten sie alle Lehren, Botschaften und Prophezeiungen, die der Meister von sich gegeben hat. Es handelt sich alles in allem um fast zweitausend eng beschriebene Seiten; der Text ist fast ausschließlich in englischer Sprache verfaßt.

Für mich sind diese Blätter psychologisch wertvoll. Bei aller Hingabe an den Meister nämlich sind die Tatsachen mit einer unantastbaren Aufrichtigkeit bis ins Kleinste verzeichnet, manchmal Dinge, die dem Fernstehenden banal erscheinen müssen. Die Tagebücher verraten aber, in welcher Richtung Mehers Geist sich bewegt. Die beiden Schüler, die seine Tagebücher verfaßt haben, kennen

von der Welt wenig mehr als ihren eng umgrenzten Bezirk. Ihre erstaunliche Naivität und ihr grenzenloses Vertrauen zu ihrem Meister haben sie dazu verleitet, Begebenheiten aufzuzeichnen, die für Meher nicht sonderlich schmeichelhaft sind.

Warum haben sie zum Beispiel erwähnt, daß Meher einst während einer Eisenbahnfahrt einem seiner Lieblingsjünger eine schallende Ohrfeige versetzte, deren Wirkung so stark war, daß der Unglückliche ärztliche Hilfe in Anspruch nehmen mußte? Und warum berichten sie ihres Meisters lahme Ausrede wegen dieses Vorfalles: der Zorn eines Messias vermindere für den davon Betroffenen das Maß seiner der Sühne harrenden Sünden, während doch der Messias das Evangelium der göttlichen Liebe predigte? Warum schildern sie folgenden komischen Vorfall? Ein Jünger ging einst bei Arangaon verloren. Meher sandte einen Suchtrupp aus, der einige Stunden später unverrichteter Sache wiederkehrte. Der Vermißte kam von selbst wieder; er war, nachdem er während einiger Nächte nicht hatte schlafen können, in einem unbewohnten Haus neben Mehers Wohnsitz eingeschlafen. Der Meister, der im Rat der Götter zu sitzen behauptet und die Zukunft der Menschheit wissen will, merkte nicht, daß sein vermißter Jünger nebenan war.

Ich finde auf diesen Seiten genug Tatsachen, die meinem bis jetzt unterdrückten Zweifel neue Nahrung bieten. Ich sehe, daß Meher Baba keineswegs unfehlbar ist, daß er sehr launenhaft ist, – ein Egoist, der von seinen eingeschüchterten Anhängern blinden Gehorsam verlangt. Die Tagebuchblätter beweisen, daß er einer jener Propheten ist, deren Prophezeiungen nie einzutreffen pflegen. Bei meinem ersten Besuch in Ahmednagar prophezeite er einen Weltkrieg, wollte aber den genauen Zeitpunkt nicht sagen und tat doch so, als ob er es genau wüßte. Ich entdeckte beim Lesen der Bücher, daß er dasselbe schon seinen vertrauten Schülern vorausgesagt hat, und das nicht nur einmal, sondern mehrmals. Jedesmal mußte er allerdings eine andere Zeit für den Ausbruch des Krieges an-

geben, da immer wieder die von ihm genannten Daten verstrichen, ohne daß es Krieg gab. In einem Jahr gärte es in Asien, und schon verlegte er den Kriegsausbruch in den Orient, vergaß aber seine Prophezeiung und verlegte ihn in den Westen, als es in Europa brenzlich wurde. In der Art geht es dann weiter. Jetzt erst begreife ich, warum er mir in Ahmednagar kein genaues Datum zu nennen wagte. Mit einem seiner aufgeweckteren Jünger spreche ich über diese falschen Prophezeiungen. Der junge Mann gibt ganz offen zu, daß der Meister sich meistens irre.

«Ich bezweifle, daß jemals ein wirklicher Krieg kommt, glaube aber an einen kommenden Wirtschaftskrieg», meint er in aller Unschuld.

Lächelnd klappe ich die Tagebücher zu. Ich will aber nicht verhehlen, daß auch wirklich erhebende und schöne Aussprüche darin enthalten sind, und daß Meher Baba vom Geiste wahrer Frömmigkeit beseelt ist. Einzig und allein diese Eigenschaft wird ihm Erfolge bescheren. Unvergeßlich ist mir einer seiner Aussprüche: ‚Die Gabe, andere Menschen zur Tugend anzuhalten, ist weder ein Beweis für Heiligkeit, noch ist sie ein Zeichen für Weisheit‘.

★

Es ist vielleicht besser, den Rest meines Aufenthaltes in Nasik mit dem Mantel des Schweigens zu bedecken. Zwar lebe ich im Schatten eines großen Weltbefreiers, eines Erlösers der Menschheit, verspüre aber herzlich wenig davon. Vielleicht liegt es daran, daß mir nackte Tatsachen mehr sagen als Legenden. Ich übergehe deshalb Mehers albernes Getue, die nicht eingetroffenen Prophezeiungen, den blinden Gehorsam der Jünger, die unvernünftigen Befehle und die messianischen Ratschläge, durch die alle, die danach handeln, in Verwirrung gebracht werden.

Meher Baba weicht mir immer mehr aus, je länger ich dableibe. Oder bilde ich mir das nur ein? Wenn ich ihn

sehe, ist er immer furchtbar eilig und stürzt schon nach wenigen Minuten davon. Meine Lage wird infolgedessen immer schiefer. Es ist nicht ausgeschlossen, daß Meher genau fühlt, was mich bedrückt.

Ich erwarte nicht, daß ich die herrlichen Vorführungen, die er mir verheißt hat, erleben werde, und diese Erwartung wird restlos erfüllt: es geschieht nichts Besonderes, auch den übrigen Anwesenden widerfährt nichts Außergewöhnliches. Ich gebe mir keine Mühe, Meher einem Verhör zu unterziehen, weil ich weiß, daß es keinen Sinn hat. Als jedoch der Monat seinem Ende zugeht, teile ich ihm meine bevorstehende Abreise mit und mache ihm den Vorwurf, sein Versprechen nicht gehalten zu haben. Statt aller Antwort verschiebt er einfach den Tag der großen Wunder um einige Monate und läßt damit das Thema fallen. Irre ich mich, oder beunruhigt und stört ihn meine Gegenwart? Ich streite nicht mit ihm, denn meine keine Rücksicht kennende Wißbegier und seine morgenländischen Umschweife sind einander allzu stark entgegengesetzt.

Als ich mich höflich für immer von ihm verabschiede, spielt er sich wieder vor mir auf als der sehnsüchtig erwartete Erlöser. Er versichert mir, sich meiner erinnern zu wollen, wenn er in den Westen käme, um sein Wort dort zu verbreiten; er werde mich dann zu sich rufen und ich müßte mit ihm reisen. (Inzwischen ist er im Westen erschienen, seine mich betreffende Prophezeiung aber erwies sich leider als völlig unzutreffend!)

Das ist alles, mehr brachte mir mein törichtes Bestreben, diesen Mann beim Wort zu nehmen, nicht ein.

★

Ist es möglich, für Meher Babas merkwürdige Laufbahn und Haltung eine Erklärung zu finden? Oberflächlich betrachtet, wirkt er wie ein Betrüger und Scharlatan. Damit aber sind einige Phasen seines Lebens noch nicht erklärt, das Urteil ist ungerecht. Ich möchte lieber annehmen, daß der Richter Khandalawalla recht hatte; er

kennt Meher Baba von Kindheit an und sagte mir, daß er den parsischen Messias für gutgläubig aber irreführend hält. Diese Erklärung ist gut, aber nicht erschöpfend.

Eine Analyse seines Charakters wird meine Auffassung bestätigen. Ich erwähnte schon, daß bei meinem ersten Besuch in Ahmednagar seine stille Sanftmut großen Eindruck auf mich machte. Die während meines Aufenthaltes in Nasik angestellten Beobachtungen ergaben aber, daß die Stille von seinem schwachen Charakter und die Sanftmut von seinem gebrechlichen Körper herrühren. Ich habe erkannt, daß er in Wirklichkeit ein entschlußloser Mensch ist, den seine Umwelt leicht beeinflusst. Sein zurückweichendes, spitzes Kinn spricht Bände! Außerdem ist er sehr unberechenbar und leicht erregbar. Seine Vorliebe für das Theatralische, seine kindliche, morgenländische Freude daran, sich zur Schau zu stellen, beweisen, daß er sich gern selbst dramatisiert. Offenbar lebt er mehr für sein Publikum als für sich selbst. Er behauptet zwar, auf der Bühne des Lebens eine ernste Rolle zu spielen, wer in ihm aber nur das Komische zu sehen vermag, ist nicht zu tadeln.

Nach meiner Meinung hat die alte Mohammedanerin, der weibliche Fakir, Meher innerlich aufgewühlt und sein Gleichgewicht so stark erschüttert, daß er in einen Zustand geriet, den weder er noch seine Umgebung verstehen können. Mein kurzes Zusammentreffen mit der sonderbaren Frau überzeugte mich, daß sie geheime Kräfte besitzt, die selbst den abgebrühtesten Rationalisten anrühren. Ich weiß nicht, warum Hazrat Babajan so plötzlich in Mehers Leben eingriff, warum sie ihn aus der Bahn warf und ihn zu Handlungen veranlaßte, deren Ergebnis, sei es nun eine Farce oder wirklich bedeutend, noch aussteht. Ich bin aber überzeugt, daß sie das Zeug dazu hatte, ihm etwas zuzufügen, das ihm den Boden unter den Füßen wegriß.

Ihr Kuß war nichts als eine symbolische Übertragung ihrer seelischen Spannungen. Die Geistesverfassung, in

die er danach geriet, ist für seine spätere Entwicklung bedeutsam. «Mein Verstand wurde schwer erschüttert, noch lange zitterte es in mir nach», sagte er einmal zu mir. Er war ganz ahnungslos und besaß weder die Schulung noch die strenge Zucht, die ihn auf ein Zusammentreffen mit den Geheimnissen des Yoga innerlich vorbereitet hätten. «Ich bin Babas Jugendfreund», erzählte mir sein Jünger Abdullah. «Er zeigte früher weder für Religion noch für Philosophie Interesse. Er war mehr zu Sport und Spiel und Scherzen aufgelegt. Bei unseren Schülerkämpfen spielte er immer die Hauptrolle, darum waren wir alle sehr erstaunt, als er sich geistigen Dingen zuwandte.»

Ich glaube, daß der junge Meher nach diesem überraschenden Erlebnis ganz außer Fassung geriet. Ein Beweis dafür ist der Zustand der Verblödung und sein Benehmen, als sei er eine menschliche Maschine. Es ist jedoch nicht bewiesen, daß er seinen klaren Verstand restlos wiedergewann. Ich glaube, daß er nie wieder ganz normal geworden ist. Zuviel Religiosität oder ein Übermaß an seelischer Verzückerung wirkt auf manche Menschen wie eine zu starke Dosis Rauschgift. Kurz und gut, mir scheint, als ob Meher sich von seiner ersten seelischen Vergiftung noch nicht ganz wieder erholt hätte. Er hat sein inneres Gleichgewicht noch nicht wiedererlangt, weil sein Geist in jungen Jahren entscheidend gestört wurde. Eine andere Erklärung für sein höchst befremdendes Betragen habe ich nicht.

Er hat einerseits alle Eigenschaften des echten Mystikers – Liebe, Sanftmut, Frömmigkeit –, andererseits entdeckt man bei ihm Anzeichen von Geisteskrankheit. Er bauscht alles auf, was ihn selbst betrifft, wie es religiöse Eiferer zu tun pflegen, die plötzlich, aber nur vorübergehend, in einen Zustand der Verzückerung geraten, aus dem sie erwachen mit dem Gefühl, Unerhörtes erlebt zu haben. Dann ist es nur noch ein Schritt, und sie stellen die nicht zu beweisende Behauptung auf, geistige Größe zu besitzen. Jetzt gründen sie eine Religion, irgendeine selt-

same Gemeinschaft, zu deren Führer sie sich ernennen. Einige ganz Mutige gehen noch einen Schritt weiter und machen sich selbst zum Gott, zum Messias, der berufen ist, die Welt zu erlösen.

Es gibt in Indien viele Menschen, die nach der höheren Bewußtseinsstufe des Yoga streben, die aber den Preis – strenge Zucht und Schulung – nicht zahlen wollen. Darum nehmen sie Rauschmittel, Opium oder Haschisch, die ihnen eine in leuchtenden Farben gemalte Nachahmung des transzendenten Bewußtseins geben. Ich habe solche unter dem Einfluß des Giftes stehenden Menschen gesehen; ihnen allen ist eine Eigenschaft, besser ein Laster, gemeinsam: die kleinen oder großen Ereignisse ihres Lebens übertreiben sie ungeheuerlich und lügen einem gerade ins Gesicht, sind aber überzeugt, die Wahrheit zu sprechen. Das führt langsam zur Verrücktheit, die im Grunde nichts anderes ist als überspanntes Selbstbewußtsein.

Einige Charakterzüge solcher unglücklichen, seelisch erschütterten Menschen sind auch in Meher Baba zu entdecken, mit der Einschränkung vielleicht, daß er nie so tief wie sie herabsinken kann, da er nicht durch Rauschmittel, sondern durch ein seelisches Erlebnis aus der Bahn geschleudert wurde. Der parsische Messias ist, um mit Nietzsche zu sprechen, ‚menschlich, allzu menschlich‘.

Viel Aufhebens wird gemacht von dem Tag, an dem er sein Schweigen brechen wird. Ob er es je wagen wird? Es bedarf keines großen Scharfsinns, um zu erkennen, daß seine Stimme dann sicherlich nicht an das Ohr der Welt dringen kann, denn Worte allein können keine Wunder wirken. Seine unbesonnenen Prophezeiungen werden sich nie erfüllen. Das Wesentlichste jedoch ist und bleibt, daß der Prophet unzuverlässig ist. Seine Voraussagen stimmen nicht, er hält sein Versprechen nicht und ist in seinem Benehmen selbstüchtig und unberechenbar. Seine Persönlichkeit ist keine Bestätigung der hohen Sendung, die er angeblich hat. Deshalb müssen die ‚Offenbarungen‘ eines solchen Mannes nur taube Ohren finden.

Und seine ergebenen Anhänger? Wird die Zeit sie mit kalter Hand entzaubern? Wahrscheinlich nicht. Die Geschichte Meher Babas ist die Geschichte indischer Leichtgläubigkeit und enthüllt eine schwache Stelle im indischen Volkscharakter. Die Inder kranken an Unbildung und übersteigter Religiosität, sie kranken an ihrer Unfähigkeit, wissenschaftlich zu denken; deshalb sind sie nicht in der Lage, Gefühl und Verstand, Geschichte und Fabel, Phantasie und Wirklichkeit voneinander zu trennen. Darum ist es leicht, in Indien eine Herde von begeisterten Verchrern um sich zu scharen, mögen sie nun ehrlich, dumm oder unerfahren sein oder es lediglich für besser halten, ihr Schicksal einem größeren als sie selbst in die Hand zu geben.

Es ist eine nicht wegzuleugnende Tatsache, daß Meher Baba bei jedem Schritt seiner Laufbahn die schwersten Fehler begangen hat. Ich will sie hier nicht alle aufzählen. Auch ich habe Fehler begangen, bin mir aber bewußt, nur ein ganz gewöhnlicher Sterblicher zu sein, während er behauptet, als Messias den göttlichen Hauch verspürt zu haben. Seine Jünger werden nie zugeben, daß er überhaupt Fehler machen kann, denn sie haben die kindliche Überzeugung, daß in allem, was er sagt und tut, ein tiefer Sinn verborgen ist. Es genügt ihnen, blind an ihn glauben zu dürfen, und das müssen sie auch, denn gar zu bald würde sich sonst ihre gesunde Vernunft auflehnen gegen das, was er ihnen zumutet.

Überall im Orient hört man immer wieder von einem kommenden Ereignis reden, das einzig dastehen wird in der Geschichte der Menschheit. Dies Gerücht geht um bei den braunen Indern, bei den untersetzten Leuten aus Tibet, den mandeläugigen Massen Chinas und den alten Graubärten in Afrika. In der wachen, inbrünstig frommen morgenländischen Phantasie ist unsere Zeit reif, die unruhige Gegenwart birgt für sie alle Anzeichen des kommenden Ereignisses. Es ist also nur natürlich, daß Meher Baba in seiner plötzlichen inneren Wandlung den Beweis für seine messianische Sendung sieht; es ist nur

natürlich, daß er fest daran glaubt, eines Tages der in Ehrfurcht ihm zu Füßen liegenden Welt sein Wort zu verkünden. Darum betrachtet es seine gehorsame Gemeinde als selbstverständlich, ihm für sein großes Werk den Weg zu ebnen. Sein theatralisches Auftreten ist allerdings unverzeihlich. Kein großer Religionsstifter, der diesen Namen wirklich verdient, hat sich wie er benommen, keiner würde wie er die jahrhundertealten geistig-seelischen Auktandsformen ständig verletzen. Ich habe die dumpfe Ahnung, als ob die Einfälle dieses aufgedonnerten ‚Heiligen‘ die Welt noch recht oft erheitern würden.

Abschließend möchte ich noch einmal sagen, daß mir viele wirklich edle und tiefe Aussprüche durch Meher Babas flinke Finger vermittelt wurden. In dem Augenblick aber, da er von der Ebene der göttlichen Eingebungen herabsteigt und auf seine Größe und seine Bedeutung zu sprechen kommt, ist es höchste Zeit, sich die Schuhe wieder anzuziehen. Aus dem kommenden Führer der Menschheit wird dann nämlich ein Verführer.

Inzwischen ist Meher Baba im Westen aufgetaucht und hat eine fromme Gemeinde um sich versammelt. Noch immer verheißt er große Dinge für den Tag, an dem er sein Schweigen bricht. Er war mehrmals in England, hat in Frankreich, Spanien und der Türkei Gemeinden gegründet und war zweimal in Persien. Er machte eine geschickt aufgemachte Reise quer durch die Vereinigten Staaten, begleitet von einem aus Männern und Frauen gebildeten Gefolge. In Hollywood bereitete man ihm einen königlichen Empfang. Mary Pickford lud ihn zu sich ein, Tallulah Bankhead interessierte sich für ihn, und tausend führende Leute ließen sich ihm in der Halle von Hollywoods größtem Hotel vorstellen. Er kaufte ein großes Grundstück, auf dem sein westliches Hauptquartier entstehen soll. Immer noch sind seine Lippen stumm. Emsig reist er von Land zu Land und tritt überall nur kurz auf. Endlich ist er also bekannt geworden!

SELTSAME BEGEGNUNG

Abermals reise ich gemächlich und ohne bestimmtes Ziel durch West-Indien. Ich bin des Reisens in staubigen Zügen und holpernden Ochsenkarren müde, deshalb bediene ich mich heute eines alten Reiseautos mit starkem Motor. Am Steuer sitzt ein Hindu, der Reisebegleiter, Fahrer und Diener in einer Person ist. Wir fahren meilenweit durch eine ständig wechselnde Landschaft. In waldreichen Gegenden hält der Fahrer bei Einbruch der Nacht an, wenn wir das nächste Dorf nicht rechtzeitig erreichen können, und wir warten bis Tagesanbruch. Die ganze Nacht über unterhält er ein Feuer, in das er Zweige und Reisig wirft; dadurch, versichert er mir, hält er die wilden Tiere ab. Leoparden und Panther, von denen diese Gegend heimgesucht wird, halten sich in achtungsvoller Entfernung, im Gegensatz zu den Schakalen, die manchmal in nächster Nähe ihr klagendes Geheul vernehmen lassen. Am Tage sehen wir oft Geier aus ihren Horsten in den messinghellen Himmel aufsteigen. Eines Spätnachmittags fahren wir auf einer mit dickem Staub bedeckten Straße an einem seltsamen Paar vorbei, das im Schatten einiger dürftig belaubter Büsche am Wege hockt. Der eine ist ein heiliger Mann in mittleren Jahren, der in die Betrachtung seines Nabels versunken zu sein scheint, der andere ist offenbar sein jugendlicher Diener, vielleicht ein Schüler. Der ältere hat die Hände zusammengelegt, seine Augen sind nur halb geöffnet, er sitzt völlig regungslos und schenkt dem vorbeifahrenden Auto keinen einzigen Blick, sein junger Verehrer dagegen starrt uns entgeistert an. Irgend etwas im Gesicht dieses Mannes erweckt meine Aufmerksamkeit. Ich lasse den Wagen anhalten. Mein indischer Begleiter geht zu den beiden und spricht ziemlich lange mit dem jungen Menschen. Er kommt zurück und berichtet,

daß es sich tatsächlich um Meister und Schüler handelt, daß der Ältere Chandi Das heißt und nach Aussage des Jungen ein Yogi ist, der außerordentliche Fähigkeiten besitzt. Sie wandern von Dorf zu Dorf und kommen von sehr weit her, teils zu Fuß, teils mit der Eisenbahn; ihre Heimat Bengalen haben sie vor fast zwei Jahren verlassen. Ich biete ihnen an, sie ein Stück mitzunehmen, was sie sofort annehmen, der Alte mit sanfter Würde, der Junge mit überquellender Dankbarkeit. Im nächsten Dorf, das wir eine halbe Stunde später erreichen, entsteigt also dem Auto eine gemischte Reisegesellschaft. Wir wollen hier die Nacht verbringen.

Wir sind auf der Straße keinem Menschen begegnet, außer einem Knaben, der eine Herde abgemagerter Kühe trieb. Der Nachmittag geht zur Neige, wir stehen am Dorfbrunnen und trinken Wasser, das uns zwar erfrischt, aber recht zweifelhaft aussieht. Der Anblick der vierzig oder fünfzig schmutzigen Hütten, die zu beiden Seiten der gewundenen Dorfstraße stehen, stimmt mich ein wenig traurig. Die Dächer sind roh mit Gras gedeckt, die niedrigen Lehmwände sind bucklig, die Stützen bestehen aus groben Bambusstäben. Einige Dorfbewohner kauern im Schatten vor ihren häßlichen Häusern. Eine grauhaarige, traurig dreinblickende Frau mit welken Brüsten kommt zum Brunnen, starrt uns an, füllt ihren Messingkrug und geht wieder.

Mein Hindu-Fahrer will Tee machen und begibt sich auf die Suche nach dem Haus des Dorfältesten. Der Yogi und sein Begleiter hocken im Staube und ruhen sich aus. Bereits auf der Fahrt habe ich festgestellt, daß ersterer kein Englisch versteht; dem Jüngling stehen nur einige Brocken zur Verfügung, mit denen sich keine Unterhaltung bewerkstelligen läßt. Nach einigen Versuchen gebe ich es auf und beschließe, bis zum Abend zu warten. Dann werden wir uns zusammensetzen, und ich will mit Hilfe meines Reisebegleiters einige Fragen an den Alten richten. Inzwischen haben sich ein paar Männer, Frauen und Kinder um uns versammelt. Die Bewohner des Inneren

sehen nur selten einen Europäer. Die zuerst sehr scheuen Kinder werden zutraulich, als ich einige Kupfermünzen verteile. Mit ungläubigem Staunen und hellem Entzücken betrachten sie meine Weckuhr, deren Läutewerk ich in Betrieb setze. Eine Frau nähert sich dem Yogi, wirft sich vor ihm nieder, berührt seine Füße und legt dann die Finger auf ihre Stirn.

Mein Diener kommt mit dem Dorfältesten zurück. Der Tee ist fertig. Der junge Mann besitzt zwar einen akademischen Grad, das hindert ihn aber nicht, mein Gepäckträger, Fahrer und Dolmetscher zu sein. Er möchte sich meine westlichen Kenntnisse zu eigen machen und lebt in der ständigen Hoffnung, daß ich ihn eines Tages mit nach Europa nehme. Ich behandle ihn als Kameraden, wie es seiner Klugheit und seinem anständigen Charakter gebührt.

Der Yogi und sein Begleiter sind inzwischen in einer der Hütten gastlich aufgenommen worden, denn die Dorfbewohner sind freundlicher als ihre Brüder in der Stadt. Ich gehe zum Hause des Dorfältesten. Im Westen versinkt eine goldgelbe Sonne hinter den Bergen. Wir betreten eine etwas stattlichere Hütte, und ich danke dem Mann für seine Gastfreundschaft.

«Ihr laßt mir durch Euren Besuch große Ehre widerfahren«, sagt er bescheiden.

Nach dem Tee ruhen wir ein wenig. Das Zwielflicht der kurzen Dämmerung liegt auf den Feldern, man hört das Vieh in die Ställe zurückkehren. Mein Diener begibt sich zu dem Yogi, um mich anzumelden und führt mich dann in eine der ärmlicheren Hütten. Der niedrige viereckige Raum hat Lehmfußboden, kein Möbelstück ist zu erkennen, nur einige einfache Tonkrüge liegen um die schlichte Feuerstelle herum. An einem in die Wand gesteckten Bambusrohr hängen ein paar zerrissene Kleidungsstücke. In einer Ecke steht ein Wasserkrug aus Messing. Der ärmliche Raum wird von einer trüben Lampe beleuchtet. So freudlos wie hier sieht es bei fast allen ärmeren indischen Bauern aus.

Der Schüler des Yogi begrüßt mich in gebrochenem Englisch. Der Meister ist nicht zu sehen, man hat ihn zu einer kranken Mutter gerufen, damit er sie segne. Ich warte auf ihn. Bald hört man jemanden draußen auf der Straße kommen, eine hohe Gestalt tritt ein. Bei meinem Anblick macht der Yogi eine Gebärde des Wiedererkennens und murmelt ein paar Worte. Mein Reisebegleiter übersetzt flüsternd:

«Zum Gruße, Sahib! Mögen die Götter Euch beschützen!»

Er lehnt die von mir angebotene Baumwolldecke ab und setzt sich mit untergeschlagenen Beinen auf den nackten Boden. Wir sitzen einander gegenüber, ich kann ihn mir jetzt etwas genauer ansehen. Er ist etwa fünfzig Jahre alt, der kurze, zerzauste Bart läßt ihn allerdings älter erscheinen. Seine strähnigen Haare hängen ihm wirr in den Nacken. Sein ernster Mund lächelt nie. Auch jetzt fallen mir wie bei der ersten Begegnung die seltsam glänzenden, kohlschwarzen Augen auf. Ich weiß, daß ich diese weltabgewandten Augen tagelang nicht vergessen werde.

«Ihr kommt von weit her?» fragt er ruhig.

Ich nicke.

«Was haltet Ihr von dem Meister Mahasaya?» fragt er.

Ich fahre zusammen. Woher weiß er, daß ich in seiner Heimat Bengalen war und Mahasaya in Kalkutta aufsuchte? Ich starre ihn fassungslos an und antworte endlich:

«Er hat mein Herz gewonnen. Warum fragen Sie mich?»

Er überhört die Gegenfrage, eine beunruhigende Stille entsteht. Ich versuche die Unterhaltung wieder in Gang zu bringen.

«Ich freue mich, ihn bei meinem nächsten Besuch in Kalkutta wiederzusehen. Kennt er Sie? Soll ich ihn grüßen?»

Der Yogi schüttelt mit entschiedener Gebärde den Kopf.

«Ihr werdet Mahasaya nicht wiedersehen. Yama, der Gott des Todes, ruft seinen Geist in diesem Augenblick zu sich.»

Wieder wird es still im Raum. Dann sage ich:

«Ich möchte vieles wissen über das Leben und Denken der Yogis. Wollen Sie mir erzählen, auf welche Weise Sie ein Yogi wurden und welches Wissen Sie erworben haben?»

Chandis Das ermutigt einen nicht gerade, ihn auszuhorchen.

«Die Vergangenheit ist nur ein Haufen Asche. Verlangt nicht von mir, daß ich mit dem Finger in der Asche wühle. Ich lebe nicht in der Vergangenheit und nicht in der Zukunft, denn beide sind nur Schatten für den menschlichen Geist. Das ist die Weisheit, die ich lernte.» Das klingt beunruhigend. Seine starre, priesterliche Haltung verwirrt mich.

«Wir leben aber in der Zeit und müssen sie berücksichtigen», entgegne ich.

«Zeit? Seid Ihr sicher, daß es so etwas gibt?»

Mir scheint, als ob unser Gespräch zu phantastisch würde. Hat dieser Mensch wohl wirklich so wunderbare Gaben, wie sein Schüler sagt? Laut sage ich:

«Wenn es den Begriff der Zeit nicht gäbe, würden Vergangenheit und Zukunft jetzt beide zugleich hier sein. Die Erfahrung aber lehrt uns das Gegenteil.»

«Was Ihr sagen wollt, ist wohl, daß Eure, daß der Welt Erfahrung Euch das Gegenteil lehrt?»

«Gewiß. Sie können doch nicht behaupten, daß Sie andere Erfahrungen haben!»

«Es liegt etwas Wahres in dem, was Ihr da aussprecht», lautet die rätselhafte Antwort.

«Ist es so zu verstehen, daß die Zukunft offen vor Ihnen liegt?»

«Ich lebe im Ewigen», antwortet Chandi Das. «Ich suche nie zu erforschen, was kommende Jahre bringen werden.»

«Können Sie es für andere tun?»

«Wenn ich will, ja.»

«Sie können also den Menschen kommende Ereignisse heute schon schildern?»

«Nur teilweise. Der Menschen Leben verläuft nicht so glatt und eben, als daß man es bis in die Einzelheiten vorher bestimmen könnte.»

«Wollen Sie mir nicht meine Zukunft enthüllen, soweit Sie Einblick haben?»

«Warum sucht Ihr sie zu ergründen?»

Ich zögere.

«Gott hat nicht ohne Grund einen Schleier über das Kommende geworfen», sagt er fast streng.

Ich weiß nicht, was ich sagen soll. Plötzlich fällt mir etwas ein.

«Ernste Fragen beschäftigen meinen Geist. Ich bin in Ihr Land gekommen in der Hoffnung, mehr Klarheit zu finden. Vielleicht findet mein Fuß den Weg besser, wenn Sie mir mit Enthüllungen helfen, vielleicht höre ich auch von Ihnen, ob ich vergeblich hierher gekommen bin.»

Der Yogi wendet mir seine glänzenden schwarzen Augen zu. Seine ernste Würde macht wieder großen Eindruck auf mich. Wie ein ehrwürdiger, weiser Priester sitzt er da mit untergeschlagenen Beinen, fast zu erhaben für diese dürftige Hütte tief im Dschungeldorf. Ich sehe erst jetzt, daß uns eine Eidechse beobachtet, die oben an der Decke sitzt. Ihre perlenartigen Augen wenden keinen Blick von uns, mit dem grotesken breiten Maul scheint sie mich böse anzugrinsen. Endlich spricht Chandi Das:

«Ich kann mich nicht schmücken mit den leuchtenden Edelsteinen der Bildung. Wenn Ihr aber auf mich hören wollt, ist Eure Reise nicht ergebnislos. Geht dahin, wo Ihr Eure Fahrt durch Indien begonnen habt, und ehe der neue Mond aufsteigt, wird Euer Wunsch erfüllt sein.»

«Sie wollen sagen, ich solle nach Bombay zurückkehren?»

«Ihr sagt es.»

Ich bin verwirrt. Was kann diese entartete, halb europäisierte Stadt mir bieten?

«Ich fand dort nichts, das mich weitergebracht hätte.»

Chandi Das sieht mich kühl an.

«Das ist Euer Weg. Eilt dort hin, so schnell Euch Eure Füße tragen, verliert keine Zeit und kehrt morgen nach Bombay zurück.»

«Ist das alles, was Sie mir zu sagen haben?»

«Es ist wohl mehr da, aber ich suchte es noch nicht.»

Dann schweigt er, seine Augen sind ausdruckslos wie stilles Wasser. Nach einer Weile sagt er:

«Ihr werdet Indien vor der nächsten Tag- und Nachtgleiche verlassen. Eine schwere Krankheit wird Euren Körper heimsuchen, sobald Ihr unser Land hinter Euch gelassen habt. Der Geist wird in dem leidenden Körper kämpfen, aber die Stunde ist noch nicht gekommen, diesen zu verlassen. Dann wird das verborgene Schicksal hinaus ins Licht treten und Euch nach Aryavarta in Indien zurückführen. Ihr kommt also im ganzen dreimal zu uns. Ein weiser Mann erwartet Euch, und um seinetwillen, denn Ihr seid von jeher mit ihm verbunden gewesen, werdet Ihr wiederkommen und unter uns leben*.»

Er verstummt, seine Augenlider beben leise. Dann sieht er mir gerade in die Augen und sagt:

«Ihr habt gehört? Mehr ist nicht zu sagen.»

Der Rest des Gespräches ist zusammenhanglos und unbedeutend. Chandi Das lehnt weitere, ihn selbst betreffende Aussagen ab. Sehr erheitert bin ich, als der junge Schüler mich ernsthaft fragt:

«Seht Ihr nicht das Gleiche bei Euren Yogis in England?»

Ich bemühe mich, mein Lächeln zu verbergen.

«In unserem Lande gibt es keine Yogis», antworte ich.

Alle Anwesenden haben während unserer Unterhaltung still dagesessen, als aber der Yogi das Gespräch als beendet betrachtet, erhebt sich der Eigentümer der Hütte,

* Die erste Hälfte der Voraussage ist inzwischen eingetroffen.

wahrscheinlich ein Bauer, tritt zu uns und fragt, ob wir sein bescheidenes Mahl teilen wollen. Ich sage ihm, daß wir Eßvorräte im Auto haben, die wir im Hause des Dorfältesten kochen wollen, da dieser uns für die Nacht einen Raum zur Verfügung gestellt hat. Der Bauer aber erwidert, er wolle sich nicht nachsagen lassen, die Gesetze der Gastfreundschaft außer acht gelassen zu haben. Ich versichere ihm, daß ich für heute ausreichend gegessen habe und bitte ihn, keine Umstände zu machen. Er läßt sich aber nicht abweisen. Ich darf ihn nicht enttäuschen und muß die Einladung annehmen.

«Es ziemt sich nicht, einen Gast zu empfangen, ohne ihm Speisen anzubieten», sagt er und reicht uns eine Schüssel mit geröstetem Korn.

Als ich mich von Chandi Das und seinem Schüler verabschiedet habe, leuchtet uns der Bauer mit der schlechten kleinen Lampe auf die Straße hinaus. Er berührt seine Stirne und sieht uns lächelnd nach.

☆

Wenn ich den Rat Chandi Das' auch nicht wörtlich befolge, so lasse ich immerhin den Wagen die Richtung nach Bombay einschlagen. Als ich endlich dort ankomme, werde ich krank. Ich bin eingesperrt in meine vier Wände, mit müdem Geist und krankem Körper und verliere zum ersten Male allen Mut. Meilenweit bin ich durch dies Land gereist, oft unter sehr ungünstigen Umständen. Das Indien, das ich suche, ist nicht zu finden in den Europäervierteln, die sich mit Wein, Tanz, Bridge und Whisky-Soda ein anziehendes Äußere zu geben wissen. Der Aufenthalt in den Inder-Vierteln hat meinen Nachforschungen zwar Erfolg gebracht, aber meine Gesundheit nicht gerade gebessert. Das Reisen im Inneren des Landes, das Wohnen in Dschungeldörfern, schlechte Ernährung, schlechtes Wasser, ein ruheloses Leben und Schlaflosigkeit sind mir verhängnisvoll geworden. Ich möchte wohl wissen, wie lange ich den endgültigen Zusammenbruch noch hinausschieben kann. Der Mangel an Schlaf hat

meine Augen schwer gemacht. Es war auf die Dauer zu anstrengend für mich, kritisch und aufnahmewillig zugleich zu sein. Ich mußte zwischen den wirklich Weisen und den eigennützig Dummköpfen zu unterscheiden lernen, zwischen falschen Heiligen, Zauberern mit schwarzer Magie und den wahren Jüngern des Yoga.

Körperlich und geistig geht es mir schlecht, und meine Stimmung ist dementsprechend. Ich bin mutlos, alles scheint mir mißglückt zu sein. Als ich soweit wiederhergestellt bin, daß ich meinen müden Körper von der Stelle schleppen kann, fahre ich in einem Taxi durch Honby Road. Ich halte vor dem stattlichen Gebäude eines Übersee-Reisebüros und bezahle einen Kabinenplatz für meine Fahrt nach Europa. Ich habe das Gefühl, mit dieser plötzlichen Abreise aus Indien das einzig Richtige zu tun. Voller Verachtung betrachte ich die schmierigen Elendsquartiere, die staubigen Läden, die prunkvollen Paläste und die hellen Bürohäuser, die alle zusammen Bombay ausmachen. In mein Hotelzimmer zurückgekehrt, hänge ich wieder meinen traurigen Grübeleien nach.

Es wird Abend. Der Kellner stellt ein köstliches Currygericht vor mich hin, aber das Essen ekelt mich an. Ich nehme einige eisgekühlte Getränke zu mir und fahre dann in einem Mietauto durch die Stadt. Ich steige aus und schlendre langsam durch eine Straße. Auf einmal stehe ich vor einem großen, hell leuchtenden Kino. einer der Gaben des Westens für die Städte Indiens; ich betrachte den strahlend hellen Eingang und die schreiend bunten Reklametafeln. Ich gehe gern ins Kino, das mir auch heute wieder ein willkommenes Vergessenkönnen anbietet. Ich nehme meinen Platz ein. Auf der Leinwand rollen die zur Genüge bekannten Begebenheiten des amerikanischen Lebens vor meinen Augen ab. Man sieht die törichte Gattin, den treulosen Ehemann vor einem aus fürstlichen Gemächern gebildeten Hintergrunde. Ich bemühe mich, so gut es geht, ihnen das nötige Interesse entgegenzubringen, fühle mich aber gelangweilt. Zu meiner Überraschung entdecke ich, daß meine alte Liebe für den

Film abhanden gekommen ist. Menschliche Leidenschaften, Trauerspiel und Lustspiel, können mein Herz weder traurig noch lachen machen. Meine Gedanken weilen wieder bei meinen seltsamen Forschungen in diesem Land. Mit einem Schlage wird mir klar, daß ich ein Pilger ohne Gott bin, ein Wanderer von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, auf der Suche nach Frieden für seine Seele, ohne ihn finden zu können. Ich fühle, daß mein Inneres sich grundlegend wandelt. Die vorüberrollenden Bildstreifen, die von menschlicher Liebe und menschlichen Schicksalen handeln, sagen mir nichts mehr. Ich stehe von meinem Platz auf und trete ins Freie.

Ich suche einen stillen Platz am Meeresstrand auf und blicke in die Sterne, die sich wie ein schöner Baldachin über der Stadt wölben. Ich weiß, daß ich an einem unvorhergesehenen Wendepunkt angelangt bin. In wenigen Tagen schwimmt mein Schiff durch die grünblauen Wogen des Arabischen Meeres nach Europa. Nicht länger werde ich alles opfern, was ich besitze: Zeit, Gedanken, Tatkraft und Geld, um nach dem mutmaßlichen Meister zu suchen.

Wechselnde Stimmungen ergreifen mich, während ich in den strahlenden morgenländischen Nachthimmel blicke. Ich versuche, mich gegen die unerbittliche innere Stimme zu verteidigen und meine Hilflosigkeit angesichts meiner Mißerfolge zu entschuldigen. Die Stimme spricht: «Bist du sicher, daß keiner der Männer, denen du hier begegnet bist, der gesuchte Meister ist?»

Eine lange Reihe von Gesichtern zieht an meinem inneren Auge vorüber: Gesichter lebhafter Nordinder und sanfter Südinder, nervös-bewegte Gesichter aus dem Osten, stille, kräftige Mahrattagesichter aus dem Westen, gütige, dumme, weise, gefährliche, böse und unergründliche Gesichter. Ein einziges Antlitz löst sich aus der Reihe und schwebt unbeweglich vor mir, ruhig blicken mich die Augen an. Es ist das stille Sphinxgesicht des Maharischi, des Heiligen, der sein Leben auf dem Berge des Heiligen Feuers im Süden verbringt. Ich habe ihn

nicht vergessen. Immer wieder muß ich in Liebe und Anhänglichkeit an ihn denken, das wechselvolle Auf und Ab meiner Reisen aber, der Wirbel der Menschen und Ereignisse und die plötzlichen Entschlüsse haben die Erinnerung an mein kurzes Zusammensein mit ihm verdrängt.

Er ist durch mein Leben gegangen wie ein Stern durch die dunkle Leere des Weltenraums wandert, einsam leuchtend und wieder untertauchend. Ich muß meiner inneren Stimme antworten, daß er mich mehr als alle anderen Menschen in Ost und West beeindruckt hat. Er schien aber so weit fort und dem europäischen Menschen so fremd zu sein, es schien ihm so gleichgültig, ob ich sein Schüler werden würde oder nicht.

«Woher willst du wissen, daß er gleichgültig war? Du warst nicht lange bei ihm und eilstest weiter», spricht die innere Stimme wieder.

«Ja», gestehe ich kleinlaut. «Ich mußte erledigen, was ich mir vorgenommen hatte.»

«Du kannst nur eins tun: zu ihm zurückkehren.»

«Ich kann mich ihm aber doch nicht aufzwingen!»

«Deine Gefühle sind weniger wichtig als der Erfolg deiner Forschungen. Kehre zu dem Maharischi zurück.»

«Er sitzt am anderen Ende Indiens, und ich fühle mich zu krank, um meine Wanderungen wieder aufzunehmen.»

«Was tut das? Wenn du wirklich eines Meisters bedarfst, mußt du den Preis dafür zahlen.»

Ich weiß nicht, ob ich seiner jetzt bedarf, dazu bin ich viel zu müde. Ich habe außerdem einen Schiffsplatz bestellt und bezahlt und muß in drei Tagen an Bord gehen. Es ist zu spät.

«Zu spät?» höhnt die Stimme. «Du behauptest, der Maharischi sei der größte Mann, der dir je begegnet sei, willst aber fortlaufen, noch ehe du sein Wesen zu erkennen versucht hast. Kehre zu ihm zurück.»

Irgend etwas tief in mir fordert augenblicklichen Gehorsam auf diesen Befehl. Ich will sofort zu dem Maharischi

fahren und, wenn er mich annimmt, mich seiner Führung anvertrauen.

Ich kehre in mein Hotel zurück, wische mir die Stirn und trinke eine Tasse lauwarmen Tee. Ich fühle, daß ich ein anderer Mensch geworden bin. Die finstere, schwere Last des Zweifels ist von mir genommen. Am anderen Morgen beim Frühstück merke ich, daß ich zum erstenmal seit meiner Rückkehr nach Bombay lächle. Der mich bedienende hochgewachsene, bärtige Sikh in leuchtend weißer Jacke mit goldener Schärpe und weißen Hosen, erwidert mein Lächeln. Er steht mit verschränkten Armen hinter mir.

«Ein Brief für Sie, Sir», sagt er.

Freudig überrascht sehe ich, daß dieser Brief in der Einsiedelei zu Füßen des Berges des Heiligen Feuers geschrieben wurde. Der Verfasser, einst eine hochgestellte Persönlichkeit und Mitglied der Gesetzgebenden Körperschaft von Madras, hat sich von der Welt abgewandt und ist Schüler des Maharischi geworden. Er sucht ihn ab und zu auf, und ich traf ihn dort; seitdem schreiben wir einander gelegentlich. Der Brief klingt sehr ermutigend. Es heißt, daß man mich jederzeit in der Einsiedelei willkommen heißen wird. Am Schlusse des Briefes steht ein Satz, der sich mir fest einprägt.

«Sie hatten das große Glück, einem wahren Meister zu begegnen.»

Ich betrachte diesen Brief als ein gutes Omen für meinen Entschluß, zu dem Maharischi zurückzukehren. Nach dem Frühstück fahre ich in das Reisebüro, um meine Kabine abzubestellen.

Bald nehme ich Abschied von Bombay und verwirkliche meinen Plan. Meilenweit fahre ich über die farblose, flache Hochebene von Deccan. Als der Zug am zweiten Tag die nur von wenigen Hügeln durchbrochene heiter-sanfte Landschaft Südindiens erreicht, fühle ich mich seltsam froh. In Madras habe ich einige Stunden Aufenthalt, mache ein paar Besorgungen und statte dem indischen Schriftsteller, der mich seinerzeit mit Seiner Heilig-

keit Shri Shankara, dem geistigen Oberhaupt Süd-Indiens, bekannt gemacht hat, einen kurzen Besuch ab. Er begrüßt mich herzlich und meint, als ich ihm erzähle, daß ich mich auf der Fahrt zu dem Maharischi befinde:

«Das überrascht mich nicht. Ich wußte es.»

Ich stutze und frage:

«Wie konnten Sie das wissen?»

Er lächelt.

«Mein Freund! Wissen Sie noch, wie wir in der Stadt Chingleput von Seiner Heiligkeit Abschied nahmen? Sahen Sie nicht, daß er mir im Vorraum, kurz bevor wir gingen, etwas zuflüsterte?»

«Ja, jetzt, da Sie mich daran erinnern, fällt es mir wieder ein.»

Noch immer liegt ein Lächeln auf dem feinen, schmalen Gesicht des Dichters.

«Seine Heiligkeit sagte: ‚Dein Freund wird durch ganz Indien reisen, er wird viele Yogis kennenlernen, zu Füßen manches Lehrers sitzen. Am Ende aber wird er zum Maharischi zurückkehren, denn er ist für ihn der einzige wahre Meister und Lehrer.‘»

Diese Worte, gesprochen am Vorabend meiner Rückkehr, machen tiefen Eindruck auf mich. Sie zeigen, daß Shri Shankara prophetische Gaben besitzt, bestätigen mir aber auch, daß ich auf dem rechten Wege bin.

16. Kapitel

DIE EINSIEDELEI IM DSCHUNGEL

Ich betrete die große Halle. Der Maharischi sitzt wie immer auf seinem schönen Tigerfell. Auf dem kleinen Tisch neben seinem Ruhebett brennen die Räucherkerzen und erfüllen den Raum mit Weihrauchduft.

Heute ist der Weise nicht so entrückt, so fern von allen Menschen und so eingehüllt in tiefen Dämmer Schlaf wie bei meinem ersten Besuch. Heute nehmen seine Augen die Umwelt wahr und blicken mich gütig und verstehend an, als ich mich vor ihm verneige. Sein Mund lächelt mich zum Willkommen freundlich an.

In achtungsvoller Entfernung von dem Meister kauern ein paar Schüler, sonst ist die langgestreckte Halle leer. Einer zieht an der Schnur der Fächermaschine, die in der schweren, heißen Luft träge surrt.

Ich komme heute als Suchender, der den innigen Wunsch hat, ein Schüler werden zu dürfen. Ich werde erst zur Ruhe kommen, wenn ich den Bescheid des Maharischi habe. Ich habe die sehnsüchtige Hoffnung, von ihm angenommen zu werden, denn eine unerklärliche, überirdische Gewalt, gegen die es kein Sträuben gab, trieb mich hierher. Nach einigen kurzen begrüßenden Worten stelle ich unverzüglich die große Frage.

Der Maharischi blickt mich noch immer lächelnd an, spricht aber nicht.

Ich wiederhole meine Frage mit mehr Nachdruck.

Wieder bleibt es lange still. Endlich antwortet er und verzichtet sogar auf einen Dolmetscher, er spricht englisch.

«Wozu all dies Reden über Meister und Schüler? Einen Unterschied machen in diesen Dingen nur die Schüler. Für den, der das wahre Selbst gefunden hat, gibt es weder Meister noch Schüler, für ihn sind alle Menschen gleich.»

Mir ist, als sei dies eine leise Zurückweisung. Es gelingt mir auch trotz mehrerer Versuche nicht, mehr von ihm zu erfahren. Nach langer Zeit sagt er:

«Ihr müßt den Meister in Euch finden, in Eurem geistigen Ich. Seinen Körper müßt Ihr so sehen, wie er selbst ihn sieht. Der Körper ist nicht das wahre Selbst.»

Nun weiß ich, daß der Maharischi sich zu keiner unmittelbar bejahenden Antwort überreden läßt. Ich muß mir die Antwort auf andere Weise suchen, auf dem

dunklen Wege, den er mir andeutet. Ich spreche deshalb nicht mehr darüber, und wir unterhalten uns über die äußeren Umstände meines Besuches.

Ich benutze den Nachmittag, um mich für einen längeren Aufenthalt hier einzurichten.

☆

Während der folgenden Wochen führe ich ein merkwürdiges, ganz ungewohntes Leben. Ich verbringe die Tage in der großen Halle und suche langsam die auf stummem Wege mitgeteilten Weisheiten und die nur angedeuteten Bruchstücke einer Antwort auf meine Fragen zu verstehen. Nachts peinigt mich die alte Schlaflosigkeit. Ich liege auf einer Decke, die ich auf dem harten Lehm Boden einer schnell errichteten kleinen Hütte ausbreite.

Diese dürftige Behausung liegt dreihundert Schritte von der Einsiedelei entfernt. Die dicken Wände bestehen aus übertünchtem Lehm, das Dach ist dicht mit Schindeln gedeckt, um mich gegen die Regenfälle der Monsunzeit zu schützen. Ringsum ist der undurchdringliche Urwald. Meine Hütte liegt am Rande des Dschungels, der sich weit nach Westen erstreckt. Die urweltliche Landschaft zeigt die Natur in ihrer wilden Größe. Kaktushecken mit Dornen so dick wie Nadeln ziehen sich kreuz und quer, dahinter ist das dichte Gewirr des Dschungels. Gegen Norden erhebt sich groß und einsam der Berg mit seinen metallfarbenen Felsen. Im Süden liegt ein langgestreckter, stiller Teich, der mich dazu bewog, meine Hütte hier errichten zu lassen; seine Ufer sind von hohen Bäumen umsäumt, auf denen graue und braune Affenherden hausen. Ein Tag ist wie der andere. Ich stehe früh auf und sehe zu, wie die Morgendämmerung über dem Dschungel heraufzieht. Erst ist die Welt grau, dann grün und schließlich leuchtend golden. Dann springe ich kopfüber ins Wasser und schwimme den See hinauf und herab, dabei mache ich möglichst viel Lärm, um die Schlangen zu verscheuchen. Dann Anziehen und Ra-

sieren, und danach gestatte ich mir den einzigen Luxus, den es hier gibt: drei Tassen köstlichen, erfrischenden Tee.

«Master, das Teewasser ist fertig!» ruft mein Boy Rajoo. Soviel und sogar noch ein wenig mehr englisch hat er von mir gelernt. Er ist eine Perle von einem Diener. Unermüdlich saust er von einem Ende des Städtchens zum andern, um mit unerschütterlicher Zuversicht die merkwürdigen Dinge und Speisen aufzutreiben, die sein europäischer Herr braucht. Geduldig und bescheiden wartet er während der Meditationsstunden vor der Halle, – es könnte ja sein, daß sein Herr ihn plötzlich brauchte. Als Koch aber ist er unmöglich, denn er begreift die Westländer nicht, deren Geschmack ihm völlig verdreht vorkommt. Nach einigen mißglückten Versuchen verrichte ich die schwierigen kulinarischen Geschäfte nunmehr selbst, erspare mir aber viel Arbeit, indem ich meine Mahlzeiten auf eine einzige täglich beschränke. Ich trinke dafür dreimal am Tage Tee, der mein einziger irdischer Genuß ist und mich aufrecht erhält. Rajoo steht in der Sonne und sieht staunend zu, wie ich den herrlichen braunen Trank genieße. Sein Körper glänzt in dem harten, gelben Licht wie Ebenholz; er ist ein Dravide, ein echter Sproß der Urbewohner Indiens.

Nach dem Frühstück gehe ich langsam hinüber in die Einsiedelei, bleibe bei den duftenden Rosensträuchern im Garten stehen oder sitze ruhend unter einer Kokospalme. Ich liebe es, durch den Blumengarten des Grundstücks zu gehen, ehe noch die Sonne in ihrer Pracht am Himmel steht.

Dann betrete ich die Halle, verneige mich vor dem Maharishi und setze mich mit untergeschlagenen Beinen auf den Boden. Ich lese oder schreibe, unterhalte mich mit den anderen, frage den Weisen dies und jenes, oder versinke für etwa eine Stunde in die innere Schau, wie es der Weise mir vorschreibt. Für Meditationen in der Halle sind allerdings meist die Abendstunden vorgesehen. Was

immer ich auch tue, – ich fühle mich ganz durchdrungen von der hier herrschenden mystischen Stimmung, ganz langsam verspüre ich diesen wohltuenden Einfluß. Die unaussprechliche Stille durchströmt mich schon bald, nachdem ich in der Nähe des Maharishi Platz genommen habe. Nach sorgfältiger Prüfung habe ich die Überzeugung, daß von ihm zu mir ein verbindender Strom zu fließen beginnt, sobald wir einander nahe sind. Es handelt sich dabei um sehr feine, unaussprechliche Dinge.

Um elf Uhr gehe ich in meine Hütte, um zu Mittag zu essen und zu ruhen. Dann kehre ich in die Halle zurück und wiederhole das Programm des Vormittags. Manchmal unterbreche ich meine Übungen und Unterhaltungen und durchstreife das Land oder steige hinunter in das Städtchen, um das Innere des Riesentempels weiter auszukundschaften.

Gelegentlich stattet mir der Maharishi einen unerwarteten Besuch in meiner Hütte ab, nachdem er sein Mahl eingenommen hat. Dann setze ich ihm immer wieder mit Fragen zu, die er geduldig mit kurzen Sätzen beantwortet. Einmal aber, als ich über ein neues, schweres Problem spreche, gibt er keine Antwort. Er starrt regungslos in die Ferne, auf die mit dichtem Buschwerk bedeckten Hügel, die sich bis zum Horizont erstrecken. Mehrere Minuten verstreichen, immer noch sind seine Augen starr, er ist ganz abwesend. Ich weiß nicht, ob er irgendein geheimnisvolles Wesen in der Ferne sieht oder ob er in sein Inneres blickt. Mir scheint, als habe er meine Frage nicht vernommen. Während des tiefen Schweigens aber, das ich nicht brechen will und kann, fühle ich eine Kraft, die stärker ist als meine Vernunft, die mich mit ehrfürchtiger Scheu erfüllt und ganz überwältigt.

Staunend erkenne ich auf einmal, daß meine Fragen nur ein Gedankenspiel ohne Ziel und Ende sind, daß aber tief in meinem Inneren eine Gewißheit ruht, aus der mir die Wahrheit, nach der ich suche, zuströmen wird. Ich fühle, daß ich besser daran täte, mein Forschen und Fragen einzustellen, daß ich lieber versuchen sollte, in

die unendlichen Tiefen meiner Seele vorzudringen. Ich warte schweigend.

Fast eine halbe Stunde lang blicken die Augen des Weisen unbeweglich und starr geradeaus. Er scheint mich vergessen zu haben, ich fühle aber deutlich, daß die erhabene Gewißheit, die sich so plötzlich meiner bemächtigt hat, nichts ist, als eine seelische Ausstrahlung, die von diesem geheimnisvollen Mann ausgeht.

Ein anderes Mal, als er mich besucht, bin ich trüber Stimmung. Er spricht zu mir von dem herrlichen Ziel, das der Erreichen wird, der den von ihm beschriebenen Weg beschreitet.

«Auf diesem Wege, Maharischi, harren meiner aber so viele Schwierigkeiten. Ich fühle mich so schwach.»

«Wenn man sich belastet mit der Angst vor dem Mißerfolg und mit dem Gedanken an das Scheitern», erwidert er ungerührt, «hemmt man sich selbst.»

«Wenn es aber wahr ist», sage ich hartnäckig.

«Es ist nicht wahr. Es ist ein großer Irrtum, sich für schwach und schlecht von Natur zu halten. Die wahre Natur des Menschen ist göttlich und stark. Schwach und schlecht sind nur die Gewohnheiten, die Wünsche und Gedanken, der Mensch selbst aber nicht.»

Seine Worte geben mir neue Kraft, erfrischen und be-seelen mich. Ich würde sie nicht anerkennen, wenn ein anderer, geringerer und schwächerer Mensch sie aus-spräche. Eine innere Stimme aber sagt mir, daß aus diesem Manne tiefstes eigenes Erleben spricht; er ist kein trockener Philosoph.

Als wir einmal über Europa sprechen, sage ich:

«Es ist leicht für Euch, seelische Heiterkeit und Ruhe hier im stillen Dschungel zu erwerben, wo nichts Euch stört oder ablenkt.»

Ruhig entgegnet er:

«Wenn Ihr das Ziel erreicht und den Allwissenden in Euch erschaut habt, spielt es keine Rolle mehr, ob Ihr in einem Hause in London oder in der Weltabgeschiedenheit des Dschungels lebt.»

Einst tadelte ich ihm gegenüber die Inder wegen ihrer Mißachtung jeglichen äußerlichen Fortschritts. Zu meiner größten Überraschung gibt der Maharischi dies unumwunden zu.

«Es ist wahr, wir sind rückständig. Wir sind aber ein Volk, das wenige Bedürfnisse hat. Unsere Gesellschaftsordnung bedarf dringend einer Umwandlung, sonst aber sind wir genügsamer als Ihr. Rückständig sein bedeutet deshalb nicht, weniger glücklich sein.»

☆

Wie erwarb der Maharischi seine einzigartige Macht und seine noch einzigartigeren Erkenntnisse? Aus den nur zögernd von ihm selbst gegebenen Andeutungen und den Erzählungen seiner Schüler reime ich mir die Geschichte seines Lebens zusammen.

Er wurde geboren im Jahre 1879, in einem kleinen Dorf, das dreißig Meilen von Madura entfernt ist. Madura ist eine bekannte südindische Stadt mit einem der größten Tempel des Landes. Sein Vater hatte einen juristischen Beruf und entstammte einer guten brahmanischen Familie. Er muß ein guter Mann gewesen sein, denn er speiste und kleidete die Armen. Der Knabe besuchte eine amerikanische Missionsschule in Madura und lernte dort von den Missionaren ein paar Brocken Englisch. Der junge Ramana liebte Sport und Spiel. Er rang, boxte und schwamm durch reißende Flüsse. Religion oder Philosophie schienen ihn nicht sonderlich zu fesseln. Von den anderen unterschied ihn einzig und allein sein Hang zum Nachtwandeln; auch konnte er in einen bleiernen Schlaf versinken, aus dem er nicht einmal durch die lautesten Geräusche zu erwecken war. Als seine Schulkameraden diese Veranlagung an ihm entdeckten, wurde er des öfteren damit geneckt. Am hellen Tage fürchteten sie seine Kraft, denn er konnte schnell zuschlagen. Nachts aber kamen sie in sein Zimmer, führten ihn hinunter auf den Spielplatz, stießen ihn umher, ohrfeigten ihn und brachten ihn dann wieder in sein

Bett. Von all dem wußte er nichts und konnte sich am nächsten Tag an nichts erinnern. Ein Psychologe, der die Bedeutung des Schlafes erkannt hat, wird in dieser merkwürdigen Versunkenheit die Anzeichen für eine mystische Veranlagung sehen.

Eines Tages kam ein Verwandter des Knaben nach Madura und erzählte ihm, daß er gerade von einer Wallfahrt zum Tempel von Arunachala zurückgekehrt sei. Der Name des Tempels weckte etwas, das in dem Knaben schlummerte, und erregte ihn, ohne daß er wußte warum. Er fragte, wo der Tempel zu finden sei; unablässig mußte er seitdem an ihn denken. Der Tempel schien für sein Leben von größter Bedeutung zu sein, obgleich er nicht hätte sagen können, warum gerade dieser und nicht einer der anderen großen indischen Tempel ihn so anzog.

Ramana war kein besonders guter Schüler, wenngleich er in seinen Leistungen gelegentlich große Klugheit durchblicken ließ. Als er siebzehn Jahre alt war, änderte sich mit einem Mal sein Leben, und die ruhigen Tage waren vorüber.

Plötzlich versäumte er den Unterricht und vernachlässigte alle seine Pflichten. Er benachrichtigte weder die Lehrer noch die Verwandten und sprach mit keinem über sich. Was mag ihn zu diesem Schritt, der sein späteres Leben so entscheidend beeinflusste, bewogen haben?

Der Grund war für ihn zwingend, für andere befremdend. Das Leben hatte es anders mit dem jungen Schüler vor als die Lehrer. Die sonderbare innere Wandlung vollzog sich sechs Wochen bevor er die Schule endgültig verließ und für immer aus Madura verschwand.

Eines Tages saß er allein in seinem Zimmer und wurde ganz plötzlich von einer unerklärlichen, schrecklichen Todesfurcht ergriffen. Ihm war, als müßte er gleich sterben, obwohl er sich bei bester Gesundheit befand. Dies war ein seelisches Rätsel, denn einen Grund zum Sterben gab es nicht. Der Gedanke daran aber ließ ihn nun nicht mehr los, und so bereitete er sich auf den Tod vor. Er

legte sich flach auf den Boden, machte sich steif wie ein Leichnam, schloß die Augen und hielt den Atem an.

«Dieser Leib ist tot», sagte ich zu mir, «man wird ihn zum Verbrennungsplatz tragen, er wird zu Asche werden. Bin ich aber auch tot, wenn mein Körper tot ist? Bin ich der Körper? Dieser Leib ist jetzt still und steif, unabhängig von ihm aber bin ich mir meines Ichs bewußt.»

Mit diesen Worten pflegte der Maharishi die unheimlichen Gefühle zu beschreiben, unter denen er litt. Was dann geschah, ist leicht zu schildern, aber schwer zu verstehen. Er fiel bei wachem Bewußtsein in einen tiefen Dämmer Schlaf und befand sich plötzlich seinem Selbst gegenüber, er war am Urquell allen Seins. Er erkannte, daß der Körper sein eigenes Leben besaß, von dem das eigentliche Ich nicht beeinflusst wurde. Er schaute jetzt das wahre Selbst, das bisher so tief in ihm verborgen gewesen war, daß er nicht darum wußte.

Ramana erwachte als ein anderer Mensch. Schule, Sport, Freunde, alles das bedeutete ihm nichts mehr, sein Sinnen und Trachten galt dem verborgenen Ich-Bewußtsein, dem wahren Selbst, das er so unverhofft gefunden hatte. Die Todesfurcht verließ ihn ebenso geheimnisvoll, wie sie gekommen war. Er fühlte eine heitere Seelenruhe, die ihn seitdem nie mehr verließ, sein Geist wurde stark und frisch. Bisher hatte er sich die Neckereien seiner Kameraden nicht gefallen lassen, jetzt nahm er alles mit großer Sanftmut hin. Ungerechtigkeiten erduldet er schweigend und war immer still und demütig. Seine bisherigen Gewohnheiten gab er auf und suchte soviel wie möglich allein zu sein. Dann versank er in innere Betrachtungen und gab sich ganz dem göttlichen Bewußtsein hin, das seine Blicke immer wieder nach innen zog.

Seiner Umgebung fiel natürlich diese Veränderung auf. Eines Tages betrat sein älterer Bruder sein Zimmer. Statt an seinen Schulaufgaben zu arbeiten, saß Ramana mit geschlossenen Augen in innere Betrachtungen versunken da. Schulbücher und Hefte lagen achtlos im Zimmer ver-

streut. Der Bruder ärgerte sich über diese Pflichtvergesenheit und herrschte ihn grob an.

«Was hast du hier überhaupt noch zu suchen? Wenn du dich als Yogi aufführen willst, brauchst du dich auf keinen Beruf mehr vorzubereiten!»

Diese Worte trafen Ramana, er fühlte, daß sein Bruder recht hatte, und er beschloß bei sich, danach zu handeln. Sein Vater war tot, er wußte, daß sein Onkel und seine Brüder für die Mutter sorgen würden. Er hatte hier wirklich nichts mehr zu schaffen. Nun tauchte auch wieder ein Name vor ihm auf, den er seit fast einem Jahr nicht vergessen hatte, dessen Silben ihm Musik waren: der Name des Tempels von Arunachala. Dorthin wollte er gehen; warum, konnte er nicht sagen. Er gab sich willenlos einem inneren Zwang hin.

«Ein Zauber trieb mich hierher», sagte er zu mir. «Dieselbe geheimnisvolle Kraft, die Euch von Bombay hierher rief, hat mich damals von Madura hergerufen.»

Der junge Ramana folgte dem inneren Muß und verließ seine Familie, seine Freunde und die Schule. Er ging nach Arunachala, wo ihm tiefe innere Erkenntnisse zuteil werden sollten. Er hinterließ einen kurzen Abschiedsbrief, der noch in der Einsiedelei aufbewahrt wird. Er ist in schnörkeligem Tamilisch geschrieben und lautet:

«Ich mußte von hier fort, um meinen Vater zu suchen. Ich gehorchte seinem Wort. Ich suche nichts als die Wahrheit. Niemand soll sich um mich Sorge machen. Ich brauche kein Geld.»

Mit drei Rupien in der Tasche und ohne jede Lebenserfahrung machte er sich auf in das Innere. Die sonderbaren Erlebnisse, die er auf seiner Wanderung hatte, beweisen, daß eine mystische Kraft ihn leitete und beschützte. Als er endlich sein Ziel erreichte, war er einsam und allein unter lauter Fremden. Das Bedürfnis, der Welt zu entsagen, brannte in ihm, er verschmähte allen irdischen Besitz und ging darin so weit, sich sein Kleid auszuziehen und splitternackt irgendwo im Bereich des Tempels zu kauern. Ein Priester schalt ihn deswegen,

aber ohne Erfolg. Andere Priester stürzten entsetzt herbei und konnten den Jüngling nach vielen Bemühungen endlich zu einem Zugeständnis bewegen: er willigte ein, seine Blöße mit einem kleinen Lendentuch zu bedecken. Das ist alles, was er seit jenem Tage am Leibe trägt.

Sechs Monate lang saß er an verschiedenen Stellen des Tempels, nie ging er fort. Er lebte von dem Reis, den ein Priester, gerührt von der Frühreife des jungen Menschen, ihm täglich brachte. Ramana verlebte den Tag in mystischer Versunkenheit und seelischer Verzückung und merkte nicht, was um ihn vorging. Einmal bewarfen ihn mohammedanische Straßenjungen mit Schmutz und liefen fort, er merkte das aber erst nach mehreren Stunden. Er zürnte ihnen nicht.

Die unablässig zum Tempel strömenden Pilgerscharen machten es ihm auf die Dauer unmöglich, genügend Ruhe zu finden. Deshalb begab er sich zu einem entlegenen kleinen Altar, der im Feld außerhalb des Städtchens stand. Hier blieb er anderthalb Jahre. Er lebte von den Speisen, die von den wenigen Wallfahrern zu dem kleinen Altar gebracht wurden.

Während der ganzen Zeit sprach er mit keinem Menschen, drei Jahre lang öffnete er nicht ein einziges Mal die Lippen. Er hatte sich keine Schweigepflicht auferlegt, eine mahnende Stimme aber riet ihm, sein ganzes Streben auf sein Inneres zu richten. Als er das mystische Ziel endlich erreicht hatte, brauchte er nicht mehr zu schweigen. Nun begann er wieder zu reden, blieb aber stets ein sehr wortkarger Mann.

Er verschwieg seine Herkunft. Durch eine Kette von Zufällen erfuhr seine Mutter zwei Jahre nach seinem Verschwinden seinen Aufenthalt. Sie kam mit ihrem ältesten Sohn und bat ihn unter Tränen, mit ihr zurückzukehren. Aber der Junge rührte und regte sich nicht. Als die Tränen ihn nicht erweichten, begann sie ihm Vorwürfe wegen seiner Gleichgültigkeit zu machen. Jetzt schrieb er seine Antwort auf ein Blatt Papier: eine höhere Macht

lenke die Schicksale der Menschen, und sie könnte das seinige nicht mehr ändern, was immer sie auch tue. Er riet ihr, sich in die Lage zu schicken und nicht mehr zu jammern. Sie mußte nachgeben.

Als nach diesem Ereignis die Menschen herbeikamen, um den jugendlichen Yogi anzustarren, verließ er den bis dahin stillen Ort und stieg auf den Berg des Heiligen Feuers. Dort bezog er für einige Jahre eine größere Höhle. Es gibt mehrere Höhlen auf diesem Berg, und in jeder wohnt ein heiliger Mann oder ein Yogi. Die Höhle des jungen Ramana war berühmt, denn in ihr befand sich das Grab eines großen Yogi.

Meist verbrennen die Hindus ihre Toten und machen nur mit den Yogis eine Ausnahme, wenn diese die höchste Stufe erreicht haben. Man glaubt nämlich, daß der unsichtbare Lebensstrom jahrtausendlang im Körper des Yogi bleibt und ihn gegen den Verfall schützt. Der Leichnam des Yogi wird gebadet, gesalbt und in aufrechter Haltung, mit gekreuzten Beinen, in der Meditationsstellung im Grabe beigesetzt. Der Eingang wird mit einem großen Stein verschlossen und mit Mörtel verputzt. Solche Grabstätten werden dann zu Wallfahrtsorten. Noch aus einem anderen Grunde werden große Yogis begraben und nicht verbrannt. Man glaubt, daß ihr Körper nicht durch das Feuer geläutert zu werden braucht, da er durch ein reines Leben bereits geläutert ist.

Es ist interessant, daß Yogis oder heilige Männer von jeher mit Vorliebe in Höhlen hausten. Im Altertum lebten die Götter in Höhlen. Zoroaster stellte seine Betrachtungen in einer Höhle an, auch Mohammed empfing seine Eingebungen in einer Höhle. Die indischen Yogis tun recht daran, Höhlen oder unterirdische Zufluchtsorte aufzusuchen. Hier sind sie vor den Unbilden der Witterung und den starken Temperaturunterschieden der Tropen geschützt. Das trübe Licht und die tiefe Stille begünstigen die Meditationen, und die abgeschlossene Luft drückt die Eblust auf ein Mindestmaß herab, so daß der Körper kaum noch Bedürfnisse hat.

Vielleicht hatte den jungen Ramana auch die schöne Umgebung hierher gelockt. Von einer vorstehenden Klippe neben der Höhle hat man einen herrlichen Blick auf die kleine Stadt, in deren Mitte der große Tempel aufragt. In der Ferne umschließt eine Hügelkette den Horizont. Ramana lebte mehrere Jahre im Dämmerlicht dieser Höhle. Er beschäftigte sich mit mystischen Denküben und versank in den heiligen Dämmer Schlaf. Er war kein Yogi in des Wortes strenger Bedeutung, da er kein System des Yoga erlernt und nie unter der Anleitung eines Lehrers seine Übungen gemacht hatte. Der Weg nach innen, dem er folgte, führte ihn zu tiefer Selbsterkenntnis. Ihn leitete ein göttlicher Mahner, der in ihm lebte. Im Jahre 1905 trat in dieser Gegend die Pest auf, vielleicht hatte ein Wallfahrer sie eingeschleppt. Sie wütete so furchtbar in der Stadt, daß alles in die noch nicht heimgesuchten Dörfer und Städte flüchtete. Tiger und Leoparden kamen aus dem Dschungel in die verlassene kleine Stadt und schlichen in den verödeten Gassen umher. Oft müssen sie auch den Berg des Heiligen Feuers heimgesucht haben, denn er lag auf ihrem Weg zur Stadt, oft müssen sie an der Höhle des Maharishi vorbeigestrichen sein. Er aber verließ die Höhle nicht, sondern war still und reglos wie immer.

Ohne es zu wollen, gewann der junge Einsiedler einen Schüler, der sich an ihn anschloß und bei ihm bleiben und für ihn sorgen wollte. Der Mann ist jetzt tot, hat aber anderen Schülern mehrere Legenden über Ramana erzählt. Es heißt zum Beispiel, daß allnächtlich ein großer Tiger in die Höhle kam und Ramanas Hände leckte. Der junge Einsiedler streichelte ihn. Das Tier blieb die Nacht über bei ihm und verschwand erst, wenn der Morgen graute. Man erzählt sich in Indien, daß Yogis und Fakire, die im Dschungel oder auf Bergen in der Nähe von Löwen, Tigern, Schlangen und anderen wilden Tieren leben, nicht von ihnen angegriffen werden, wenn sie gewisse Yogi-Kräfte erlangt haben.

Es gibt noch eine andere Legende um Ramana: Eines

Nachmittags saß er vor dem engen Höhleneingang, als eine Kobra sich von den Felsen herabschnellte und sich zischend, mit aufgeblasenem Hals, vor ihm aufrichtete. Der Einsiedler rührte sich nicht. Mensch und Tier starrten einander Auge in Auge an; auf einmal zog die Schlange sich zurück, ohne ihm ein Leid zugefügt zu haben, obwohl er sich in ihrer Reichweite befand.

Als der merkwürdige junge Mann in die Tiefen seines Wesens eingedrungen war und dort festen Fuß gefaßt hatte, fand der erste Abschnitt seines harten, einsamen Lebens seinen Abschluß. Er bedurfte nicht länger der strengen Abgeschlossenheit, blieb aber noch in der Höhle. Eines Tages suchte ihn ein berühmter Brahmane auf, der Pundit Ganapati Shastri. Dieser Besuch bedeutete einen Wendepunkt in seinem Leben, das von nun an geselliger wurde. Der Pundit war kürzlich in den Tempel gekommen, um dort Studien zu machen und Meditationen anzustellen. Er hörte, daß auf dem Berg des Heiligen Feuers ein junger Yogi leben sollte, wurde neugierig und ging hin, ihn zu suchen. Er fand Ramana in sitzender Stellung, mit starren Augen in die grelle Sonne blickend. So pflegte der Einsiedler stundenlang zu sitzen und in das blendende Licht zu schauen, bis die Sonne im Westen unterging. Ein Europäer kann sich nicht vorstellen, welche Kraft die indische Nachmittagssonne besitzt. Einmal stieg ich zu einer ungünstigen Stunde auf den Berg und hatte beim Abstieg die Sonne im Gesicht. Ich taumelte und stolperte wie ein Betrunkener. Man kann sich also denken, was es bedeutete, so wie Ramana mit aufwärts gekehrtem Gesicht und mit weitgeöffneten Augen in das fürchterliche Licht zu blicken.

Der Pundit hatte jahrelang die Bücher der indischen Weisheit studiert und sich strengen Kasteiungen unterzogen, um einen fühlbaren inneren Gewinn zu verspüren, quälte sich aber noch immer mit Zweifeln. Er richtete eine Frage an Ramana, auf die er nach einer Viertelstunde eine Antwort erhielt, deren Weisheit ihn erstaunte. Er stellte weitere Fragen über philosophische und religiöse

Probleme, die ihn beschäftigten, und geriet in noch größere Verwunderung, als viele Dinge sich klärten, über die er jahrelang nachgegrübelt hatte. Er warf sich vor dem jungen Einsiedler nieder und wurde sein Schüler. Shastri besaß sein eigenes Gefolge von Schülern in der Stadt Vellore. Er kehrte nach dort zurück, um zu verkünden, daß er einen Maharischi (einen großen Weisen oder Seher) gefunden habe. Er schilderte ihn als einen Menschen, der tiefe Erkenntnisse besaß, dessen Lehren einzigartiger waren als alles, was der Pundit bisher in den Büchern gefunden hatte. Von nun an wurde der junge Ramana von gebildeten Leuten Maharischi genannt. Das einfache Volk aber betete ihn an als göttliches Wesen, nachdem man von seinem Aufenthalt und seinen Eigenschaften erfahren hatte. Der Maharischi untersagte es allen, ihn in seinem Beisein anzubeten. Untereinander aber und in ihren Gesprächen mit mir bleiben seine Anhänger und das Volk der Umgebung dabei, ihn einen Gott zu nennen.

Nach und nach bildete sich um den Maharischi eine Gemeinde. Die Schüler bauten weiter unten am Berg ein einfaches Holzhaus und überredeten ihn, mit ihnen darin zu leben. Mehrmals hatte ihn inzwischen seine Mutter besucht und söhnte sich jetzt ganz mit der hohen Berufung ihres Sohnes aus. Als der Tod ihr den ältesten Sohn und andere Verwandte entriß, kam sie zu dem Maharischi und bat ihn, bei ihm bleiben zu dürfen. Er gestattete es ihr. Sie verbrachte die letzten sechs Jahre ihres Lebens an seiner Seite und wurde eine eifrige Schülerin ihres eigenen Sohnes. Als Gegenleistung für seine Gastfreundschaft diente sie ihm als Köchin.

Als die alte Frau starb, begrub man ihre Asche am Fuß des Berges. Einige Anhänger des Maharischi errichteten an der Stelle einen kleinen Altar. Hier brennen ewige Lampen zum Gedächtnis der Frau, die der Menschheit einen großen Weisen bescherte. Als Opfergabe für ihren Geist werden Jasminblüten und Dotterblumen auf den winzigen Altar gestreut.

Im Lauf der Zeit verbreitete sich der Ruhm des Maharischi in der Stadt, und oft schickte man die Wallfahrer zu ihm, bevor sie nach Haus zurückkehrten. Erst vor kurzer Zeit hatte der Maharischi, einem allgemeinen Wunsch nachgebend, in den Bau der neuen großen Halle eingewilligt, die am Fuße des Berges errichtet wurde.

Der Maharischi hat nie um etwas anderes als um Speisen gebettelt, mit Geld will er nichts zu tun haben. Alles übrige ist ihm geschenkt worden. Als er in jungen Jahren ein einsames Leben führte und eine undurchdringliche Mauer des Schweigens um sich aufrichtete, verschmähte er es doch nie, mit seiner Reisschale ins Städtchen hinabzusteigen und um seine Nahrung zu betteln, wenn der Hunger ihn peinigte. Eine arme Witwe erbarmte sich seiner, brachte ihm regelmäßig Essen und bestand darauf, es zu der Höhle tragen zu dürfen. Der Entschluß, sein auskömmliches Leben aufzugeben, war deshalb insofern gerechtfertigt, als seine geistigen Kräfte ihm immerhin den Lebensunterhalt erwarben. Oft sind ihm Geschenke angeboten worden, aber er hat sie immer zurückgewiesen.

Vor nicht allzu langer Zeit drang eines Nachts eine Horde von Banditen in die große Halle ein und durchsuchte sie nach Geld, fand aber nur ein paar Rupien in der Kasse des Mannes, der den Lebensmitteleinkauf für die Gemeinde besorgte. Die Räuber schlugen in ihrer Wut und Enttäuschung den Maharischi mit dicken Stöcken und brachten ihm mehrere Wunden bei. Der Weise ließ sich alles geduldig gefallen, forderte sie sogar auf, etwas zu sich zu nehmen, bevor sie gingen, und ließ ihnen Speisen reichen. Er fühlte keinen Haß, nur Mitleid mit ihrer Unwissenheit, und ließ sie ziehen.

Das Leben des Maharischi wird manchem Westländer unnütz erscheinen. Vielleicht ist es aber gut, daß es einige Menschen gibt, die sich fern von unserer betriebenen Welt halten und sie von weitem betrachten; der unbeteiligte Beobachter sieht doch wohl mehr und er-

kennt die Wahrheit besser als wir, die wir in der unruhigen Welt sind.

★

Jeden Tag erkenne ich von neuem die Größe dieses Mannes. Die verschiedenartigsten Menschen besuchen die Einsiedelei. Einmal stolpert ein Paria in die Halle, er ist in großer seelischer Bedrängnis und wirft sich in seiner grenzenlosen Trübsal dem Maharischi zu Füßen. Der Weise antwortet nicht, denn Schweigen und Zurückhaltung sind seine Gewohnheit. Die Worte, die er täglich spricht, kann man zählen. Still blickt er den Leidenden an, dessen Schreie leiser werden und dann ganz verstummen. Nach zwei Stunden verläßt der Mann die Halle, an Leib und Seele gestärkt.

So sehe ich den Weisen immer wieder Trost und Hilfe spenden; unauffällig, still und ruhig heilt er gequälte Seelen. Eines Tages wird die Wissenschaft diesen von ihm ausgehenden geheimnisvollen, telepathischen Strom anerkennen müssen.

Ein gelehrter Brahmane kommt mit vielen Fragen zum Maharischi. Man weiß nie im voraus, ob der Weise antworten wird oder nicht; oft ist er beredt, ohne die Lippen zu öffnen. Heute ist er mitteilbarer Stimmung. Seine knappen, wie immer gehaltvollen Sätze eröffnen dem Besucher neue Gedankenwelten.

Einmal ist die Halle voll von Anhängern, als jemand die Nachricht bringt, daß ein in der Stadt als Verbrecher bekannter Mann gestorben sei. Sofort entbrennt ein Streit der Meinungen über diesen Mann, und, wie üblich, werden seine Laster einzeln aufgezählt. Als es stiller wird, öffnet der Maharischi zum ersten Male den Mund und sagt:

«Ja, jedoch hielt er sich sehr rein und badete zwei- oder dreimal am Tage.»

Ein Bauer kommt mit seiner Familie, um dem Weisen schweigend zu huldigen. Er ist ein ungebildeter Mann, der nichts kennt außer seiner Arbeit, seinen Glaubens-

übungen und dem ererbten Aberglauben. Er hat gehört, daß am Fuß des Berges des Heiligen Feuers ein Gott in Menschengestalt leben soll. Still sitzt er auf dem Fußboden, nachdem er sich dreimal niedergeworfen hat. Er glaubt, daß ihm diese Reise innerlich und äußerlich Glück bringen wird. Seine sanfte Frau tritt zu ihm und läßt sich neben ihm nieder. Sie trägt ein purpurrotes Gewand, das in lockeren Falten von den Schultern herabfällt, ihr glattes, weiches Haar glänzt von duftendem Öl. Sie hat ihre Tochter bei sich, ein schönes Mädchen, dessen Fußspangen leise klirren, als sie über die Schwelle tritt; sie trägt, einer schönen Sitte folgend, hinter dem Ohr eine weiße Blume.

Die kleine Familie bleibt einige Stunden; sie sprechen kaum und blicken den Weisen unverwandt an. Man kann sehen, daß seine Gegenwart genügt, um ihnen innere Sicherheit, Seelenfrieden und – es mag vielleicht seltsam klingen – neuen Glauben an ihre Religion zu verleihen. Der Weise behandelt nämlich alle Glaubensbekenntnisse gleich, er sieht in allen den aufrichtigen und bedcut-samen Ausdruck eines großen seelischen Erlebens und achtet Jesus nicht weniger als Krishna.

Zu meiner Linken hockt ein alter Mann von fünfundsiebzig Jahren. Ein Stück Betel steckt in seiner Backentasche, er hält ein in Sanskrit geschriebenes Buch in der Hand und starrt mit schweren Lidern die steile Schrift an. Er ist Brahmane und war jahrelang Bahnhofsvorsteher in einem Ort bei Madras. Mit sechzig Jahren zog er sich vom Eisenbahndienst zurück. Bald darauf starb seine Frau. Jetzt konnte er sich einen lange gehegten Wunsch erfüllen. Vierzehn Jahre lang wanderte er durch das ganze Land und suchte die Weisen, heiligen Männer und Yogis auf, um einen zu finden, dessen Lehre und Persönlichkeit ihm zusagten. Dreimal ist er durch Indien gereist, ohne den Meister, den er suchte, zu finden. Als wir einander begegneten und ins Gespräch gerieten, klagte er mir sein Leid. Mir gefiel sein faltiges, rauhes, ehrliches Gesicht. Er war kein Mann mit überrasgendem

Verstand, sondern schlicht und unverbildet. Ich fühlte mich als der viel Jüngere nicht berufen, dem alten Mann gute Ratschläge zu erteilen. Überraschenderweise bat er mich, sein Meister zu werden. «Ihr Meister ist nicht weit!» sagte ich zu ihm und führte ihn auf der Stelle zum Maharischi. Sehr bald erkannte er, daß ich recht daran getan hatte; er wurde ein begeisterter Anhänger des Weisen.

Ein anderer Besucher trägt eine Brille und ein seidenes Gewand, er sieht wohlhabend aus. Er ist Richter und benutzt seinen Urlaub dazu, den Maharischi zu besuchen. Er ist ein großer Bewunderer des Weisen und kommt mindestens einmal im Jahr. Der sehr kultivierte Mann hockt unter lauter armen Tamilen mit nacktem Oberkörper; sie haben sich mit Öl eingerieben und glänzen wie Ebenholz. Das, was sie alle hier zusammenführt, ist stärker als der unerträgliche Kastenhochmut und vereinigt alle wie in alten Zeiten, als Fürsten und Radschas von weither zu den Rischis in die Urwälder kamen. Die Menschen hier haben alle erkannt, daß der wirklichen Weisheit die äußerlichen Unterschiede geopfert werden müssen.

Eine junge Frau mit einem bunt gekleideten Kind wirft sich anbetend vor dem Weisen nieder. Man spricht gerade über ernste Lebensfragen. Sie bleibt schweigend sitzen und wagt es nicht, sich an der Unterhaltung zu beteiligen. Gelehrsamkeit und Bildung gilt für die indische Frau nicht als Zierde, sie kennt wenig mehr als Küche und Haushalt, fühlt aber, wenn sie sich einem Großen gegenüber befindet.

Wenn die Abenddämmerung hereinbricht, beginnt die Stunde der gemeinschaftlichen Meditationen in der Halle. Nicht selten gibt der Maharischi ganz zart und deshalb häufig unbemerkt das Zeichen des Beginns, indem er in den schlafähnlichen Zustand versinkt, durch den er seine Sinne von der Außenwelt abschließt. Während der täglichen Meditationen in der zwingenden Gegenwart des Weisen lerne ich es, mit meinen Gedanken

immer tiefer nach innen vorzudringen. In seiner Nähe finde ich innere Erleuchtung, sein geistiges Gestirn bescheint auch mich mit leuchtenden Strahlen. In solchen friedlichen Stunden gerät mein Geist mehr und mehr in den Bann seines Wesens, erst dann begreife ich, warum die Stille dieses Menschen bedeutsamer ist als seine Worte. Hinter seinem ruhigen, unerschütterlichen Gleichgewicht verbergen sich dynamische Kräfte, die den Menschen stark beeinflussen ohne das Mittel der Sprache, ohne sichtbare Handlungen. Es gibt Augenblicke, in denen mich diese Kraft so gefangennimmt, daß er mir den unsinnigsten Befehl erteilen könnte, und ich würde ihm gehorchen. Der Maharischi aber ist der letzte, der von seinen Anhängern sklavisches Gehorsam verlangen würde, bei ihm hat jeder völlige Bewegungsfreiheit. Darin unterscheidet er sich vorteilhaft von den meisten Lehrern und Yogis, die ich in Indien sah.

Meine inneren Betrachtungen folgen der Richtung, die er mir bei meinem ersten Besuch anzeigte, als mich die ferne Unbestimmtheit seiner Antworten so quälte. Ich habe begonnen, in mein eigenes Selbst zu blicken.

Wer bin ich?

Bin ich dieser aus Fleisch und Blut und Knochen gebildete Leib? Bin ich dieser Verstand, diese Gedanken und Gefühle, die mich von anderen Menschen unterscheiden? Bisher hat man diese Frage stets ganz selbstverständlich und rückhaltlos mit ja beantwortet. Der Maharischi warnte mich davor, lehnte es aber ab, eine bestimmte Lehre und Methode aufzustellen. Der Inhalt seiner Botschaft lautet: „Frage dich immer wieder: wer bin ich? Zerlege dein Inneres, suche zu finden, wo der Ich-Gedanke entsteht. Laß nicht ab von den Meditationen. Richte dein Augenmerk nach innen. Eines Tages wird der Wirbel der Gedanken sich legen und eine geheimnisvolle Erkenntnis wird in dir aufsteigen. Tu, was diese Erkenntnis dir sagt, höre auf zu denken, dann kommst du bald zum Ziel.“

Jeden Tag kämpfe ich mit meinen Gedanken und bahne

mir Schritt für Schritt den Weg zu den Tiefen meines Seins. In der wohltuenden Nähe des Maharischi werden meine Meditationen und Selbstgespräche immer weniger austrengend. Frohe Erwartung und die Gewißheit, von seiner Hand geführt zu werden, spornen mich zu immer neuen Versuchen an. Es kommen seltsame Stunden, in denen ich mir klar bewußt bin, daß die unsichtbare Kraft des Weisen sich mir unwiderstehlich mitteilt; dann gelingt es mir, noch tiefer in die verborgensten Grenzgebiete des menschlichen Geistes und Gemütes vorzudringen. Der Abend endet damit, daß der Weise, seine Schüler und Besucher, die Halle verlassen, um im Eßsaal zu Abend zu essen. Ich mag ihre Speisen nicht und habe keine Lust, mir selbst etwas zu kochen. Deshalb bleibe ich meist allein und erwarte ihre Rückkehr. Ein einziges Gericht sagt mir wirklich zu: saure Milch. Der Maharischi hat meine Vorliebe dafür bemerkt und schickt abends meistens den Koch mit einer Schale Sauermilch zu mir.

Eine halbe Stunde nach ihrer Rückkehr hüllen sich die Bewohner der Einsiedelei und die für die Nacht dagebliebenen Besucher in Leinentücher und dünne Decken ein und legen sich zum Schlafen auf dem Ziegelboden der Halle nieder. Der Weise benutzt den Divan als Bett. Bevor er sich mit den weißen Leinentüchern zudeckt, reibt ihn sein treuer Diener mit Öl ein.

Ich nehme eine eiserne Laterne in die Hand und gehe allein in meine Hütte. Unzählige Leuchtkäfer schwirren um die Blumen und Pflanzen innerhalb des Compounds. Als ich mich einmal um zwei oder drei Stunden verspäte und die Mitternacht näher rückt, sehe ich zu, wie die Tierchen ihre Lichter auslöschten. Oft sind sie scharenweise in den dichten Büschen und Kaktushecken, an denen vorbei mein Weg zur Hütte führt. Man muß sich hüten, im Dunkeln auf Skorpione oder Schlangen zu treten. Manchmal ist die nach innen ziehende Strömung in mir so stark, daß ich sie nicht unterbrechen kann und möchte; dann achte ich nicht auf das schmale Stückchen

Weg, das von meiner Laterne beschienen wird. Ich betrete die bescheidene Hütte, nachdem ich die schwere Türe aufgeschlossen habe, und mache die Läden vor die glaslosen Fenster, um unerwünschte Tierbesuche fernzuhalten. Mit dem letzten Blick sehe ich eine dichte Palmengruppe, die an der einen Seite meiner kleinen Urwaldlichtung steht. Wie zarte Federn heben sich die Fächer vom silbernen Licht des Mondes ab.

17. Kapitel

VERGESSENE WAHRHEITEN

Eines Nachmittags betritt ein neuer Besucher die Halle. Er sieht sehr vornehm aus und läßt sich unmittelbar vor dem Ruhebett des Maharishi nieder. Er hat eine sehr dunkle Haut, aber feine Gesichtszüge. Er macht keine Anstalten, sich mit einem der Anwesenden zu unterhalten, der Weise hat ihn aber sofort mit einem freundlichen Lächeln begrüßt.

Der Mann macht großen Eindruck auf mich, er sieht aus wie ein Buddhabildnis. Sein Gesicht drückt tiefe innere Ruhe aus. Als unsere Augen sich begegnen, schaut er mich lange an, bis ich, unruhig werdend, den Blick abwende. Während des ganzen Nachmittags spricht er kein Wort.

Am nächsten Tage sehe ich ihn ganz unerwartet unter seltsamen Umständen wieder. Ich verlasse die Halle, um mir in meiner Hütte den Tee zu bereiten. Rajoo macht im Städtchen Einkäufe. Ich öffne die schwere Türe und will gerade über die Schwelle treten, als ich im Innern eine Bewegung bemerke. Irgend etwas bleibt wenige Schritte von meinen Füßen entfernt liegen. Das blitzschnelle Gleiten und ein schwacher Zischlaut sagen mir,

daß eine Schlange in dem Raum ist. Im ersten Augenblick bin ich vor Entsetzen und Todesangst so starr, daß ich nicht weiß, was ich tun soll. Ich lasse das Tier nicht aus den Augen. Meine Nerven sind aufs äußerste angespannt. Schrecken und Ekel ergreifen mich, meine Augen aber sind unbeweglich auf den schönen Kopf des Tieres gerichtet. Die unerwartete Bewegung hat mich außer Fassung gebracht. Das widerliche Reptil sieht mich kaltblütig unverwandten Blickes an, die Kopfhaut über dem faltigen Hals ist aufgeblasen.

Endlich gelingt es mir, mit einem Satz zurückzuspringen. Ich suche nach einem Knüppel, um das Tier totzuschlagen. In diesem Augenblick erscheint der neue Besucher von gestern auf der kleinen Lichtung. Beim Anblick seines ruhigen, nachdenklichen Gesichtes gewinne ich meine Fassung wieder. Er nähert sich der Hütte, sieht mit einem Blick, was geschehen ist, und tritt mit unerschütterlicher Ruhe über die Schwelle. Ich stoße einen Warnungsruf aus, den er aber überhört. Von neuem verliere ich die Nerven. Waffenlos geht er mit vorgestreckten Händen auf die Schlange zu.

Die gespaltene Zunge des Tieres geht in dem aufgerissenen Maul leise hin und her, aber die Schlange greift den Mann nicht an. In diesem Augenblick kommen, durch mein Rufen angelockt, zwei Männer herbeigelaufen, die sich gerade am Teich wuschen. Der fremde Besucher steht jetzt dicht vor der Schlange, die den Kopf vor ihm niederbeugt, während er sie leise streichelt. Der unheildrohende, giftige Fang hört auf, sich zu bewegen. Jetzt kommen die beiden Männer heran. Plötzlich scheint das Tier seine Besinnung wiederzuerlangen, schnellt sich aus der Hütte und schießt in das sichere Buschwerk des Dschungels.

«Eine junge Kobra!» sagt einer der beiden Männer. Er ist einer der reichsten Kaufleute der kleinen Stadt und kommt oft, um den Maharishi zu besuchen oder mit mir zu plaudern.

Ich staune über die Kühnheit des Fremden.

«Das ist der Yogi Ramiah», sagt der Kaufmann, als ich mich nach dem Mann erkundige. «Er ist einer der hervorragendsten Schüler des Maharischi, ein außergewöhnlicher Mensch!»

Es ist unmöglich, mit dem Yogi zu sprechen, da die von ihm geübte strenge Selbstzucht auch die Schweigepflicht einschließt; zudem kommt er aus einer Gegend, in der Telegu gesprochen wird. Er kann so viel Englisch wie ich Telegu, nämlich kein Wort. Man erzählt mir, daß er sich meist von allen übrigen Bewohnern der Einsiedelei absondert und in einer kleinen steinernen Schutzhütte wohnt, die jenseits des Teiches im Schatten riesiger Felsblöcke liegt. Seit zehn Jahren ist er ein eifriger Schüler des Maharischi.

Die zwischen ihm und mir bestehende Kluft wird bald darauf überbrückt. Ich begegne ihm am Teich, als er mit seinem Messingkrug kommt, um Wasser zu schöpfen. Seine geheimnisvolle, aber gütige Erscheinung zieht mich an. Ich habe gerade die Kamera bei mir und bitte ihn durch Gebärden, eine Aufnahme von ihm machen zu dürfen. Er gestattet es mir und geht danach sogar mit mir zu meiner Hütte. Dort treffen wir den alten Bahnhofsvorsteher, der vor der Tür sitzend auf mich wartet. Ich stelle fest, daß der Alte die Telegusprache ebenso gut wie Englisch spricht. Er ist gern bereit, den Dolmetscher abzugeben. Der Yogi schreibt seine Antworten auf ein Blatt Papier. Er ist nicht sehr mitteilksam und läßt sich sichtlich ungern ausfragen, trotzdem gelingt es mir, ihm einige Aussagen über sich selbst zu entlocken.

Ramiah ist noch nicht vierzig Jahre alt. Er besitzt Ländereien im Distrikt Nellore. Er hat der Welt zwar nicht endgültig entsagt, überläßt aber seiner Familie die Verwaltung seines Besitzes, um sich ganz dem Dienst des Yoga widmen zu können. Er hat in Nellore eine Gemeinde von Schülern und besucht einmal im Jahr den Maharischi für zwei bis drei Monate.

Er ist in seiner Jugend lange durch Süd-Indien gereist, um einen großen Yogi zu finden. Er hat mehrere Lehrer

gehabt und außergewöhnliche Fähigkeiten und Kräfte erworben. Die Atem- und Meditationsübungen beherrscht er vollkommen und scheint seine Lehrer überflügelt zu haben, da sie ihm gewisse Fähigkeiten, die er an sich ausgebildet hatte, nicht ausreichend erklären konnten. Deshalb kam er eines Tages zu dem Maharischi, der ihm sofort die richtige Erklärung gab und ihm von nun an weiterhalf.

Der Yogi Ramiah schreibt, daß er für zwei Monate hierher gekommen ist und seinen Diener mitgebracht hat. Er freut sich, einen Westländer kennenzulernen, der sich zu den uralten Weisheiten des Ostens hingezogen fühlt. Ich zeige ihm eine gebildete englische Zeitschrift, und er macht über eine der Abbildungen folgende Bemerkung:

«Wenn Ihre westlichen Weisen davon ablassen werden, Lokomotiven zu erfinden, von denen die eine schneller läuft als die andere, und in ihr eigenes Ich schauen lernen, wird Ihr Volk vielleicht mehr wahres Glück finden. Oder wird Ihr Volk zufriedener, wenn wieder etwas Neues erfunden wird, womit die Menschen noch schneller reisen können?»

Ehe er geht, erwähne ich das gestrige Erlebnis mit der jungen Kobra. Lächelnd kritzelt er die Antwort aufs Papier:

«Was habe ich zu fürchten? Ich ging zu ihr ohne Haß, mit nichts als Liebe zur Kreatur im Herzen.»

Ich glaube, daß hinter diesen etwas sentimental Worten mehr liegt, als man zunächst vermutet, lasse ihn aber zu seiner einsamen Behausung jenseits des Teiches gehen, ohne ihn weiter mit Fragen zu belästigen.

Im Laufe der folgenden Wochen lerne ich Ramiah besser kennen. Wir treffen uns oft auf der kleinen Lichtung vor meiner Hütte, am Teich oder vor seiner Behausung. Seine Anschauungen haben für mich etwas Verwandtes. Die Stille, die seine großen, dunklen Augen ausstrahlen, zieht mich zu ihm hin. Wir schließen eine enge, stumme Freundschaft, die ihren Höhepunkt eines Tages findet, als er mir seinen Segen erteilt, indem er mir über den

Kopf streicht und dann meine beiden Hände ergreift. Während unserer Bekanntschaft gibt er nur wenige, mit Bleistift niedergeschriebene Worte von sich, die der Alte mir übersetzt. Zwischen uns aber besteht ein festeres Band als die Sprache. Manchmal mache ich mit ihm kurze Spaziergänge durch den Dschungel, dann wieder erklettern wir den rauhen, felsigen Gipfel des Berges. Immer muß ich mit Bewunderung seine edle, würdevolle Gestalt anblicken.

Bald offenbart er mir auch seine außerordentlichen Kräfte. Eines Tages bekomme ich einen Brief mit sehr schlechten Nachrichten: mein Geld geht auf einmal zu Ende, und mein Aufenthalt in Indien muß deshalb bald abgebrochen werden. Selbstverständlich dürfte ich ohne weiteres die Gastfreundschaft der Einsiedelei in Anspruch nehmen, möchte das aber den Schülern nicht zumuten, es geht mir gegen den Strich.

Diese Nachricht wäre eigentlich der gegebene Anlaß, die durch geistige Schulung erworbenen Fähigkeiten nun anzuwenden. Ich bin wie vor den Kopf gestoßen.

Die innere Beziehung zwischen dem Maharishi und mir will sich heute gar nicht bilden, deshalb verlasse ich die Einsiedelei heute früher als sonst. Den ganzen Tag über wandere ich ruhelos umher. Müde an Leib und Seele werfe ich mich auf den Boden meiner Hütte nieder. Ich muß in tiefe Träume versunken sein, denn plötzlich fahre ich hoch: es hat leise geklopft. Langsam geht die Tür auf, und zu meiner Überraschung tritt Ramiah ein.

Ich stehe sofort auf. Er hockt sich nieder, ich setze mich ihm gegenüber. Er sieht mich aufmerksam mit einem fragenden Ausdruck in den Augen an. Ich bin allein mit einem Menschen, dessen Sprache ich nicht verstehe, der selbst aber kein Wort Englisch spricht. Eine merkwürdige innere Nötigung befiehlt mir, ihn anzureden in meiner Sprache, die ihm doch so fremd ist. Ich bin aber so verstiegen, anzunehmen, daß er meine Gedanken errät. Mit wenigen, abgerissenen Sätzen deute ich ihm

meine schwierige Lage an. Dazu drücke ich durch Gebärden meine Machtlosigkeit und Verzweiflung aus.

Ramiah hört still zu. Als ich zu sprechen aufhöre, nickt er ernst und verstehend. Dann steht er auf und fordert mich durch eine Handbewegung auf, mit ihm ins Freie zu kommen. Unser Weg führt durch den schattigen Dschungel, bald stehen wir auf einer sandigen, freien Fläche in der grellen Nachmittagssonne. Dann gehe ich wieder eine halbe Stunde hinter ihm her, flüchte mich aber endlich in den Schatten eines heiligen Feigenbaumes, um meinen erhitzten Körper abzukühlen. Nach kurzer Pause gehen wir weiter durch dichtes Gestrüpp und steigen dann hinab an das Ufer eines großen Sees. Ramiah scheint den Weg zu kennen. Unsere Füße sinken tief im weichen Ufersand ein. Wir gehen zu einer stillen Bucht, auf der bunte Lotusblumen schwimmen. Der Yogi setzt sich in den Schatten einer niedrigen, tief herabhängenden Palmyra, die wie ein grüner Schirm über uns steht. Ich lasse mich im Sande neben ihm nieder. Es ist, als seien wir allein auf der ganzen Welt. Eine kahle, menschenleere Landschaft breitet sich vor unseren Blicken aus und verliert sich in der Ferne im dichten Urwald.

Ramiah kreuzt die Beine und schiebt die Füße unter das Gesäß, er sitzt in der Meditationsstellung. Er winkt mich mit dem Finger näher zu sich heran. Dann wendet er sein sanftes Gesicht der stillen Wasserfläche zu und versinkt in tiefe innere Schau.

Die Minuten schleichen dahin. Ramiah bleibt unbeweglich, sein Gesicht ist so ruhig wie der See. Seine Gestalt fügt sich der Landschaft ein wie ein Baum, den kein Lüftchen bewegt. Eine halbe Stunde vergeht. Sehr still sitzt der fremdartige Mann unter dem Baum in tiefe Meditationen versunken. Auf seinem Antlitz liegt ein noch größerer Friede als sonst. Seine starren Augen sind leer, – oder sind sie in die Ferne gerichtet? Ich weiß es nicht. Bald fühle ich, daß die stille Umgebung und die Ruhe meines Gefährten auf mich zu wirken begin-

nen. Zart, kaum merklich und doch zwingend teilt sich die Stille meiner Seele mit. Ich weiß jetzt, daß ich meine Not überwinden kann, und das wollte mir zuerst doch gar nicht gelingen! Der Yogi hilft mir auf geheimnisvolle Weise. Er atmet kaum und ist ganz entrückt.

Bald ist es Abend. Die Hitze ist weniger drückend, der heiße Sand kühlt sich langsam ab. Ich verspüre ein tiefes Glücksgefühl über den herrlichen Frieden, der mich sacht einhüllt. Das wechselvolle Auf und Ab meines äußeren Lebens rückt mir ferne, ich erlebe die göttliche Tiefe in mir. Ich erkenne jetzt mit großer Klarheit, daß man alle Trübsal vergessen kann, wenn man Einkehr hält in sich; daß es töricht ist, an schwankenden Hoffnungen und am Streben nach weltlichen Dingen festzuhalten, wenn der göttliche Schutz winkt. Ich weiß jetzt, warum der weise Galiläer seinen Jüngern sagte, daß sie an das Morgen nicht denken sollten, da eine höhere Macht für sie denke. Wer dem prophetischen Wesen in sich selbst vertraut, kann ohne Furcht und ohne zu straucheln unser ruheloses Leben leben. Ich fühle, daß ich dem Ur-Sinn des Lebens nahe bin, wo keine Sorgen mehr sind. Die Last, die mich so schwer bedrückte, wird jetzt leichter.

Ich habe während dieser schönen Stunden jedes Zeitgefühl verloren. Ich könnte aber das Geheimnis dieses göttlichen In-Sich-Ruhens nicht erklären. Schnell sinkt die Dämmerung nieder. Ganz ferne entsinne ich mich jetzt, daß die Nacht in den Tropen überraschend schnell hereinbricht, aber das berührt mich jetzt nicht. Ich fühle mich sicher an der Seite dieses wundervollen Mannes, der mir mein höchstes Gut wiedergegeben hat: innere Heiterkeit und Ruhe.

Endlich berührt er leise meinen Arm. Es ist Nacht, wir müssen gehen. Hand in Hand wandern wir ohne Licht durch eine Landschaft ohne Weg und Steg nach Hause, geführt von dem fast unheimlichen Ortssinn des Yogi. Zu jeder anderen Zeit würde ich mich jetzt fürchten, denn ich habe es selbst erlebt, daß der nächtliche Dschun-

gel wimmelt von unsichtbaren Tieren, die den Menschen zu umstreichen scheinen. Auch jetzt muß ich kurz an den Hund Jackie denken, der mich oft auf meinen Spaziergängen begleitet und mir bei den Mahlzeiten in der Hütte Gesellschaft leistet. Er hat am Hals zwei Narben, die von den Bissen eines Tschita, eines Jagdleoparden, herrühren. Sein Bruder wurde sogar von einem Tschita geraubt. Vielleicht sehe auch ich gleich die jadegrünen Augen eines hungrigen Leoparden durch das Dunkel schimmern, oder ich trete mit der Sandale auf eine Kobra oder einen Skorpion. Sofort fühle ich mich beschämt angesichts der Furchtlosigkeit des Yogi und überlasse mich willenlos seinem sicheren Geleit.

Am anderen Morgen scheint die Sonne wieder, diesmal auch in meinem Herzen.

★

Ich kann nun nicht länger verweilen bei der Schilderung des Lebens, das ich hier führe, oder der Unterhaltungen, die ich mit dem Maharishi habe. Ich muß meinen Bericht schließen.

Der Weise ist der letzte große Seher, der aus vergangenen Zeiten stammt, als die Entdeckung und Erforschung der Seele und ihrer Wahrheiten ebenso hoch gewertet wurde wie heute die Entdeckung einer Goldmine. Leise dämmert mir die Erkenntnis, daß ich in diesem stillen, dunklen Winkel Süd-Indiens wirklich einem der allerletzten geistigen Übermenschen begegnet bin. Dieser lebende Weise gemahnt mich an die sagenhaften Gestalten der alten Rischis. Man fühlt aber, daß einem die schönsten Seiten dieser Seele verschlossen bleiben, letzte Erkenntnisse behält er für sich. Manchmal ist er fern und abwesend, dann wieder fühlt man sich stark angezogen von seiner segenspendenden inneren Schönheit. Ich unterwerfe mich ganz seiner rätselvollen Persönlichkeit. Ich liebe die schlichte Bescheidenheit seines Auftretens, hinter der wahre Größe verborgen ist. Er maßt sich keine okkulten Kräfte an, kein hierophantisches

Wissen, um dadurch eine billige Wirkung auf seine Landsleute zu erzielen, die das Geheimnisvolle so sehr lieben. Es liegt ihm nicht, sich mit einem Nimbus zu umgeben, deshalb widersetzt er sich auch allen Versuchen, ihn zu seinen Lebzeiten heilig zu sprechen.

Menschen wie der Maharischi sind eine Bestätigung der nie aufgehenden Beziehung zum Göttlichen, das für uns so schwer erreichbar ist. Ein Weiser wie er einer ist, kommt dann und wann zu uns auf die Erde, um uns Offenbarungen zu machen, und nicht, um mit uns über religiöse Fragen zu streiten. Seine Weisheiten machen tiefen Eindruck auf mich, zumal seine Haltung und seine Methode, wenn man sie richtig versteht, auf ihre Art wissenschaftlich zu nennen sind. Er erzählt uns nichts von übernatürlichen Kräften und fordert keinen blinden Glauben. Nur selten hört man ihn das Wort Gott aussprechen. Er hat es nicht nötig, Hexerei zu treiben, die so oft zum Verderben führt. Er empfiehlt lediglich die Selbstanalyse, die man ohne Rücksicht auf alte oder neue Philosophien oder Glaubensbekenntnisse anwenden kann und die dem Menschen das wahre Verständnis für sich selbst gibt.

Ich folge dem von ihm gewiesenen Weg, um zum Wesentlichen in mir vorzudringen. Immer wieder darf ich dann verspüren, daß von dem Maharischi ein Strom in mich hinüberfließt, obwohl keine Worte zwischen uns gewechselt werden.

Meine bevorstehende Abreise wirft bereits ihre Schatten voraus, ich ziehe meinen Aufenthalt jedoch in die Länge. Schließlich aber macht mir mein Körper einen Strich durch die Rechnung, und ich muß den Tag meiner Abreise unwiderruflich festsetzen. Die seelischen Spannungen, die mich hierher brachten, haben mir inzwischen genügend Kraft verliehen, um die Leiden eines kranken, müden Körpers und eines erschöpften Hirns auszuhalten und in dieser stillen, heißen Luft leben zu können. Die Natur aber läßt sich auf die Dauer nicht unterdrücken, und der völlige körperliche Zusammenbruch steht

mir drohend bevor. Mein Geist ist dem Höhepunkt seiner Entwicklung nahe, während mein Körper sich so schlecht befindet wie noch nie zuvor. Wenige Stunden, bevor mich mein innerer Zusammenhang mit dem Maharischi die schönste und erhabenste innere Schau meines Lebens genießen läßt, beginne ich abwechselnd zu frieren und heftig zu schwitzen. Das Fieber ist also im Anzug.

Eilig gehe ich vom Tempel, wo ich mir einige der Heiligtümer angesehen habe, heimwärts in die Einsiedelei. Als ich die Halle betrete, ist die abendliche Meditationsstunde schon halb verstrichen. Leise lasse ich mich zu Boden gleiten und nehme die Meditationsstellung ein. In wenigen Sekunden habe ich mich in der Gewalt und fasse meine schweifenden Gedanken zusammen. Ich schließe die Augen, mein Bewußtsein kehrt sich nach innen.

Die Gestalt des sitzenden Maharischi schwebt vor meinem inneren Blick. Seinem mir oft erteilten Rat folgend, suche ich das, was hinter diesem Bilde liegt, zu sehen: das Gestaltlose, sein wahres Wesen, seine innerste Natur, seine Seele. Zu meiner großen Überraschung gelingt mir das heute abend sofort. Das Bild des Maharischi verschwimmt langsam, und ich befinde mich seinem eigentlichen Wesen gegenüber.

Die marternden Gedanken, die mich früher während der Meditation nicht verließen, haben letzthin aufgehört. Schon oft habe ich meine körperlichen und seelischen Empfindungen befragt, bin durch sie aber nicht gefördert worden und habe sie beiseite liegen lassen. Danach habe ich mich bemüht, den innersten Kern meines Bewußtseins herauszuschälen, um an den Ursprung des Lebens zu gelangen. Dabei erlebe ich einen erhabenen Augenblick. Die vertraute Welt der Erscheinungen beginnt zu verblassen, es wird stille in mir, der Geist hat sich in sich selbst zurückgezogen. Das Nichts, die Leere, hüllt mich für kurze Zeit ganz ein. Ich muß mich dabei bemühen, diese äußerste Konzentration durch nichts unterbrechen zu lassen. Wie schwer ist es, das weltliche Dasein hinter sich zu lassen und den Geist, unabgelenkt und

messerscharf, noch tiefer nach innen vorstoßen zu lassen! Heute erreiche ich diesen Punkt ganz mühelos, heute stören mich auch nicht wie sonst ganze Ketten von Gedanken, die ich immer erst zerreißen mußte. Etwas Neues beginnt mein Wesen mit dynamischer Kraft in Schwingung zu versetzen und führt mich mit schwindelnder Eile in die Tiefen meines Seins. Auf diese große Anspannung folgt ein friedliches, glückliches Wohlgefühl.

Dann kommt die nächste Stufe: ich bin von meinem Intellekt getrennt, er denkt außerhalb von mir, wobei eine innere Stimme mir zuflüstert, daß er ja nur ein Werkzeug ist. Ich empfinde dies alles mit einem fast überirdischen Gefühl des Losgelöstseins. Dem Denken, das bisher mein Stolz war, möchte ich jetzt entinnen können, denn ich erkenne mit erschütternder Klarheit, daß es mich bis heute gefangen gehalten hat, ohne daß ich es wußte. Ich habe den plötzlichen Wunsch, außerhalb des Intellektes ganz einfach zu ‚sein‘. Ich möchte tiefer dringen, als die Gedanken es können. Ich will endlich der Fesseln des Denkens ledig sein.

Es ist merkwürdig, losgelöst vom eigenem Verstand zu sein und ihn von weitem zu beobachten, als gehöre er einem fremden Menschen, zu sehen, wie die Gedanken geboren werden und sterben. Noch merkwürdiger aber ist die Gewißheit, daß man eindringen darf in die geheimsten Gebiete der Seele. Ahnungsvolle Vorfreude ergreift mich.

Wie aber löst man sich aus den uralten Banden des Verstandes? Mir fällt ein, daß der Maharishi mir riet, das Denken nie ganz abzustellen. Immer wieder hat er gesagt: ‚Verfolge den Gedanken bis an seinen Ursprung, suche dein wahres Selbst zu enthüllen, dann wird dein Denken von selbst stiller werden!‘ Ich fühle jetzt, daß ich am Ursprung der Gedanken angelangt bin, ich darf mich deshalb jetzt ein wenig entspannen und darf mich willenlos weitertragen lassen, muß aber das Ziel im Auge behalten wie die Schlange ihre sichere Beute.

Dieser Zustand hält an, bis ich erkenne, daß der Weise

recht hat: die Wogen der Gedanken glätten sich, das logische Bewußtsein verwischt sich. Noch nie war mir so zumute wie jetzt. Die Zeit verflüchtigt sich, tiefer und tiefer dringe ich in das unbekante Reich meines Innern vor. Meine körperlichen Empfindungen sind ausgeschaltet, ich habe jede Erinnerung an meinen Körper verloren. Ich bin mir bewußt, daß ich bald jenseits alles Dinglichen unmittelbar am Urquell der Lebensgeheimnisse stehen werde.

Nun kommt es! Das Denken verlischt wie ein Licht. Der Intellekt zieht sich zurück, und das Bewußtsein arbeitet unbehindert durch das Denken. Ich sehe jetzt, was ich längst ahnte und was der Maharishi mir immer wieder bestätigte: der Geist hat seinen Ursprung im Transzendenten. Der Verstand ist jetzt ganz ausgeschaltet, wie es im tiefen Schlaf zu sein pflegt, und doch ist mein Bewußtsein nicht verschleiert. Ich bin ganz ruhig, ich weiß, wer ich bin und was mit mir geschieht. Das Wissen um mich ist aber herausgelöst aus der engen Umgrenzung der eigenen Persönlichkeit, es hat sich verwandelt in ein erhabenes All-Wissen. Das Ich ist noch da, aber verwandelt, strahlender, vertiefter. Ich bin herausgewachsen über das kleine Ich, ein anderes, göttlicheres Wesen wird in mir geboren. Das Gefühl absoluter innerer Freiheit beseelt mich. Ich werde erlöst von der Last der Gedanken, die wie ein Weberschiffchen unaufhörlich hin und her gehen. Mir ist, als träte ich aus einem Gefäßnis hinaus ins Freie.

Ich habe alle Gedanken an die Welt, die mich bis jetzt beherbergt hat, hinter mir gelassen, ich bin in strahlendes Licht getaucht. Mehr fühlend als wissend bin ich am Urgrund alles Seins angelangt, am Urstoff, aus dem die Welten gemacht werden. Unendlich weit reicht dies All, weit ins Unendliche hinein, und ist mir doch so gegenwärtig.

Mein Ich, das neue Ich, ruht im Schoß der heiligen Seligkeit. Ich habe den Becher Lethe getrunken, und alle bitteren Erinnerungen, alle ängstlichen Sorgen um die Zu-

Zunft sind vergangen. Ich habe die göttliche Freiheit und damit eine fast unbeschreibliche Wonne erlangt. Ich möchte die ganze Schöpfung umarmen, ich begreife, daß alles wissen nicht nur alles verstehen, sondern auch alles lieben heißt. Mein entzücktes Herz ist wie neu geboren. Das, was ich weiterhin empfinden durfte, ist fast zu tief, zu fein, zu unaussprechlich, als daß ich es niederschreiben könnte. Ich will aber versuchen, die erhabenen Wahrheiten, die ich erkannte, in unsere irdische Sprache zu übertragen. Vielleicht ist mein Bemühen nicht vergebens. Ich will ein Erinnerungsmal aufrichten für das, was ich erschaute in der unendlichen wegelosen Weite, die sich jenseits des menschlichen Geistes ausdehnt.

★

In vergangenen Zeiten hat der Mensch einen Untertaneneid geleistet und ist in himmlischer Erhabenheit im Kreise der Götter gewandelt. Wenn ihn auch heute die geschäftige Welt ganz für sich fordert, und er ihr sich ausliefern muß, so gibt es doch einige Menschen, die diesen Eid nicht vergessen haben. Jeder Mensch wird daran erinnert werden, wenn seine Zeit reif ist.

Das Unvergängliche ruht im Menschen. Er vernachlässigt fast stets sein wahres Selbst, dessen strahlende Größe aber durch die tiefste Mißachtung nicht verdunkelt werden kann. Er mag es vergessen und ganz in der Welt der Sinne aufgehen. Eines Tages aber wird es die Hand nach ihm ausstrecken und ihn berühren, und er wird sich erinnern, wer er ist, und wird seine Seele wiederfinden.

Der Mensch ist sich seines eigenen Wertes nicht bewußt, weil er den Sinn für das Göttliche verloren hat. Deshalb handelt er meist nach dem Urteil der anderen Menschen und könnte doch die schönste Gewißheit und Sicherheit in den Tiefen seines Wesens finden. Der Blick der Sphinx ist nicht auf unsere Erde gerichtet; ihr stetiger Blick geht nach innen, und das Geheimnis ihres unergründlichen Lächelns ist das Wissen um das Selbst.

Wer in sein Inneres schaut und dort nur Unzufriedenheit, Schwachheit, Dunkel und Furcht erblickt, braucht nicht höhnisch zu lächeln. Er soll noch viel tiefer in sich gehen, bis er, wenn sein Herz ruhig wird, eine hauchzarte Regung tief drinnen verspürt. Solche schwachen Anzeichen soll er hegen und pflegen, sie werden Leben erlangen, und erhabene Gedanken werden wie wandernde Engel die Schwelle seines Bewußtseins überschreiten. Sie sind aber nur Vorläufer. Bald erschallt in ihm eine Stimme, und es ruft ihn das verborgene, geheimnisvolle Wesen, das in seiner Mitte ruht: sein vergessenes Selbst.

Die göttliche Natur offenbart sich stets von neuem in jedem Menschenleben. Wenn der Mensch aber achtlos daran vorübergeht, ist diese Offenbarung wie ein Samenkorn auf steinigem Grund. Niemand ist ausgeschlossen von diesem göttlichen Bewußtsein, es ist der Mensch selbst, der sich davon ausschließt. Die Menschen versuchen auf logische oder auf laute Weise die Geheimnisse des Lebens zu ergründen, um die der Vogel auf dem Baum oder das Kind an der Hand der Mutter schon längst wissen. Das Lebendige, das dich gebar, ist größer und edler, als du dir träumen kannst. Glaube an seine Liebe zu dir und gehorche seinen Eingebungen.

Wer da glaubt, seinen irdischen Lüsten allein leben zu können, und sich nicht Rechenschaft ablegt über sich selbst, würdigt sein Leben zu einem hohlen Nichts herab. Wer gegen seinen Nächsten oder gegen sich selbst sündigt, verurteilt sich selbst. Er kann seine Sünden vor den Augen der Welt verbergen, nicht aber vor den Göttern. Noch immer herrscht eine unwandelbare Gerechtigkeit in der Welt, mag sie oft auch nur in der Stille und außerhalb der Gerichtshöfe wirken. Wer sich der irdischen Gerechtigkeit entzieht, entgeht doch nicht dem gerechten Urteilspruch der Götter.

Wer durch das irdische Jammertal gewandert ist und im Schatten der Not gelebt hat, wer die Tränen kennt, wird bereitwilliger die Wahrheiten annehmen, die das Leben ihm schweigend anbietet. Wer sich nicht dazu verleiten

läßt, sich durch die lichtereren Tage täuschen zu lassen, wird auch an dunklen Tagen weniger leiden. Des Lebens ungemischte Freude wird keinem Irdischen zuteil! Keiner darf stolz und groß einhergehen, es sei denn, er wolle seine Seele in Gefahr bringen. Demütig müssen wir antreten vor den Göttern, die in wenigen Tagen nehmen können, was in Jahren erworben wurde. Der Kreis schließt sich immer wieder, nur der Gedankenlose wird das übersehen. Auch im Weltenraum folgt für den Planeten auf die Sonnennähe die Sonnenferne. Im Leben und im Schicksal des Menschen folgt dem Reichtum die Armut, so wie die Ebbe der Flut folgt; die Gesundheit ist ein unsteter Gast, und die Liebe kommt und geht wieder fort. Wenn die Nacht der Trübsal aber vergangen ist, zieht der Morgen einer neuen Weisheit strahlend herauf. Dieser unsterbliche Zufluchtsort, der unbemerkt im Innern des Menschen bereitet ist, muß wieder das werden, was er einst war: der letzte Trost. Wird er das nicht, dann werden den Menschen Leid und Mißgeschick sein Leben lang verfolgen und ihn endlich doch dahin treiben.

Die Menschheit fühlt sich sicher und behütet, wenn der herrlich leuchtende Mantel Gottes sie umhüllt. Wer nicht nach innerer Helligkeit strebt, den bringen die besten Erfindungen und Einfälle keinen Schritt weiter, und alles, was ihn an die Welt der Erscheinungen fesselt, ballt sich zu immer neuen Knoten, die er immer von neuem lösen muß. Er ist untrennbar verbunden mit dem, woher er kam, stets ist er dem Göttlichen in sich nahe und geht seiner nicht verlustig. Dies darf er nicht außer acht lassen, sondern er muß sich und seine irdischen Nöte der nie versagenden Fürsorge seines besseren Selbst überlassen, dann wird er nie verlassen sein. Das muß er tun, wenn er in Frieden leben und furchtlos und würdig sterben will.

Wer sein wahres Selbst geschaut hat, wird nie hassen. Es gibt keine größere Sünde als den Haß, keine größere Sünde als das Blutvergießen, das sich wider die kehrt,

die es verschuldet haben. Ungesehen wachen die Götter über die Missetaten der Menschen, niemand entgeht ihrem Blick. Sie sehen den Jammer der Welt zu ihren Füßen. Aber der Friede winkt allen Menschen. Müde, sorgenvoll und von Zweifeln geplagt, taumeln die Menschen durch die dunklen Gassen des Lebens, aber der Boden vor ihren Füßen wird von einem strahlenden Schein erhellt. Der Haß wird die Welt verlassen, wenn der Mensch es gelernt haben wird, das Gesicht seines Nächsten zu erkennen, – nicht sein Alltagsgesicht, sondern sein inneres, göttliches Antlitz. Er muß es lernen, seinen Mitmenschen die Achtung entgegenzubringen, die ihnen gebührt, denn sie sind Wesen, in deren Herzen die Macht verborgen ist, die wir Gott nennen.

Alles Große und Schöne in Natur und Kunst ist ein Spiegel der menschlichen Seele. Wo der Priester versagt, tritt der Künstler auf den Plan und offenbart den Menschen ihre Seele. Wer es je erlebte, daß die Schönheit ihm einen Blick in die Ewigkeit gewährte, soll sich abkehren von der Welt, wenn ihr Treiben ihn müde gemacht hat, und soll das Heiligtum in sich selbst suchen. Dorthin soll er sich wenden, wenn er der Stille, der Kraft und des Lichtes bedarf; er soll wissen, daß er nur in sein wahres Selbst zu schauen braucht, um Trost und Erbarmen zu finden. Die irdischen Sehnsüchte und Hoffnungen eines Menschen werden stiller mit den Jahren. Die Sehnsucht nach dem Unvergänglichen aber, nach vollkommener Liebe und ewigem Glück, wird einst erfüllt werden.

Die Welt sucht nach den Weisheiten der Propheten und verneigt sich vor dem Wissen vergangener Zeiten. Wenn aber dem Menschen sein eigenes göttliches Wesen offenbart wird, ist er überwältigt. Alles, was man Gutes denken und fühlen kann, bietet sich ihm nun von selbst. In der klösterlichen Stille seines Geistes erstehen vor seinen Augen Dinge, die nicht weniger heilig sind als die Offenbarungen der alten Seher, die ihrem Volk seinen göttlichen Ursprung verkündeten.

Die ernste Größe der uralten Wahrheiten ist nicht mit

Staub bedeckt, obwohl sie von allem Anfang an in der Welt sind. Jedes Volk der Erde hat Offenbarungen empfangen über jene tiefen Dinge, die allen Menschen gewiß sind. Wer bereit ist, sie anzuerkennen, darf sie nicht mit dem Verstand allein suchen, bis sie wie Sterne in ihm aufleuchten, er muß sie sich mit dem Herzen zu eigen machen. Dann werden sie all seinem Tun göttlichen Inhalt geben.

★

Eine Gewalt, gegen die ich machtlos bin, zieht mich wieder zur Erde nieder. Ganz allmählich erkenne ich, wo ich bin. Ich sitze in der Halle des Maharischi, sie scheint leer zu sein. Meine umherschweifenden Augen fallen auf die Uhr der Einsiedelei: es ist die Stunde der Abendmahlzeit, alles ist im Speisesaal versammelt. Ich merke, daß jemand zu meiner Linken sitzt. Es ist der alte Bahnhofsvorsteher, der dicht neben mir hockt und mich mit gütigen Augen ansieht.

«Sie waren fast zwei Stunden in den heiligen Dämmer-schlaf versunken», sagt er. Sein altes, faltiges Gesicht, dem man die Sorgen eines langen Lebens ansieht, wird jetzt von einem Lächeln erhellt. Er scheint sich an meinem Glück mit zu freuen.

Ich will etwas antworten, merke aber zu meiner Überraschung, daß ich die Sprache verloren habe. Es dauert eine Viertelstunde, bis ich sie wiedergewinne.

«Der Maharischi hat Sie während der ganzen Zeit bewacht. Ich glaube, er hat Ihre Gedanken geleitet.»

Der Weise kehrt jetzt in die Halle zurück. Alles nimmt für die kurze Zeit vor dem Schlafengehen noch einmal die gewohnte Meditationsstellung ein. Der Maharischi setzt sich mit gekreuzten Beinen auf sein Ruhebett. Den rechten Ellbogen stützt er auf den rechten Oberschenkel, hält das Kinn mit der Hand, wobei zwei Finger auf seiner Wange liegen. Unsere Blicke begegnen sich, er sieht mich aufmerksam an.

Als der Diener die Lampendochte für die Nacht kleiner

dreht, fällt mir wieder der seltsame Glanz in den stillen Augen des Weisen auf. Wie Sterne leuchten sie im Dämmerlicht der Halle. Noch nie sah ich Augen wie die des letzten indischen Rishi. Wenn die Augen der Spiegel der menschlichen Seele sind, dann sind es die Augen des Maharischi ganz gewiß.

In sanften Windungen steigt der Rauch der duftenden Räucherkerzen an die Decke. Ich sehe durch den bläulichen Nebel hindurch in die unbeweglichen, weit geöffneten Augen des Weisen. Vierzig Minuten verstreichen. Ich sage nichts zu ihm, er nichts zu mir. Wir verstehen einander besser ohne Worte in dieser unendlichen Stille, unsere Seelen haben die gleichen Schwingungen, und seine Augen vermitteln mir eine wortlose Botschaft. Jetzt, da ich einen so unvergeßlich tiefen Blick in mein Inneres getan habe, ist meine Seele für immer mit der seinigen verbunden.

★

Zwei Tage kämpfe ich gegen das stärker werdende Fieber, und es gelingt mir, es in Schach zu halten. Eines Nachmittags besucht mich der alte Mann in meiner Hütte.

«Ihre Tage bei uns sind gezählt, Bruder», meint er traurig. «Werden Sie wiederkommen?»

«Sicherlich!» antworte ich voller Vertrauen.

Als er fortgeht, stehe ich noch eine Weile in der Türe meiner Hütte und schaue auf den Berg des Heiligen Feuers. Arunachala, der heilige rote Berg, so nennt ihn das Volk hierzulande. Er ist der farbige Hintergrund, von dem mein Leben hier sich abhebt. Wenn ich den Blick erhebe, mag ich nun essen, gehen, sprechen oder nach innen schauen, – stets ist er da, man kann ihn nicht übersehen. Er hat mich verzaubert. Eine Sage erzählt, daß der Berg hohl ist und daß in seinem Inneren Wesen wohnen, die den Sterblichen unsichtbar sind. Dies rauhe Stück Natur mit den steil abfallenden roten Felsen und den übereinander geschobenen Steinbrocken glänzt tief-

rot in der Sonne. Der Berg scheint eine Persönlichkeit zu haben, die mir Ehrfurcht gebietet.

Bei Einbruch der Dunkelheit nehme ich von allen Abschied, nur von dem Maharishi nicht. Ich bin innerlich ruhig und zufrieden, denn ich habe den Kampf um meine innere Sicherheit beendet. Ich habe gesiegt, ohne die zärtlich geliebte Vernunft einem blinden Glauben opfern zu müssen. Als aber der Maharishi ein wenig später mit mir in den Hof kommt, verläßt mich auf einmal das Gefühl der Zufriedenheit. Dieser Mann hat mich ganz in seinen Bann gezogen, es tut mir bitter weh, von ihm fortzugehen. Die Ketten, mit denen er mich an seine Seele geschmiedet hat, sind härter als Stahl, und er hat doch weiter nichts getan als einem Menschen das eigene Innere wiederzugeben, ihn zu befreien, nicht zu versklaven.

Ich ziehe den Abschied in die Länge. Ich kann das, was mich bewegt, nicht in Worte kleiden. Der blauschwarze Himmel hängt tief über uns, besät mit unzähligen Sternen. Die silberne Scheibe des Mondes zieht herauf. Leuchtkäfer schwirren im Garten der Einsiedelei, schwarz stehen die Palmen gegen das helle Licht des Mondes.

Meine Verwandlung ist vollzogen. Ich weiß, daß ich hierher zurückkehren werde. Ich hebe die zusammengelegten Hände zum Gruß an die Stirn und stammele ein leises Lebewohl. Der Weise sieht mich lächelnd und wortlos an. Noch einen letzten Blick werfe ich auf den Maharishi, sehe noch einmal seine hochgewachsene, kupferbraune Gestalt mit den leuchtenden Augen im trüben Lampenschein stehen. Noch einmal grüße ich. Er winkt leicht mit der Hand. Wir haben Abschied genommen.

Ich besteige den wartenden Ochsenkarren. Der Treiber fährt mit der Peitsche durch die Luft, die gehorsamen Tiere setzen sich in Bewegung. Im Schritt verlassen sie den Hof der Einsiedelei, biegen ein in den holperigen Weg und fahren mich dann in frischem Trab in die jasminduftende Nacht.

LEBENS DATEN DES VERFASSERS

Paul Brunton, der Verfasser dieses Buches, war früher Herausgeber verschiedener Zeitschriften in London. Vor einigen Jahren gab er jedoch seine journalistische Laufbahn auf, um die Wahrheit über die Gedanken und Praktiken der indischen Fakire, Yogis und Weisen zu ergründen. Auf ausgedehnten Reisen in Afrika und Asien gelang es ihm, viele ihrer Geheimnisse zu erkennen und Zeuge außerordentlicher Proben ihres Könnens zu sein. Durch den langen Aufenthalt in den Tropen erkrankte Brunton und mußte nach Europa zurückkehren. Hier schrieb er sein Indien-Buch, das innerhalb weniger Tage neu aufgelegt werden mußte.

Paul Brunton kehrte wieder nach dem Osten zurück und durchreiste ganz Indien bis zur Grenze Tibets, um seine Untersuchungen zu vervollständigen. Jetzt lebt er bei seinem geistigen Meister, dem Maharishi (d. h. Großer Seher oder Weiser) in Süd-Indien. Hier führt er in primitivster Einfachheit ein für einen Europäer seltsames Dasein. Er studiert alte dravidische Manuskripte und Bücher, die dem Abendland noch unbekannt sind, und arbeitet an seinen eigenen umfangreichen Niederschriften; und dann verbringt er die Hälfte des Tages in der Dschungel-Einsiedelei seines Meisters mit psychologischen Untersuchungen und geistigen Übungen. Er wohnt in einer im nahen Dorf gelegenen Hütte, die im Schatten eines gewaltigen, alten Tempels liegt und eine Pilgerstätte für Eingeborene aus ganz Indien geworden ist, die den «Weißen Yogi», wie sie ihn nennen, sehen möchten.

Bruntons Ziel ist, zu entdecken, was an der alten Wissenschaft des Ostens grundlegend wahr ist, diese Wahrheit von allem Aberglauben und vom Religiösen zu trennen und dann mit der wissenschaftlichen Erkenntnis des Westens zu vereinen.

1665/15

... eine hervorragend geschriebene Sammlung von Lebens- und Charakterschilderungen indischer Weisen, die zum Teil erstaunliche, kaum glanblische Daten enthält — bis sich zum Schluß dann die endliche «Bekehrung» des Autors ereignet, die dahin führt, daß er sich für immer in die Nähe des Meisters begibt und selbst ein Yogi wird. Dies gibt dem Buch seinen Wert.

Frankfurter Allgemeine

Brunton ging dem Phänomen Indien auf den Grund, und dieser Wesensgrund ist geistiger Natur. Das aber will heißen, daß jeder Europäer, der das moderne Indien, seine politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Formen verstehen will, den Weg über den Geist dieses Landes gehen muß. Indischen Geist atmet dieses Buch, das nicht über, sondern aus Indien heraus geschrieben wurde.

Internationaler Jugendpressediens / Mainz

Demnächst erscheint in unserem Verlag:

Johannes Hohlenberg

Yoga und seine Bedeutung für den Europäer

In Wesen und Lehre des YOGA und seine Bedeutung für den Europäer führt dieses Buch ein:

Es ist ein Werk praktischer Lebenskunde, das in klassisch klarem Umriss die fünf großen Lehrformen der uralten indischen Weisheitslehre zeichnet, sie aber nicht in ihrem religiösen Ethos darstellt, sondern vor allem dem suchenden Menschen unserer heutigen Zeit nahebringt.

Anders als die mannigfachen modernen Heilsysteme des Abendlandes, die über ein körperliches oder geistiges Training nicht hinausgelangen, wird in diesem Buch ein *Weltbild* geschaffen, an dem sich zugleich eine innere Wandlung des Menschen vollzieht. Es lüftet den Schleier «Mayas», der großen Lebens-Illusion, und gibt den Blick auf das Göttliche als den alles bewegenden Seinsgrund frei.

So gesehen, ist es in seiner glaubensvollen Schau auf die künftige Entwicklung der Menschheit auch eine Kampfansage gegen den Weltpessimismus Spenglerscher Prägung.

WOLFGANG KRÜGER VERLAG

